Schloß Stolpen.

Erster Theil.

Schloß Stolpen

oder

Erinnerungen aus dem Leben der Gräfin von Cossell.

Historischer Roman

von

Franz Lubojatzky.

Erster Theil.

Dresden,
Arnoldische Buchhandlung
(Verlags-Conto).
1853.

Immer Neues erzeugend, begräbt die Zeit das Gewesene unter ihrem auflösenden Hauche, sie zerstreuet und verweht; die Geschichte aber folgt ihr Schritt um Schritt, sie sammelt auf dem Schauplatze des schnell vergehenden Lebens die Erinnerungen an Großes und Kleines und macht sich so zur Lehrerin und Führerin der kommenden Geschlechter. Verwehen und Sammeln sind die Aufgaben dieses unzertrennlichen Schwesterpaares, das sich immerdar die Hände bietet, die Eine dem ewigen Gesetze gehorchend, die Andere das ewige Gesetz lehrend.

Unsere vorliegende Erzählung umschließt ein Kapitel Geschichte aus einer Zeit, deren Ereignisse nicht sowohl auf Deutschland im Allgemeinen, als besonders auf Sachsen von größtem Einflusse waren, und, wir dürfen sagen, deren Folgen sich noch jetzt in ihrer Nachwirkung darstellen. Die Leidenschaften gaben sich in jener versunkenen Zeit weit offener, sie traten unver-

hüllter auf den großen Markt des Lebens, wogegen sie jetzt unter der Sammetmaske einhergehen und sich, gleich guten Schmugglern, die alle Fährlichkeiten ihres Gewerbes genau kennen, in der Stille Geltung zu schaffen versuchen. Die offen auftretenden, sich zuweilen sogar mit ihrer eigenen Schande brüstenden Leidenschaften jener Zeit bilden den Grundton unserer nachfolgenden Schilderungen, zu deren Hauptfigur wir eine berühmte, in mancher Beziehung berüchtigte, jedenfalls aber von der großen Welt zu hart verurtheilte Frau wählten. Ihr vielbewegtes, theils glänzendes, theils trauriges Leben bietet den reichsten Stoff zu einer des Lesers Aufmerksamkeit spannenden Erzählung. Im Voraus weisen wir jedoch jede Vermuthung, als wollten wir das Andenken an „das galante Sachsen" bei der Lesewelt erneuern, mit Entschiedenheit ab. Unsere Geschichtserzählung erstrebt einen edleren Zweck, als der Frivolität zu huldigen.

Gräfin von Cossell*) hatte ihren Aufenthalt im St. Johannisthurm der alten Bergfeste Stolpen so

*) Wenn die Schreibart des Namens der Gräfin dem Leser abweichend von der jetzt gebräuchlichen erscheint, so dürfte dieser scheinbare Fehler dahin zu berichtigen sein, daß ein Theil der von ihr eigenhändig geschriebenen und natürlich auch von ihr unterzeichneten Briefe (die dem Verfasser zur Durchsicht vorgelegen) die Unterschrift: „la Comtesse de Cossell" trugen.

lieb gewonnen, daß, als fünf Jahre nach dem Tode ihres königlichen Geliebten, des starken August, dessen ihm auf dem Throne nachfolgender Sohn ihr die Freiheit anbieten ließ, sie darum nachsuchte, bis zu ihrem Tode den Thurm bewohnen zu dürfen, was ihr auch, ohne irgend eine Beschränkung der ihr nun nach 22jähriger Gefangenschaft gewordenen Freiheit, gewährt wurde. Ob es einzig und allein die zu ihrem bisherigen Gefängnisse durch die langjährige Gewohnheit ihr eingeflößte Vorliebe war, welche sie zu dem erwähnten Gesuche bestimmte, oder ob die Furcht, sich in einer Welt wieder bewegen zu sollen, die ihr fremd geworden und welche zu lieben sie eben keine besondere Ursache hatte, oder vielleicht auch eine Regung des Stolzes, des Ehrgeizes, sich durch diese freiwillige Gefangenschaft einen Namen zu machen, ist schwer zu entscheiden, und es könnte wohl möglich sein, daß alle drei aufgeführten Vermuthungen die Hebel zu dieser seltsamen Bitte waren.

Gräfin von Cossell konnte nicht mehr erwarten, daß man ihr, wenn sie sich wieder dem Leben in der großen Welt zuwendete, mehr als ein vorübergehendes Erstaunen, sie wiederzusehen, zollen würde. Sie war nahe dem sechszigsten Lebensjahre, der Flimmer der Jugend lag hinter ihr, somit auch

die Berechtigung, sich zum Mittelpunkte der Bewunderung zu machen. Das, weibliches Gefühl so tief verletzende Bewußtsein, zu dem „Vergangenen“ zu gehören, würde gerade sie, die ehemals zu gebieten gewöhnt gewesen war und Alle um sich stets ihr zu huldigen bereit gesehen hatte, am empfindlichsten berührt haben; als eine gefallene Größe von ehemals hätte man sie unbeachtet gelassen.

Zu dieser auf ihren Entschluß, eine Bewohnerin der Bergfeste bleiben zu wollen, wahrscheinlich sehr stark einwirkenden Reflexion kam noch das Bewußtsein, einem Uebel unterworfen zu sein, welches wir wohl am geeignetsten ein Erzeugniß des harten Schicksalswechsels, der sie betroffen, und des die ersten Jahre ihrer Gefangenschaft so traurig bezeichnenden Grames nennen können. Sie verfiel nämlich zuweilen in so tiefe Schwermuth, daß sie dann ganz theilnahmlos für Alles blieb. Diese Anfälle periodischer Geistesverdüsterung glichen durchaus nicht dem Wahnsinn; obwohl sich die Sage verbreitete, sie sei oft geistesirre, so konnte doch Niemand einen triftigen Beweis solchen Zustandes beibringen. Uebrigens wäre es auch nicht etwas Wunderbares gewesen, wenn sie, die so Vieles erlebt und deren Geiste sich die seltsamsten Erinnerungen aufdrängen mußten, sobald er sich dem Nachdenken

hingab, einem Anhauche von Wahnsinn verfallen wäre. Die Demüthigung, welche ihr stolzer, leidenschaftlicher Charakter erfahren, der Sturz, den sie aus der Sonnenhöhe des Thrones in die Einsamkeit eines von dicken Mauern umschlossenen Gefängnisses gethan, berechtigten sie zu einer außergewöhnlichen Empfindlichkeit ihrer geistigen Natur. Gemeine Seelen werden nie Großes empfinden, und Frau von Cossell gegehörte nicht unter die ersteren, sie war besser als ihr Ruf; nur jene schandbaren Creaturen am Hofe des starken oder prächtigen August, denen sie ein Dorn im Auge war, weil sie in ihr keine unterthänige Maitresse, sondern die gebietende Herrin erkannten, überlasteten ihren Namen mit Schmach und fanden viele Nachtreter in diesem gut ausgefahrenen Weltgleise.

Der im zweiten Hofe des alten Bergschlosses Stolpen befindliche St. Johannisthurm war, wie schon erwähnt, anfänglich ihr Gefängniß, zu der Zeit, als die Ereignisse unserer Geschichtserzählung beginnen, aber ihre freigewählte Wohnung. Der edeldenkende Erbauer dieses Thurmes, Johann der Sechste, Bischof von Meißen, hatte sicher nicht geahnt, daß dies mit seinem Namen bezeichnete Gebäude, welches er zu dem Zwecke, Nebenmenschen, die ihm nicht nach Gefallen lebten, auf kürzere oder längere Zeit beseitigen zu kön-

nen, hatte aufführen lassen, dereinst das Asyl einer vielgenannten galanten Frau werden sollte. Der Thurm umfaßte in seinem Innern drei Abtheilungen. Die erste bestand in den unterirdischen Gewölben, welche schon einige Zeit vorher, ehe die Cossell den Thurm als Gefangene bewohnte, ihrer Bestimmung entfremdet oder außer Gebrauch gesetzt worden waren. In jenen finsteren Zeiten, als die meißnischen Bischöfe noch Herren des alten Bergschlosses waren und kein Mittel unversucht ließen, die der Lehre Luther's zugethanen Prediger ihrer Diöces anderen Sinnes zu machen, schmachteten unglückliche Priester in diesen unterirdischen Kerkern. Schwere Flüche, zahllose Verwünschungen verhallten damals an den dicken Mauern, die keinen Klagelaut zur Oberfläche dringen ließen. Nur der Tod erlöste die Elenden, die hier nach in der Marterkammer überstandenen Qualen mit wundenvollen, zerrissenen Gliedern auf feuchtem Strohlager in vollem Sinne des Wortes vergingen. Mittels Leitern oder eiserner Kloben gelangte man hinunter zu diesen in dem Fundamente des Thurmes verhüllten Höhlen des Jammers.

Die zweite und dritte Abtheilung, das eigentliche St. Johannisgefängniß und der Richter Gehorsam genannt, gehörte zur Verfügung der Gräfin. Die Wohnungen zu ebener Erde waren für deren Diener=

schaft eingerichtet, das erste Stockwerk enthielt ihre Gemächer, das zweite ihre Bibliothek. Durch die Zeit war gewissermaßen eine Harmonie zwischen der Ausschmückung ihrer Wohnzimmer und dem Anstrich der ganzen Wohnung herbeigeführt worden. Die goldledernen Tapeten, welche früher schon eine lange Reihe von Jahren in einem der königlichen Prachtpaläste zur Verzierung gedient hatten und in aller Eile einige Tage früher, ehe man die Gräfin hierher brachte, hier aufgehangen worden waren, wiesen bereits manche mißliche Stellen, der Glanz der eingepreßten Goldblumen war scheinigt oder verwischt, die Vergänglichkeit trat hier recht sichtbar zu Tage. Indeß gehörte immerhin eine gewisse Aufmerksamkeit dazu, um dies Verbleichen alter Herrlichkeit zu gewahren, denn in der Regel herrschte in diesen Gemächern eine Art Zwielicht, die in den außerordentlich dicken Mauern tief eingenischten und vergitterten Fenster hinderten das Eindringen des vollen Sonnenstrahles. Um eine Galanterie gegen die gefallene Gebieterin des lustigen Hofes zu Dresden an den Tag zu legen, hatte der damalige Commandant der Bergfeste, der Oberst-Leutnant Herr von Wehlen, ihr ein kleines Fleckchen Erde am Fuße des Thurmes zur Anlegung eines Gärtchens bewilligt, welches sie mit vieler Sorgfalt pflegte. Der Cavalerie-Oberst

von Boblik, welcher später die Commandantur übernahm, erwies sich der Gefangenen weniger zugeneigt, als sein Vorgänger, weshalb die Gräfin oft in bittere Klagen sich erging. Wenn der Aufenthalt in einer solchen sehr beschränkten und im Ganzen bedeutungslosen Festung für nicht zum Militärstande gehörende Personen schon nicht angenehm zu sein pflegt, so wußte Herr von Boblik denselben durch scharfe und strenge Befehle dem Dienstpersonale der Gräfin noch viel unleidlicher zu machen, indem er deren Freiheit sehr beschränkte. Aus diesem Grunde hatte die Gräfin den immerwährenden Aerger, sich stets in Verlegenheit hinsichtlich ihrer nächsten Umgebung gesetzt zu sehen, mit jedem Halbjahre fast hatte sie neue Gesichter um sich, und dieser stete Wechsel vereinsamte sie nur noch mehr, da sie kein Vertrauen zu diesen ihr unbekannten Miethlingen fassen konnte, wie diese auch nicht zu ihr. Nur eine Seele war ihr im Unglück treu geblieben, ein Diener, Namens Christiansen. Gleichsam durch seine Geburt — sein Vater war der langjährige Diener ihres Vaters, des königl. dänischen Obersten und holsteinischen Edelmannes, Joachim von Brockdorf — war ihm eine unerschütterliche Anhänglichkeit an die Familie von Brocksdorf in's Herz gepflanzt und anerzogen. Kaum um zwei Jahre älter als die Tochter

des Obersten, begleitete er diese, als sie, 15 Jahr alt, das väterliche Besitzthum Deppenau in Holstein verließ, um der Prinzeß Sophie Amalie von Holstein-Gottorp als Hoffräulein nach Wolfenbüttel zu folgen, wo Sophie die Gemahlin des Prinzen August Wilhelm, nachmaligen Herzogs von Braunschweig, wurde.

Seit jener langen Zeit war Christiansen, das Muster treuer Ergebenheit, ihr Diener, welcher weniger in den engen Schranken dieser unterthänigen Stellung sich bewegte, als größtentheils ihre Geschäfte zu besorgen hatte. Die durch lange Jahre erprobte Treue und Redlichkeit dieses Mannes, welcher mit voller Wahrheit sagen konnte, „er kenne ihres Glücks und Unglücks ganzen Weg", hatte auf Seiten der Gräfin das unbedingteste Vertrauen zu ihm hervorgerufen, ja, in den letzten Jahren ihrer Gefangenschaft gewann er eine Art Herrschaft über sie, so daß sie sich nicht selten seinen Ansichten fügte. Sie hatte dabei nichts zu wagen, Christiansen besaß einen unerschöpflichen Fond von Rechtschaffenheit, obwohl diese keineswegs mit glatten Manieren verbunden war. Im Gegentheil besaß dieser bewährte Diener jene Redeweise, die man gewöhnlich mit „Geradezu" bezeichnet. Er war ein vollkommener Sohn seiner Heimath, kurz, öfters gröb-

lich, aber bieder. Das Leben am Dresdener Hofe hatte ihm keine Glätte gegeben, die feine Bildung und die ceremonielle Höflichkeit waren an ihm wie brandende Wogen an einem Urfelsen abgeglitten, worauf er auch nicht wenig sich zu gute that.

Diesen treuen Christiansen erwartete Gräfin von Cossell an einem Septembernachmittag des Jahres 1740 von Bautzen zurück, wohin er in ihrem Auftrage vor ein paar Tagen gefahren war. Aus einem Fenster ihres Bibliothekzimmers im zweiten Geschoß des Thurmes überschaute sie die von genannter Stadt nach dem unterhalb des Bergschlosses gelegenen Städtchen Stolpen führende Straße. Einzelne Fußgänger, Landleute mit Ackergeräthschaften waren wohl auf derselben zu sehen, jedoch kein anderes Fuhrwerk, in welchem sie Christiansen hätte vermuthen können. Die unbefriedigte Sehnsucht verdüsterte der Gräfin Gesicht ein wenig, sie lehnte sich unmuthig in die Fensternische zurück. Obwohl der St. Johannisthurm nicht auf jener Seite des Basaltkegels sich erhebt, auf welcher das Städtchen gebaut ist, so gestattete doch die Höhe, von welcher die Gräfin herabsah, einen Blick über das nach der Morgenseite oder außerhalb des Oberthores gelegene, freilich nur aus einer kleinen Anzahl von Häusern bestehende und mit dem Namen Vorstadt bezeich-

nete Anhängsel des Städtchens und somit auch die Beobachtung der von der Morgenseite sich herziehenden Bautzener Straße.

Eine tiefe Stille waltete in dem Gemache, das geräuschvolle Leben des Tages schien in dieser Höhe seine Berechtigung verloren zu haben, und der Wohllaut der Ruhe verwischte bald wieder den Schatten des Unmuths, ihre Hoffnung getäuscht zu sehen, von dem Antlitz der Gräfin. Ihre äußere Erscheinung, obschon sie bereits das sechszigste Lebensjahr angetreten, konnte immer noch das Prädikat „schön" beanspruchen. Wohl selten konnte man eine Frau finden, deren Schönheit die Bezeichnung „unverwüstlich" so ausschließlich verdiente. Nur unmerklich war der Einfluß der Jahre auf sie gewesen, sie wies immer noch wie ehemals in den Tagen ihrer Jugend die hohe junonische Gestalt, vor welcher sich so Viele in den Staub gebückt hatten. Die üppigen und doch so edlen Formen ihres Körpers hatten sich unverändert erhalten, ohne jenen beiden Gegensätzen, die man so häufig an Frauen von so vorgeschrittenem Lebensalter bemerkt, zu verfallen, nämlich: Aufgedunsenheit, Corpulenz oder Magerkeit.

Ein silbergraues Seidenkleid umhüllte jetzt diese edle Gestalt, die ein Gott zum Herrschen bestimmt hatte. Auch die unbedeutendste Bewegung ihres Kör-

pers trug den Anhauch schöner harmonischer Plastik, keine Unnatur haftete an diesem Meisterstücke der Schöpfung, selbst die Leidenschaftlichkeit, die ein Grundzug ihres Charakters war und welche fast auf alle Staubgeborene von verderblicher Einwirkung ist, indem sie leider nur zu oft das Schöne zum Zerrbilde umwandelt, verlor ihren Einfluß auf die äußere Erscheinung der Gräfin. Der leidenschaftlichste Erguß der Entrüstung, des Schmerzes schien für sie nur dazu bestimmt, der ihr so natürlichen, angeborenen hohen Tragik den gebührenden Ausdruck zu geben, und so war sie im Zorne schön wie in der Freude anmuthig. Der Ausdruck des Schmerzes, der bei ihrem leicht empfindlichen Gemüthe schnell geweckt wurde, regte stets zu Mitgefühl, zu inniger Rührung an. Auf kurze Zeit hatte sie das Haupt wie ermüdet auf den Busen niedersinken lassen, und als sie das Antlitz wieder aufrichtete, um auf's Neue einen Blick auf die Straße hinauszuwerfen, zeigte sich in dem langsamen Erheben desselben der Ausdruck von Hoheit, von würdevollem Bewußtsein. Der schön geformte, volle und blendend weiße Hals erinnerte hinsichtlich der ruhigen, von vornehmer Nachlässigkeit begleiteten Bewegung beim Aufrichten des Hauptes an den anmuthigen Anblick, den Schwäne gewähren, wenn sie scheinbar bewegungslos

auf klarer Fluth schwimmen und plötzlich, durch einen Gegenstand angeregt, den zurückgebogenen Hals in stolzer Ruhe erheben. Das Antlitz selbst wies nur unmerkliche Vertiefung der Züge. Diese geringe Einwirkung der zerstörenden Zeit war nicht im Stande, der Schönheit ihres Gesichtes irgend einen Eintrag zu thun, im Gegentheil trug sie dazu bei, den vorwaltenden Ausdruck des Heroismus schärfer hervorzuheben. Ein Blick in dies Antlitz deutete an, daß das große Schicksal seinen Trägern einen unverwischbaren Grundton verleiht, nur das Grab vermag dies Gepräge zu zerstören. Bei der Gräfin war dasselbe auf's Innigste mit der edlen Schönheit verwebt, welche früher so hohe Bewunderung erregt hatte. Der zarteste weiße Teint, von einem Anhauch sanfter Röthe auf den Wangen durchschimmert, gab ihrem Antlitze das Aussehen fast jugendlicher Frische, ein schwarzes Augenpaar unter hohen Brauen goß das volle Licht seiner seelenvollen Strahlen über das reizende Oval ihres Gesichtes, welches von offenem, in Locken auf Schultern und Nacken ruhendem und von einem einfachen Goldreif zusammengehaltenem dunkelbraunem Haar umflossen war. Die hohe glänzendweiße Stirn, auf einen stolzen denkenden Geist deutend, die feingeschnitzte Nase, das volle rundliche Kinn vollendeten das schöne Bild, das

diese Frau gewährte, von welcher man sagen konnte, sie sei eben in das Stadium der reiferen Jahre getreten, ohne den Zauber jugendlicher Schöne verloren zu haben.

Der ruhige Ausdruck der Erwartung in ihrem Antlitze erfuhr plötzlich eine Veränderung, sie bemerkte auf der Straße einen Wagen dem Städtchen zufahren. Je näher derselbe kam, desto deutlicher trat in der Gräfin Zügen der Ausdruck des Gefühls eines befriedigt gewordenen Wunsches hervor. Sie verfolgte den rasch heranrollenden Wagen so lange mit ihren Blicken, bis derselbe zwischen den Häusern verschwand. Es war eins jener Fuhrwerke, wie man sie in Polen so häufig sieht und wie sie vordem auf den Leipziger Messen zahlreich erschienen, nämlich die gewöhnliche Reiseequipage jüdischer Handelsleute, eine Art Korbwagen mit Plaue überzogen, mit Strohsitzen im Innern, leicht und zerbrechlich, von wenig Eisen beschwert und von vier neben einander gespannten Pferden von der kleinen unverwüstlichen polnischen Race gezogen, die nie durch körperliche Ueberfülle im schnellen Laufe gehindert werden, nicht von vielem Riemwerke belästigt, nur mit Stricken angeschirrt zu sein pflegen.

Als das Fuhrwerk den Blicken der Gräfin entzogen war, verließ sie das Bibliothekzimmer, um sich

in ihre Wohnung hinab zu begeben. Ihr Gang war leicht und sicher und harmonirte vollkommen mit der graziösen Haltung ihres Körpers; auch in dieser Beziehung hatte die Zeit, die so gern Alles niederbeugt, keine Einwirkung auf sie äußern können.

Das Wohngemach der Gräfin war sehr einfach möblirt. Außer einem Glasschranke von Nußbaum, in dem eine Menge jener allerliebsten Spielereien, wie die Meißener Porzellanfabrik sie lieferte und welche man unter dem Namen „Nippes" kennt, sich befand, zeigte sich daselbst ein rothsammetner Armstuhl mit ein wenig rückwärts gebeugter Lehne, auf deren Ueberzug das gräflich Cosell'sche Wappen prangte; jedoch war der Sammet, sowie die Wappenstickerei etwas stark verschossen, der langjährige Gebrauch trug die Schuld davon. Zwei einfache Lehnsessel mit gleichem Ueberzuge standen an einem in der Mitte des Zimmers befindlichen Tische, dessen Füße köstliches Schnitzwerk zierte, welches ganz dem phantastischen Geschmacke des letzten Jahrzehends des vergangenen Jahrhunderts entsprach. Ueber diesem Tische, auf dessen kunstvoll gemaserter Platte Schreibmaterialien und Bücher verstreut lagen, hing eine silberne Ampel an zwei Ketten von gleichem Metall. Außer einem gepolsterten und mit rothem Sammet bezogenen Fußbänkchen sah man

zwischen zwei silbernen, mit Kerzen besteckten Leuchtern eine alterthümliche Stutzuhr auf dem vorspringenden Simms des Kamins, dessen Thüre jetzt geschlossen war.

Das Bild des verstorbenen Churfürst-Königs, ihres wankelmüthigen treulosen Geliebten, hing in großem breitem Goldrahmen einem langen schmalen Venetianerspiegel gegenüber.

Gräfin Cossell ließ sich in den Armstuhl nieder und gab sich, das Gesicht mit den Händen bedeckend, dem Nachdenken hin, aus welchem sie sich aufrichtete, um mehrere der Schriften vom Tische zu nehmen und durchzulesen.

„Sollte ich mich getäuscht haben?" sagte sie nach einer ziemlichen Weile ungeduldig zu sich — „sollte das nicht Abramowicz's Fuhrwerk gewesen sein, mit welchem Christiansen zurückkehrt? — warum wäre das unmöglich? es würde nur eine Bereicherung der vielen Täuschungen sein, die mein Leben zu einer Kette von Widerwärtigkeiten gemacht haben." — Unwillkürlich flog ihr Blick zu dem Bilde des Königs hinauf und hing lange daran; ein ganz seltsamer Ausdruck von Zorn, Trauer und Schmerz überbreitete und verdüsterte ihr Antlitz.

„Daß du das an mir thun konntest!" rief sie leise — „und daß ich kein Mittel finde, diese Erin-

nerung aus meinem Gedächtnisse auszulöschen! — ja, dein Herz war zu weit für die Brust eines Königs; darum konntest du das Heilige nicht festhalten in deiner Seele, du vergaßest Alles, um einen Thron zu erringen, und die Treue verläugnetest du, weil du an Treubrüche gewöhnt warst. Ich hätte dir fluchen sollen, weil du mich der Niederträchtigkeit deiner Schmeichler aufgeopfert — ich habe dir aber verziehen, ich mußte dir verzeihen, weil — ich dich liebte. Was waren denn meine Fehler? habe ich mehr gesündigt als du? — o August! August! du warst mein Gott, ich betete dich an in deiner Schönheit und glaubte an die Krone, die du mir verheißen — du machtest dich aber zu meinem Richter und gabst mir einen Kerker für ein Königreich — und doch liebte ich dich noch! — das war der Widerspruch in meiner Seele." Die Erinnerung an den furchtbaren Schicksalswechsel, der sie getroffen, schien jetzt ihre ganze Seele zu füllen; die Augen auf das Bild gerichtet, blieb sie stumm in den Armstuhl gelehnt, bis Christiansen's Stimme im Vorgemache hörbar wurde.

Jetzt veränderte sich mit einem Male ihre Stimmung, sie überstrich die vom Nachdenken heiß überflogene Stirn mit dem Taschentuche, athmete tief auf und erwartete dann den eintretenden Diener.

Christiansen's rothes Gesicht strahlte von großer Befriedigung, als er seiner Gebieterin meldete, er bringe den Abramowicz mit, und die Neuigkeit, die dieser der gnädigen Frau zu erzählen habe, werde dieselbe ganz besonders erfreuen. „Dieser Jude ist, aufrichtig gesagt, im kleinen Finger mehr werth als Hunderte von Christen am ganzen Leibe," fuhr Christiansen eifrig fort — „er ist pünktlich und zuverlässig, und verschwiegen wie das Grab. Wollte sich der dürre Corporal von der Thorwache unten sein Späßchen mit ihm erlauben und ihn per Hund traktiren; ich habe ihm aber so derb den Staar gestochen, daß er nicht so leicht wieder einen Juden chikanirt."

Die Gräfin kannte die Eigenthümlichkeiten Christiansen's zu genau, als daß sie nicht hätte wissen sollen, welche große Freude sie ihm gewähre, wenn sie ihm erlaubte, seinem Grolle Worte zu geben. Es war von ihrer Seite eine kleine Gefälligkeit, die sie dem treuen Diener erwies, und welche bei demselben viel aufwog, obwohl es ihr für jetzt lieber gewesen wäre, Abramowicz sprechen zu hören.

„Diese Soldaten maßen sich oft einen unerträglichen Ton an, ich kenne das; der Herr Commandant hat mir diese Lehre zur Genüge gegeben," sagte sie also nach einer Weile.

„Gewiß, Ew. Gnaden, der Herr General-Major von Boblik sind darin mit besonders gutem Beispiele vorangegangen, und man sollte sich eigentlich nicht wundern, daß seine Kriegsknechte keine Raison gegen distinguirte Personen zu nehmen wissen, da sie von ihrem Chef nichts Besseres sehen. Aber diesen Leuten darf man nie etwas schuldig bleiben, weil sie sonst bei nächster Gelegenheit Einem über den Kopf wachsen. Das habe ich denn auch redlich und auf gut Holsteinisch gethan. Was? Ihr wollt Euch über den Juden lustig machen? wer seid Ihr denn, abgeschälte Zeltstange, daß Ihr Euch auf Euer Christenthum, auf Eure bunte Jacke und auf Eure magere Kost so erschrecklich viel einbildet? frug ich den dürrleibigen Corporal. Ich meine, Ihr thätet viel besser daran, das ungewaschene Maul mit einem Stück Brod zu stopfen, als Eurer Zunge freien Spaziergang zu lassen. Was schiert's Euch, wenn meine Excellenz, der Veränderung wegen, mit einem Juden sich unterhalten will? Denkt doch um Gotteswillen an die Zeit, wo Ihr die bunte Jacke abgelegt haben werdet — was seid Ihr denn dann? he? Euer Gnadenthaler ist zum Verhungern gerade ausreichend, und 's bleibt Euch nichts übrig, als klopfen zu gehen, wo sich eine Thüre findet. Mit Euch tauscht kein Jude, so schlecht und gering auch mancher

sein mag. Nehmt Euch in Acht, daß Eure lange Zunge Euch nicht einmal in ein Bad hineinredet, das Euch wenig gefallen möchte. Ich prophezeie Euch ein solches bei nächster Gelegenheit und werde Euch dann ein Wohlbekomms dazu wünschen. — Mit diesen Worten führte ich den Abramowicz weiter und ließ den dürren Kriegsknecht verblüfft stehen."

„Du hast sehr recht daran gethan, Christiansen," bestätigte die Gräfin — „man darf sich von Leuten dieser Art nie etwas gefallen lassen. Laß jetzt den Abramowicz eintreten und halte Dich bereit, ihn wieder aus dem Schlosse zu geleiten. Ich wünsche nicht, daß der Mann beleidigt werde."

„Da stehe ich gut dafür, Ew. Gnaden," entgegnete Christiansen und verließ das Gemach, in das nach einer kleinen Weile der Jude Abramowicz eintrat.

In dem Aeußeren dieses Mannes fand der Typus eines polnischen Israeliten den vollkommensten Ausdruck. Abramowicz, ein Warschauer Handelsmann, der jedes Jahr die Leipziger Ostermesse bereiste, um seine Einkäufe an Ort und Stelle zu machen, war eine hagere große Figur, deren Gesicht die jüdische Abkunft beim ersten Anblick verrieth. Der durchgehends scharfe Schnitt der Gesichtspartieen, das Vortreten der Backenknochen, die stark vorspringende spitze Nase, das

gleichfalls spitze Kinn, die aufgeworfenen Lippen, von welchen eigentlich nur die Unterlippe zur Geltung kam, da die obere von einem starken Barte überhangen wurde, der, sich mit dem Backenbarte vermengend, am Kinn wie ein dichtes Gestrüpp in spitzem Dreieck zusammenlief und bis zur Brust herabreichte, die aus den tiefen Höhlen glänzend hervorleuchtenden Augen, der braungelbliche Teint, welcher, besonders wenn keine Aufregung das scharf markirte Gesicht des Juden in Bewegung setzte und er die Augen geschlossen hielt, demselben den Anstrich des Ehernen verlieh, dies Alles deutete auf die orientalische Abstammung. Zu diesem Nationaltypus kam nun noch das eigenthümliche Kennzeichen polnischer Juden, die an beiden Schläfen herabfallenden, mit vieler Sorgfalt gedrehten langen Locken, welche, gleich herabhängenden Schellen, bei jedem Schritte in Bewegung waren und hin- und herflogen. Ein hoher Fes von schwarzem Pelz deckte seinen Kopf, ein weiter faltiger schwarzseidener Talar seine ganze Gestalt bis auf die Oberblätter der Schuhe herab.

Mit einer tiefen Verbeugung blieb Abramowicz am Eingange des Gemaches stehen.

Die Gräfin ließ eine kleine Weile verstreichen, ehe sie ihn anredete.

„Abramowicz,“ sagte sie dann — „Dein Schrei-

ben habe ich durch meinen Anwalt, den Hofrath von Wichmannshausen in Dresden, empfangen, und daß mein Diener Christiansen Dich erwartete, mag Dir ein Zeichen gewesen sein, wie sehr der Inhalt Deines Briefes mich mit Erwartung erfüllt hat. Rede, Abramowicz, bist Du glücklich in der Dir übertragenen Nachforschung gewesen?"

Mit einem gewissermaßen feierlichen Tone hob der Jude an: „Wie die Kinder Israels in der Gefangenschaft waren zu Babylon, haben sie gefunden Trost in Allem, was da einer Nachricht ähnlich sah aus der Heimath der Väter, aus dem Lande ihrer Verheißung. Jeder, der ihnen brachte eine Meldung von da her, war ihnen ein Freund, sie schauten ihn an wie einen Heiligen, der gekommen sei zu ihrer Hoffnungsstärkung. Denke ich doch, wenn auch nicht zu sein ein Heiliger, doch Einer, der Ew. Excellenz geben kann eine gute Nachricht."

„Du siehst mich begierig, sie zu hören."

„Ich habe verfolgt die mir angedeutete Spur nach dem verlorenen Sohne, habe gesucht zu erforschen, welcher von den jüdischen Musikanten der verstorbenen königlichen Majestät von Polen jemals im deutschen Lande gewesen — 's war doch kein leicht Geschäft, denn der Jahre sind während der Zeit fast ein Viertel-

hundert hingeschwunden, und viele von den jüdischen Spielleuten sind unterdeß versammelt worden zu ihren Vätern. Nach emsiger Forschung ist mir endlich zu Ohren gekommen, daß in Krakau die Wittwe eines königlichen Pfeifers lebe, der zwei Söhne hinterlassen haben und in früheren Jahren einmal bei einem Verwandten in Deutschland gewesen sein solle zu Besuch oder eines Geschäftes willen. Ich ließ mir nicht verdrießen die Reise nach Krakau, um zu hören und zu sehen an Ort und Stelle. Ich hatte recht daran gethan. Was ich hörte von unsern Leuten in Krakau stimmte Alles zu der mir angegebenen Spur, die Wittwe selber war eine deutsche Jüdin, die hineingeheirathet hatte nach Polen. Nur einer von ihren beiden Söhnen lebte bei ihr oder sie bei ihm, denn der Mann hatte nichts hinterlassen als eine traurige Armuth, weswegen sie, als er gestorben war, den einen Sohn nach Lemberg gegeben, wo sich befindet eine von den Reichen unseres Volkes gestiftete Erziehungsanstalt für Lehrer. Den andern hatte sie, durch die Barmherzigkeit wohlhabender Krakauer Juden unterstützt, in eine Schule gebracht, in der er Sprachen lernte und zum großen Handelsgeschäft herangebildet wurde, und aus welcher ihn einer der reichsten Handelsleute nahm, der ihm Anstellung gab in seinem Comptoir. Der Nathanael zeichnete sich aus

durch einen offenen Kopf, durch eine schöne Körperbildung und gewandtes Wesen, wie man es sieht an den Kaufleuten von Frankreich; aber er zeichnete sich auch besonders dadurch aus, daß er wenig besaß von dem äußeren Typus unserer Nation. Hätte man nicht gekannt seinen Vater, welcher ein treuer Mann in Israel gewesen, so würde man den Nathanael angesehen haben für einen Eingeschwärzten. Ehe ich mich begab zu der Wittwe, wollte ich Nathanael selber sehen, und als ich ihn sah, hatte ich keinen Zweifel mehr in mir, daß fremdes Blut in seinen Adern sei. Wäre er gekommen in dem prunkenden Kleide eines Cavaliers, wie sie sonst zu Hunderten waren am Hofe des Königs zu Warschau, ich würde ihn als für das Kleid geboren angesehen haben; der Kaftan aber, in dem er als Jude ging, schien nicht passend für seine rasche Beweglichkeit, für seinen vornehmen Blick, für ihn, der wohl die Feder lieber vertauscht hätte mit dem Degen und den Comptoirschemel mit dem Rücken eines muthigen Rosses."

Die Gräfin hielt bei dieser Schilderung, welche Abramowicz mit mehr Weitschweifigkeit machte, als zu einer schlichten Erzählung eigentlich gehörte, die rechte Hand auf's Herz gedrückt, als wolle sie das lebhafte

Klopfen desselben beschwichtigen. Nach einer Weile redete Jener weiter:

„So ging ich denn zu der Wittwe des Pfeifers. Was erschrak sie, als ich ihr zusagte auf den Kopf, was es für eine Bewandniß habe mit ihrem Sohne Nathanael! sie war doch fast sprachlos vor Schrecken, als sie erfuhr, daß ich wisse um ein so lange verborgenes Geheimniß. Aber als sie sich erholt hatte von der ersten Angst, läugnete sie Alles und verschwor sich, daß sie nichts wisse von dem, was ich redete. Was schwört Ihr unnütz, Frau? fragte ich — was hilft doch Euer Läugnen! Ihr seid eine Thörin, die das Auge schließet, weil es Morgen wird. Ueberlegt's Euch, ob Ihr die Hand fest geschlossen halten wollt, wenn Euch Jemand einen Säckel mit Goldstücken hineindrücken will, oder ob Ihr sie zu öffnen gesonnen sein würdet. Ich verspreche Euch guten Lohn und einen klingenden Segen für Euern Sohn; bleibt Ihr aber hartnäckig, so muß die Sache vor Gericht. Bis morgen zum Sabbathabend will ich Euch Zeit geben zur Wahl — Ihr seht mich da wieder bei Euch. — Und als ich am Sabbathabend in ihre Wohnung trat, fand ich sie mit rothgeweinten Augen und ganz verstört, wie vom schwersten Gram, in einem Winkel der Stube sitzen; der Nathanael aber empfing mich und nahm statt ihrer

das Wort, indem er fragte: Was ist das für eine Sache, die Ihr mit meiner Mutter auszumachen habt? Ich meine, es würde Euch mehr helfen, wenn Ihr mit mir darüber redetet, da es wohl sein könnte, daß ich Euch eben so gut einen Aufschluß zu geben wüßte, als sie. Auch müssen Eure Scheinlinge (Augen) Euch sagen, daß ich hinaus bin über die Kinderjahre und wohl mitreden kann, wenn es Dinge betrifft, die jedenfalls Niemand mehr angehen als mich. — Aus der Rede merkte ich, daß er um Alles wisse, wovon ich geredet mit seiner Mutter, und daß ich an's Ziel gelangt sei. Was sollte ich länger zurückhalten mit dem Geheimniß? Ich vergaß nicht, mit einfließen zu lassen, daß es zum Glücke sein würde für den Gesuchten und für seine Pflegemutter desgleichen, denn Die, so mir den Auftrag gegeben, wäre von einem vornehmen Christengeschlechte und hätte des Geldes genug, um den Verlorenen reich zu machen und die an ihm gethane Wohlthat zu belohnen. Habe ich zu viel gesagt im Eifer, Excellenz?"

Die Gräfin verneinte schweigend durch ein Kopfschütteln, und Abramowicz fuhr darauf in seinem Berichte fort:

„Die Augen Nathanael's funkelten vor Vergnügen beim Anhören meiner Rede, und als ich damit

geendet hatte, trat er auf mich zu mit der Frage: Und Ihr meint, daß der Sohn, den Ihr sucht, aus dem Dunkel der Niedrigkeit hervortreten könnte, als Einer, der Recht und Anspruch auf mehr hat, als kümmerlich im Dienste eines Wechslers hinter den Rechnungsbüchern sein Leben hinzufristen? — Als ich das bejahte, rief er hastig: So geschehe an mir, denn ich bin der Gesuchte. — Die Frau aber, die bisher stumm im Winkel gesessen, sprang auf und schrie: Er lügt! er lügt! glaubt's ihm nicht. Nathanael ist mein Sohn, die Frucht meines Leibes! — Die Angst legt ihr die Lüge in den Mund, sagte Nathanael lächelnd — die Angst, mich zu verlieren, weil sie mich liebt, wie sie nicht heißer liebt den eigenen Sohn, den sie nach Lemberg gegeben, daß er ein Lehrer in Israel werde. Und darauf ging er hin zu ihr und schloß sie in seine Arme, liebkoste sie und sprach: Das ist eine verkehrte Liebe, die Euch Angst macht, wenn's mein Glück gilt. Es müßte Euch freuen, dazu beizutragen. Kann ich dafür, daß die Niedrigkeit und die Gewohnheit der Dienstbarkeit Euch überwachsen und jeden Wunsch nach Höherem in Euch erstickt hat? In meiner Seele ist es anders. Wenn ich gelesen habe in den alten Geschichtsbüchern unseres Volkes, so hat mir nichts mehr Freude gemacht, als der Maccabäer große Tha-

ten um Israel, und ich habe geweint, daß ich sein soll einer der Niedrigsten im Volke, während doch in mir lebt ein anderer Geist, als der der Demuth und Unterthänigkeit. Doch was wollen wir lange handeln um etwas, das Ihr nicht hindern werdet? Und dann flüsterte er der Frau noch Einiges in's Ohr. Was er ihr sagte, weiß ich nicht, die Wirkung davon aber sah ich, denn sie zuckte zusammen, als führe ihr ein schneidender Stahl mitten durch's Herz, und ich hörte sie schluchzen und sah, wie sie mit großer Heftigkeit den Nathanael umarmte, der sich hierauf mit den Worten zu mir wendete: Wenn Ihr morgen früh wiederkommen wolltet, so würdet Ihr sehen, wie die große Angst verschwunden ist aus ihrem Herzen, und sie würde Euch die Beweise vorlegen, daß ich der von Euch Gesuchte bin.

Und so geschah es auch wirklich. Als ich kam am nächsten Morgen in die Wohnung der Wittwe, fand ich sie ruhig, sie widerrief Alles, was sie gestern gegen mich gesagt, und legte die Beweise vor, daß Nathanael der von mir Gesuchte sei. Nathanael war zugegen, als sie das that, und als ich fragte: Warum habt Ihr Euch doch so unnütz gesträubt und zu läugnen gestrebt, daß er der ist, den ich suchte? verhüllte sie das Gesicht und begann wieder heftig zu weinen;

der Nathanael aber sagte: Laßt's Euch nicht wundern, daß es ihr so großen Kampf hat gekostet. Hängt sie doch an mir mit einer Zärtlichkeit, wie nur die rechte Mutter hängen kann an der Frucht ihres Leibes, und hat die Angst, daß sie hart gestraft werde, weil sie hat ein christlich Kind im Judenthume erziehen lassen, sie so sehr in Furcht gesetzt, denn sie ist eine getreue Mutter in Israel und hat gemeint, ein heilig Werk zu vollziehen. Es ist ihr denn auch schwer auf's Herz gefallen, daß ich um der Erhebung willen, so meiner wartet, abfallen könne vom Glauben Israels. — So schied ich denn von Beiden, die nun meiner Rückkehr warten mit Sehnsucht, denn ich habe nicht Euern gräflichen Namen genannt und streng geschwiegen, und meine Zunge gehütet, daß sie nicht ein Wort zu viel sage, das auf Vermuthungen führen könnte. Gegen eine von mir erlegte Summe händigte Nathanael die Beweise seiner Geburt an mich aus, die ich Ewr. Excellenz zur Prüfung mitgebracht habe."

Abramowicz zog unter seinem Talar ein dünnes, von grauem Papier verhülltes Päckchen hervor und legte es vor der Gräfin auf den Tisch.

In welche Spannung diese durch des Juden Erzählung versetzt worden, that sich jetzt erst kund. Mit einer Hast, welche an die große Leidenschaftlichkeit ihrer

Jugend erinnerte und fast erschreckend gegen das scheinbar ruhige Schweigen contrastirte, das sie bisher beobachtet, öffnete sie den papiernen Umschlag. Der Anblick der in demselben befindlichen Gegenstände entriß ihrem Munde einen Laut, der ebensowohl eine freudige Ueberraschung, als Schreck und Schmerz ausdrückte. Mit aufgehobenen Händen blieb sie eine Weile lang ohne Regung an dem Tische stehen.

Der Gegenstände, auf denen ihr Blick jetzt unverwandt haftete, waren nur wenige: ein feines Hemdchen für einen Säugling, zwei Unterbreitetücher von feinster Wolle und ein von einer Männerhand beschriebenes Blatt.

Das Hemd und die beiden Tücher waren mit dem eingestickten Cossel'schen Wappen versehen. Die sehr verblichene Schrift auf dem Blatte war in französischer Sprache, jedoch ohne Unterzeichnung eines Namens.

Die Gräfin betrachtete jeden der ihr vorliegenden Gegenstände, nachdem sich die Heftigkeit ihres Gefühls gemindert hatte, mit einer sichtbaren Rührung, und als sie den Inhalt des Blattes durchlesen, drückte sie dasselbe mit Inbrunst an die Lippen, und ihre Augen glänzten feucht. Sie schien Abramowicz's Gegenwart ganz vergessen zu haben, denn sie sank in den

hinter ihr stehenden Armsessel nieder und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Eine lange tiefe Stille herrschte nun in dem Gemache, endlich unterbrochen von einzelnen Worten, die die Gräfin in einem Zustande von Unbewußtheit aussprach.

„Welche Erinnerung! — ach, die Zeit ist ein Traum — ein böser Traum — damals und heute — wie soll ich es gut machen? — armer Nathanael! — deiner Mutter Herz ist zum Grabe geworden, das schweigen muß — armer Nathanael!"

Und wieder folgte eine lange Pause. Mit tiefem Aufathmen richtete sie endlich das niedergesenkte Haupt empor, und ihr Blick traf auf den Juden, der unbeweglich am Eingange des Gemaches verharrte.

„Abramowicz," sagte sie, die Hand nach ihm ausstreckend, „tritt näher. Ich habe wenig Ursache, Menschen zu lieben und Gutes ihnen zu wünschen, denn nur Wenige von ihnen haben nicht Böses an mir gethan. Zu diesen Wenigen gehörst Du, und möge Dich der Gott Deiner Väter segnen für die Wohlthat, die Du mir erwiesen." — Indem sie auf die Gegenstände deutete, welche als Inhalt des von Abramowicz ihr übergebenen Päckchens vor ihr auf dem Tische lagen, fuhr sie fort: „Das sind Zeugen aus jener Zeit, wo mein Glück versunken war — es

waren schlimme Tage — Tage, wo ich wahnsinnig werden zu müssen glaubte — wie Gespenster schauen sie jetzt herein in meine Gegenwart. Ich will nicht von dem Vergangenen reden, es stirbt mit uns — unter den Menschen gehöre ich zu den Gestorbenen, zu Denen, die keine Gegenwart, keine Zukunft, keinen Anspruch auf das warme Entgegenschlagen eines theilnehmenden Herzens mehr haben. Laß uns daher sprechen von der Zukunft Nathanael's."

Abramowicz neigte sein Haupt bejahend.

„Ich möchte ihn sehen, und doch darf er nie erfahren, wer Die ist, der die Natur ein heiliges Recht auf ihn gegeben. Rathe mir, Abramowicz."

Der Gefragte antwortete nach einer Weile: „Es handelt sich vielleicht um etwas Anderes, Excellenz, um die Frage: Soll er Christ werden, soll er Jude bleiben?"

„Jude!" rief die Gräfin mit bestimmtem Tone — „das Christenthum macht ihn nicht glücklicher, er soll nicht zum Ischariot werden an Denen, so seine Pfleger waren. Glaubtest Du, Abramowicz, ich liebte die Christen um des Namens willen, den sie führen? — Ach, Abramowicz, in diesem Thurme sind mir manche Stunden gekommen, deren Länge ich gekürzt habe durch vieles Nachdenken über diesen Gegenstand; ich bin vertraut worden mit den heiligen Schriften des Juden-

thumes und wünschte Jemand zu haben, der mit mir davon zu reden verstände und mich belehren könnte."

Abramowicz antwortete hierauf: „Wollte der Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's doch erleuchten die Herzen Aller, so unsere Feinde jetzt sind und Hasser unsers Glaubens, daß sie dächten wie Ew. Excellenz, so würde kein Wehklagen mehr sein in Israel um der Schinderei willen, die an unserm Volke geschieht."

Nach einer Weile fragte die Gräfin: „Wie lange verweilst Du auf der Leipziger Messe, Abramowicz?"

„Die Käufe werden bald abgeschlossen sein, und denke ich in vierzehn Tagen wieder auf dem Heimwege mich zu sehen."

„Gut, bis dahin habe ich Zeit, für Nathanael's Zukunft Sorge zu tragen. Ich will nicht, daß er als Diener arbeite im Hause eines Wechslers, er soll frei und selbstständig sein, wie seine Geburt ihn berechtigt. O wäre ich reich wie früher! — aber er soll entschädigt werden für die verlorenen Rechte mit Allem, was ich mein nenne. Abramowicz, begieb Dich auf Deiner Rückkehr durch Dresden zu meinem Anwalt, dem Hofrath von Wichmannshausen; er wird Dir die Verschreibung eines mir zustehenden Capitals einhändigen. Nimm die Hälfte für Dich, die andere gieb

Nathanael; es wird hinreichen, vor der Hand den Grund zu seiner Selbstständigkeit legen zu können."

„Es soll geschehen, wie Ew. Excellenz befehlen. Der Gott meiner Väter soll mich strafen hier und jenseits, wenn ich nur um den Werth eines Deuts an Eurem Willen makle."

„Schwöre nicht, Abramowicz! Ich glaube, Du bist ein treuer Mann in Israel; Schwüre verweht der Wind, wenn sie nicht in ein rechtschaffenes Herz eingeschrieben sind. Kann ich Dir anders danken, als durch Vertrauen in Deine Gewissenhaftigkeit? Hilf mir ein Mittel ausfindig machen, daß ich den verstoßenen Sohn sehen kann, ohne daß er ahnt, wer ich bin?"

„Könnte es doch nur geschehen durch ein Zeichen, das er an sich tragen müßte," redete der Jude nach einigem Nachdenken — „wie wäre es sonst möglich? ich weiß keinen andern Rath. Das Zeichen soll doch nur sein, daß er und kein Anderer es ist — meinen so Ew. Excellenz?"

„Ja, um jede Täuschung oder Verwechselung der Person zu verhüten," antwortete die Gräfin.

Eine Pause folgte.

„Ich habe es!" rief sie plötzlich — „so wird eine Täuschung unmöglich."

Sie erhob sich und öffnete den Glasschrank, aus dem sie ein kleines Kästchen herausnahm, dessen Form

und Arbeit — es bildete ein Herz, mit Gold- und Silberzindel verziert — auf ein ziemliches Alter schließen ließ. Das Innere desselben enthielt, nachdem die obere erhabene Hälfte abgehoben worden, einige Schmuckgegenstände. „Dieser Ring," sagte die Gräfin, indem sie ihm einen zur Ansicht hinreichte, „wird die beste Bezeichnung seiner Person sein. Es dürfte wohl schwerlich ein ähnlicher gefunden werden. Betrachte ihn, Abramowicz, und sage, ob es möglich ist, sich in diesem Zeichen zu täuschen."

„Es ist unmöglich!" bestätigte der Jude nach genauer Prüfung — „man muß ihn auf den ersten Blick wiedererkennen; ich habe doch noch keinen Ring von ähnlicher Arbeit gesehen."

„Nicht wahr," rief die Gräfin, „der Gedanke ist gut?"

Der Ring hatte in der That eine seltsame Form. An dem starken goldnen Reif befand sich eine zehnzackige, gleichfalls starke Goldplatte in Form eines Sterns, die Spitze jeder Zacke war mit einer kleinen Rosette (einem in Rosenform geschliffenen kleinen Diamant) besetzt, so daß diese wie kleine blitzende Stecknadelkuppen aussehenden Steine einen liegenden Kranz oder Ring bildeten. In Mitte desselben zeigte sich, kunstvoll aus einer Koralle geschnitten, die Figur eines fliegenden

Adlers, zwischen seinem geöffneten Schnabel ein Herz haltend. Dies im vollen Sinne des Wortes cameenartige Miniaturbild war von feinster Arbeit und in jeder Beziehung ein Meisterstück zu nennen, und als Seltenheit von nicht geringem Werthe.

„Ich übergebe es Dir, Abramowicz," hob die Gräfin an — „es ist ein Kleinod aus eines Königs Hand; Nathanael soll es an dem Mittel- oder kleinen Finger seiner linken Hand tragen. Daran will ich ihn einst erkennen. Die Art und Weise, wie er auf meinen Weg geführt werden soll, laß mich überdenken; vergiß nie, daß es ein Geheimniß bleiben muß, dessen Mitwisser Du jetzt geworden bist."

„Nie, so wahr ich hoffe, dereinst zu kommen in Abraham's Schooß!" betheuerte der Jude. „Ich werde doch der Frau Excellenz sogleich Nachricht geben von der Erfüllung des mir gewordenen Auftrags, sobald ich zurückgekehrt sein werde nach Hause."

„Du kennst die Adresse, wohin Du Deine Briefe zu richten hast. Gott sei Dein Schutz, Abramowicz! Kehre glücklich in Deine Heimath zurück und denke, daß ich sehnsüchtig der ersten Nachricht von Dir harre. Bringe Nathanael den Segen seiner ihm unbekannt bleibenden Mutter."

Die Zusammenkunft war somit geendet, ein Klingelzeichen rief den alten Christiansen herein, der

für den Juden der Geleitsmann zum unbehinderten Ausgang aus der Bergfeste war.

Als sich Gräfin von Cossell allein sah in dem bereits dunkel werdenden Gemache, überkam sie eins jener Gefühle, für deren Bezeichnung selten der rechte Name gefunden wird. Eine Empfindung von Wohlbehagen, zugleich jedoch durch den Anhauch eines Schmerzes getrübt, als hebe sich ein schlummerndes Weh aus dem Innersten der Seele herauf, erfüllte sie so sehr, daß sie tief, wie von einer Last beschwert, aufathmete und das Fenster zu öffnen sich genöthigt sah, um die schwer beklommene Brust im frischen Luftstrom zu erquicken. Freude und Trauer kämpften in ihr mit gleicher Macht. Selten hatten die Erinnerungen aus ihrer glänzenden Vergangenheit mit so großer Gewalt sich an sie herangedrängt, als eben jetzt. Das versunkene Bild ihres Lebens trat neu und mit frischen glänzenden Farben vor sie hin, sie schien der Gegenwart entrückt, um in der Vergangenheit wieder zu fühlen und all' die Leidenschaftlichkeit ihres stolzen Geistes auf's Neue zu empfinden.

Als sie sich endlich diesem Sturme der Erinnerungen entrissen hatte, sagte sie: „Ein Vermächtniß soll Nathanael von mir haben, die Erinnerungen aus meinem vielbewegten Leben. Mein Gedächtniß ist frisch

wie in der Zeit meiner Jugend und gleicht einer eisernen Tafel, in der Alles, was ich erlebte, Gutes und Böses, für die Ewigkeit eingegraben scheint. Für ihn will ich meine Erinnerungen niederschreiben. Daraus erst möge er das Urtheil über Die fällen, welche ihm das Dasein gegeben in einer Stunde der Verzweiflung — vielleicht ist er dann der Einzige, der eine Thräne des Mitleids für mich hat, der keinen Stein der Verdammniß auf mein Andenken wirft."

Dieser Entschluß schien der Gräfin Ruhe und Heiterkeit zu geben, der Hauch der Schwermuth, der ihr edles Antlitz vor wenig Augenblicken noch verhüllte, verschwand, und allmälig trat der Ausdruck einer ruhigen Freudigkeit an dessen Stelle.

Die starke Hinneigung ihres Gemüthes zu großen und heftigen Empfindungen, welcher sie jetzt noch mit derselben Lebhaftigkeit wie früher unterworfen war, der Hang zum Romantischen, welcher jederzeit mit ihrer ungestümen Leidenschaftlichkeit sich gepaart und nur zu oft ihr vielen Kummer, zuletzt ihren Sturz bereitet hatte, diese Eigenschaften traten auch jetzt bei ihr in volle Geltung. Wahres Glück hatte diese stolze, leidenschaftliche und herrische Frau nur in den Stunden erfüllter Wünsche empfunden; dies aber waren freilich nur kurze, schnell vorüberrauschende Träume gewesen,

die eine erschlaffende und sie anekelnde Nüchternheit des Gefühls hinterließen. Auch jetzt, wo doch die Jugend wie ein verträumter Rausch hinter ihr lag, und ihr Gefühl in etwas kälter und ruhiger geworden war, mangelte ihr das Glück, auf welches sie eigentlich als Mutter vom Himmel angewiesen war. Sie fand bei ihren Kindern kein ihr vertrauensvoll entgegenschlagendes Herz, nur die kalte Convenienz, dieses Band der vornehmen Welt, vereinigte sie mit ihnen, eine kühle Freundlichkeit, die mühsam den Deckmantel der Familiarität festhielt, verbarg die große Kluft zwischen ihr und ihnen. Die Erziehung der Kinder, fern von dem Auge der Mutter, durch fremde bezahlte Leute, die Trennung von ihnen, herbeigeführt durch der Gräfin Gefangenschaft im Stolpener Bergschlosse, während welcher die Letzteren als Erwachsene in die Welt traten, ausgerüstet mit allen Ansprüchen hoher Abkunft, hatten jedes heilige Gefühl in ihren Herzen zu derselben erkaltet, nur der Schein der öffentlichen Achtung vor der Mutter blieb ihnen, nicht die tief empfundene Ehrfurcht, noch weniger ein Anklang kindlicher Liebe.

Was war natürlicher, als daß die Gräfin jetzt wie so oft in ihrer glänzenden Lebensbahn, mit der ganzen Stärke ihres leidenschaftlichen Gemüths sich einem Gedanken, wir möchten sagen, einem Rausche

ihrer außerordentlich lebhaften Phantasie hingab, welcher wohlthuend sie ganz und gar erfüllte und für die verletzende Gleichgültigkeit, welche sie von Seiten ihrer Kinder erfuhr, reich entschädigte, ja, ihr diese ganz vergessen machte? Sie schuf sich Nathanael's Bild nach den wenigen Andeutungen, die sie von Abramowicz empfangen, sie schmückte dieses Bild mit allem Glanze und allen Vorzügen aus, welche einer so reichen Einbildungskraft, wie der ihren, nur zu Gebote stehen konnten, und diese selbstgeschaffene Täuschung machte sie ungemein glücklich. Mit einem zärtlichen Blicke ruhten ihre großen schwarzen Augensterne auf dem Bilde ihres ungetreuen königlichen Geliebten, die Erinnerungen an die Tage des Glückes an seiner Seite glichen den goldenen Abendsonnenstrahlen, wenn sie aus tiefem Westen noch einmal heraufleuchten über die schon in Dämmerung versinkende Erde. In solchen Augenblicken hatte sie kein Gedächtniß für seine Untreue, durch welche er sie ihren Feinden aufgeopfert, sie liebte ihn wieder mit der vollen Leidenschaft wie ehemals, sein Tod hatte Alles gesühnt, was zwischen ihm und ihr feindlich gewaltet und sie zur vieljährigen Gefangenen gemacht hatte.

„So muß Nathanael sein, wie du!“ rief sie — „so denke ich mir ihn — so will ich ihn lieben!“

Erinnerungen aus dem Leben der Gräfin von Cossell.

Die vornehme Welt des siebenzehnten Jahrhunderts liebte es, vorzüglich in den letzten Decennien desselben, sich an den reizenden Ufern des Leman (Genfer-Sees) zusammenzufinden. Es gehörte damals zum guten Tone, sagen zu können: „die Sommersaison werden wir am Leman verbringen." Jedes Land und Ländchen Europas war daselbst vertreten, und Manches, was später in der Geschichte der Zeit das größte Aufsehen und zugleich die wesentlichste Veränderung bewirkte, hatte während der lustigen Sommersaison daselbst seinen Anknüpfungspunkt gefunden. In der That gehört der Aufenthalt an diesen schönen Seeufern, wo die Natur ihr reiches Füllhorn paradiesischer Pracht ausgegossen, zu den glücklichen Erlebnissen eines Menschen; denn auch das finsterste, unzugänglichste Gemüth entgeht dem wunderbaren Einflusse nicht, welchen die Schönheit des Leman und seiner Umgebungen hier als ihr heiliges, nicht zu schmälerndes Recht ausübt. Darum sind auch diese Seeufer reich an schönen Gebäuden, die Dörfer wohlhabend, der Hauch des Ro-

mantischen, welcher gleichsam in dem sanften Kühlungswehen von dem See über die Ufer ausströmt, hat diese Fülle von freundlichen Ansiedelungen hervorgerufen, welche, gleich einer zwischen üppigem Grün hervorschimmernden Edelsteinfassung, die Buchten und Einbusungen des klaren Leman umkränzt.

Im Jahre 1697 war die Saison eine besonders glänzende. Auch die junge Gemahlin des Prinzen August Wilhelm von Braunschweig-Wolfenbüttel bewohnte eine der herrlichen Villen am Seegestade, und in ihrem Gefolge befand sich Fräulein Anna Constantia von Brocksdorf, damals eine sich entfaltende Schönheit, denn sie zählte kaum 17 Lebensjahre. Zwischen der Prinzessin und ihr herrschte mehr innige Vertraulichkeit, als die Erstere gewöhnlich gegen die übrigen Damen ihres Gefolges zu zeigen pflegte. Jedenfalls beruhte dieses herzlichere Benehmen der Prinzessin auf der Sympathie der sogenannten Landsmannschaft; Fräulein von Brocksdorf, eine geborene Holsteinerin wie die Prinzessin, war mit derselben nach Wolfenbüttel gekommen und bildete daher den einzigen Gegenstand, den die Letztere als eine lebendige Erinnerung an ihre Heimath betrachten konnte, während ihre übrige Umgebung und Dienerschaft aus Personen des Wolfenbüttel'schen Hofstaates bestand und somit ihr gänzlich

fremd war. Zu diesem Vorzuge, welcher Fräulein von Brocksdorf der Prinzessin so werth machte, gehörte auch das Wohlgefallen, welches sie in dem Umgange mit Anna empfand. Obgleich noch so jung, besaß das Fräulein doch einen lebhaften, für alles Schöne empfänglichen Geist, welcher oft durch scharfe und treffende Urtheile in Erstaunen setzte und welchen die Prinzessin zuweilen mit einem noch nicht völlig geschliffenen Diamanten verglich, der schon durch seinen Glanz blende. In der That war es auch die ungewöhnliche Geistesbildung des Fräuleins, welche sie über die übrigen Damen des Gefolges der Prinzessin weit erhob und ihren Umgang anziehend machte. Sie liebte das Wissenschaftliche besonders und las Bücher, deren Inhalt in der Regel Frauen gleichgültig läßt. Diese Bildung war eigentlich auch das einzige Erbtheil, welches ihr Vater bei seinen Lebzeiten ihr zukommen lassen konnte, denn sein Gut Deppenau war ziemlich verschuldet und der Antheil, welcher nach seinem Tode auf sie fallen mußte, ein sehr geringer; die Erkenntniß, daß Anna in sich selbst einen reichen Fond von Scharfsinn trug, bewog den Obersten, Alles aufzubieten, was in seinen Kräften stand, um diese ungewöhnlichen Anlagen auszubilden. Es war nun natürlich, daß diese höhere geistige Befähigung nicht unbe-

merkt blieb; wie wäre das auch bei einem so schönen weiblichen Wesen möglich gewesen? Anna trug auch in dieser Beziehung das Ungewöhnliche zur Schau.

Ihre Erscheinung hatte nichts gemein mit den weiblichen Schönheiten, welche die Sinnenlust allein anzuregen vermögen; ihre edlen Züge strahlten von dem Schimmer der Vergeistigung, ein geheimes Feuer, das jetzt in dem zarten jungfräulichen Alter noch gefangen lag im tiefsten Herzen, sprach aus den seelenvollen Blicken ihrer schwarzen glänzenden Augen. Die Bewunderung, von welcher sie sich umgeben sah, regte aber die schlummernde Anlage des Stolzes in ihr auf, es war ihr ein schmeichelhaftes Bewußtsein, zu fühlen, daß sie die Andern überragte an geistiger und körperlicher Schöne. Die kleinen Widerwärtigkeiten, welche der Neid der weiblichen Umgebung der Prinzessin ihr zuweilen bereitete, erfüllten jedoch ihr junges Herz mit Widerwillen gegen ihr eigenes Geschlecht, das Kleinliche war ihr weit verletzender, als die ihr durch eine gut durchdachte Bosheit zugefügte Kränkung. Die großen Beleidigungen hätte sie verzeihen können, die Ausgeburten kleinlichen Neides mußte sie verachten, und sie ließen ein unangenehmes Gefühl zurück in ihrer Seele, welches sich allmälig mehr und mehr ausbildete zu

jener Schärfe des Urtheils, welche gewöhnlich ein Ausdruck leidenschaftlicher Abneigung zu sein pflegt.

Anna liebte es, an schönen Abenden sich Träumereien zu überlassen, ihre Phantasie war voll reicher Schwungkraft und ergötzte sich mit Luftschlössern, die sie gänzlich der Gegenwart enthoben und ihrem Stolze schmeichelten.

Ein köstlicher Juliabend, warm und klar, lud sie ein, da die Prinzessin mit ihrem vor ein paar Tagen angekommenen Gemahl eine Spazierfahrt nach einem Schlosse der Umgegend gemacht hatte, sich ihrem Lieblingsvergnügen hinzugeben. Zu den schönen Genüssen des Aufenthalts am Leman gehörten die Gondelfahrten längs seiner Ufer; es konnte nichts Reizenderes geben, als, sanft gewiegt auf der ruhigen Fläche des großen Wasserbeckens, an den herrlichen, in allem Farbenschmelz prangenden Gestaden hinzugleiten.

Der Wohllaut der Ruhe, welcher, gleich einer heiligen Sabbathsfeier, auf dem köstlichen Bilde des Sees und seiner grünen Ufer ausgegossen lag, die wunderbare Pracht des sinkenden Abends, der im Goldschimmer auf der Wasserfläche ruhte und den Duft lichter Töne über die grünen, von dem Ufer sich sanft lehnan hebenden Gelände breitete, bestimmte sie, wie sie schon oft gethan, in eine der am Landungsplatze angehängten

kleinen Gondeln zu steigen und ein Stück weit längs des Ufers hinzufahren. Nur leichter Schläge mit dem Ruder bedurfte es, um das Fahrzeug fortzutreiben.

Die sanfte Kühlung, die der See aushauchte, die Stille, welche sie umgab, als sie eine ziemliche Strecke weit von dem Landungsplatze vor der Villa sich entfernt hatte, wirkte so wohlthuend auf sie ein, daß sie das Ruder auf dem Bord ruhen ließ und sich in Gedanken verlor — das heilige Schweigen ringsumher war ganz geeignet, sie in ihre gewöhnlichen Träumereien zu versenken.

Gleich als stiegen die Gestalten ihrer Phantasie aus der Tiefe des Sees neben der langsam dahin schaukelnden Gondel herauf, war sie bald in jenen luftigen Zauberkreis eingeführt, der mit dem Traume so täuschend verwandt ist. Die Außenwelt schwand um sie her, sie glaubte sich nicht mehr in dem gebrechlichen Fahrzeuge zu befinden. Vor ihr erhob sich ein stolzes Königsschloß, umwogt von zahllosem Volk, und Trompeten erklangen in lustigen Fanfaren, ein endloser Jubel wirbelte in die Lüfte, denn aus dem Riesenportale hervor blitzte ein Zug glänzender Ritter, in ihrer Mitte der König, der Schönste unter ihnen. Und das Volk drängte, daß eine Gasse wurde für den prachtvollen Zug, und wie der König auch an ihr

vorüberritt auf stolzem, mit Gold und Edelsteinen geschirrtem Rosse, da fiel sein Blick auf sie, und wie ein Blitz zitterte der Strahl seines Auges in ihr Herz hinab. Wie schön war er! wie hold und doch gewaltig in seiner erhabenen Gestalt! Der Zug hielt, und die Trompeten schmetterten, die Pauken wirbelten, das Geschrei der Freude wogte ringsumher. Es war ihr, als fühle sie sich emporgehoben zu dem prächtigen Könige, der sein blitzendes Auge nicht von ihrem Antlitze abwendete, und als sie, geblendet von so vielem Glanze, die Kniee beugen wollte, empfand sie plötzlich einen harten Ruck durch den ganzen Körper, so daß sie aus dem schönen Traumgebilde erschrocken auffuhr und, sich in der Gondel erblickend, in aller Angst und Verwirrung die Hand, die bis jetzt das halb über Bord lehnende Ruder gehalten hatte, nach dem Rande des heftig schwankenden Fahrzeuges streckte, wodurch das Ruder, losgelassen, in das Wasser fiel, dessen Schaumperlen ihr ins Gesicht spritzten.

Die Gondel war in das üppig rankende Gestrüpp eines der kleinen Eilande gestoßen, welche längs der Gestade des Leman wie verstreute Punkte sich auf seichten Stellen etwas über die Wasserfläche auf Viertel- oder halbe Stunden Entfernung von den Ufern erheben und durch ihre frische grüne Pracht von Wei-

tem wie große aus dem See hervorragende Baumwipfel aussehen.

„Ach, wie ist mein schöner Tranm häßlich gestört!“ rief Fräulein von Brocksdorf unmuthig. „Er hätte mich zu seiner Königin gemacht; sein Blick sagte mir das.“

Freilich war die Lage, in welche die Gondel und somit die sich darin Befindende gerathen, keine erfreuliche, denn die Wasserranken hatten sich um das Steuer geschlungen und hielten das Schifflein fest in dem verstrickenden grünen Geflechte, so daß es weder rechts, noch links, weder vor-, noch rückwärts konnte.

Da das Ruder versunken war, so mußte sie dieses Festfahren immer noch für ein Glück betrachten, denn wie hätte sie auf offenem Wasserspiegel des kleinen Fahrzeugs Herrin werden sollen? Sie war also einer größeren Gefahr entgangen und befand sich nur in einer unangenehmen Lage, die sich jedoch mit jeder Viertelstunde mißlicher gestaltete, denn allmälig liefen düsterblaue Linien an dem Saume des Wasserspiegels hin, ein Beweis, daß der Abend vorwärtsschritte und dem Tageslichte langsam die Oberherrschaft abkämpfte. Fräulein von Brocksdorf empfand mit jeder Viertelstunde mehr das Gefühl der Vereinsamung, da sie fürchtete, von der Nacht hier über-

rascht zu werden. Das Ufer lag ein kleines halbes Stündchen fern von dem Haltpunkte ihres Fahrzeuges, und keine Möglichkeit war vorhanden, Jemand von drüben her zu Hilfe zu rufen. Wenn sie auch den Trost hatte, daß, wenn sie wirklich die Nacht hier in dieser Wasseröde zubringen müsse — und die Hoffnung auf eine glückliche Erlösung schwand immer mehr — sie durch die kleine Cajüte vor etwaiger Kälte geschützt sei, so fühlte sie sich durch diesen Trost doch keineswegs sehr beruhigt. Weniger empfand sie das Unangenehme ihrer Lage ihrer eigenen Person wegen, als um des Spottes willen, dem sie sich am anderen Tage, wenn sie durch irgend ein vorüberfahrendes Schiff von hier befreit sein würde, bei der Umgebung der Prinzessin ausgesetzt sehen mußte. Ihren Blick fest auf die einzeln verstreuten Häuser am Ufer richtend, hoffte sie immer noch von dorther Hilfe kommen zu sehen; indeß der Hauch des Abends lagerte sich immer düsterer auf alle Gegenstände und verhüllte sie allmälig in Halbgrau. Nur der See bot noch auf seiner dem Osten zugedehnten Fläche ein lichtes Spiegelbild, die scheidende Sonne badete ihr purpurglühendes Antlitz in der klaren Fluth, und der Schimmer dieses Glühlichtes färbte die Wasser vom zartesten Rosenroth bis zum dunkelsten Violett, das in riesen-

haft wachsenden graublauen Streifen, welche die tiefer und tiefer niedersinkende Abenddämmerung auf die Ferne des Wasserspiegels lagerte, verschwamm.

Fräulein von Brocksdorf gestand sich's zu, daß sie nie Gelegenheit gehabt habe, eine solche Wunderpracht zu sehen, und eben deshalb überließ sie sich, da auch nicht einmal ein anderer Gegenstand vorhanden war, ihre Aufmerksamkeit abzulenken, ausschließlich dem Eindrucke dieser Verwandlung. Himmel und See waren bald noch die einzigen Lichtpunkte, die in einer gegenseitigen Harmonie standen. Aber als die riesengroßen breiten Purpurlinien, die vom Westen zum Zenith aufglühten, schwächer und schwächer, kürzer und kürzer wurden, verdrängt und heruntergedrückt von einem massenhaften nächtlichen Dunkelblau, das immer vorwärts rückte und alle Lichter in sein Nachtdunkel verschlang, da erlosch auch das Wiederscheinsleuchten auf der Seefläche, und düstere Schatten ergossen sich über das breite Wasserbett. Oede ward es ringsumher. Nur von drüben her glitzerten in einzelnen Punkten aus den Häusern die angezündeten Lichter, sie waren für die Wassergefangene freundliche Boten des Lebens. Ihre Hoffnung, sich von hier erlöst zu sehen, hatte sich nicht erfüllt, sie sich also genöthigt gesehen, was in ihren Kräften stand, zu thun, um wenigstens die

Nacht über hier gesichert zu sein. Mit einem in der Gondel vorgefundenen Stricke hatte sie diese in dem Gestrüppe noch mehr befestigt.

Die Wasser schienen ihr jetzt stärker zu rauschen, als sie in der kleinen, mit einem Fenster versehenen Cajüte saß, wie geheimnißvolles Murmeln drang es aus der Tiefe zu ihr herauf. Anna empfand keine Furcht, sie gehörte nicht zu den Schwachen ihres Geschlechts, deren Herz bei allem Ungewöhnlichen erbebt. Sie erinnerte sich an die Fluth, die ihr gesegnetes Vaterland bespült und wo sie oft als Kind am Strande gesessen und dem mächtig einher sich wälzenden Wogenschwall, der gleich schäumenden Rossen landein brauste, zugesehen hatte, und aus dieser Erinnerung entspannen sich andere.

„Ach," sagte sie, „ob sie noch leben mag, die alte Mutter Skioldsen, oder ob der Wind schon über die Erde hinfährt, die sie deckt? War es nicht den einen Abend, wo ich auch unter einem Baume saß am Strande und ein furchtbares Gewitter tobte, die Blitze in die hochaufbäumenden Wellen hinuntersausten, als wollten sie das nasse Bett in Feuer setzen, und Mutter Skioldsen, auf ihren Stab gestützt, zu mir kam und mir sagte: „Will bei Dir bleiben, Anna, daß Blitz und Donner Dir kein Leid anhaben sollen"?

Und als es wieder ruhiger am Himmel war und der Donner wie ein flüchtiger, besiegter Feind nur aus der Ferne noch grollte und seine Blitze streute, da sagte die Mutter Skioldsen wieder: „Du hast Großes vor Dir in Deinem Leben, Töchterlein. Als der eine gewaltige Blitz ein Feuermeer über See und Land goß, da schaute ich gerade auf Dich und sah eine Krone schweben über Dir, aber sie saß Dir nicht auf dem Haupte, sondern ein dunkler Streif war zwischen diesem und der Krone. Es giebt unter uns gerade noch wie in den alten Zeiten Frauen, deren Blick prophetisch in die Zukunft schaut, und mir ist ein solcher gegeben, wie Du weißt. Was die andern Leute nicht hören, wenn aus dem Wasserrauschen wundersame Stimmen hervorklingen, und wenn's leise singt und flüstert im Abendwinde, das hören wir — es ist kein Segen, denn das Herz wird starr dabei, und der Creatur abgestreift ist die Freude am Leben, weil sie aus dem Kreise der Sterblichen gerückt ist durch solche Gabe des Seherblicks. Und so sage ich Dir, Anna Brocksdorf, daß Du Großes erleben wirst und nach einer Krone trachten; aber der dunkle Streif über Deinem Haupte, den ich gesehen habe, ist ein feindlich Zeichen für Dich. Denk' an mich, Töchterlein, wenn's so kommt in Deinem Leben!" Fräulein Brocks-

dorf konnte ein Lächeln bei dieser ihr sich aufdrängenden Erinnerung an die alte Mutter Skioldsen, die in der ganzen Gegend als ein Wesen betrachtet wurde, das Umgang mit höheren Mächten habe, nicht unterdrücken.

„Wie schade ist es, daß die gute alte Frau nicht mit hier ist! Sie würde die schönste Gelegenheit haben, mir aus diesen Seeranken, die sich wie Stricke um mein armes Schifflein geschlungen haben, die köstlichste Grafen- oder, sollte es noch vornehmer kommen, eine Königskrone zu schlingen. Hahahaha — es wird die einzige Art von Krone sein, die mir gewiß bleibt, denn woher sollte mir denn ein Recht auf eine wirkliche Krone kommen?"

Aber wenn auch so der Verstand redete, so war doch im Herzen ein Winkel, wo eine ganz andere Rede erscholl, nämlich die Stimme ehrsüchtigen Stolzes. Die Traumbilder, denen Anna sich mit solcher Vorliebe hingab, breiteten dann ihre Macht und Herrschaft aus und erfüllten ihre junge Seele ganz, indem sie das Wohlgefühl befriedigten Wunsches ihr auf's Vollkommenste gewährten.

So saß sie noch wachend, als die Thurmglocke des Dorfes, das sie am Ufer gesehen, die elfte Stunde verkündete und der Schall ihrer Schläge in der ruhigen

stillen Nacht über den See zu ihr tönte. Wenige Stunden nur noch, und dann dämmerte der Morgen im Osten wieder herauf. Anna schaute sehnsüchtig nach dem östlichen Himmel. Da hob sich ein dünner, lichter wagerechter Strahl empor und wuchs allmälig zu einem immer breiteren und helleren Streifen, der wie eine glänzende Wolkenschicht am tiefdunkelblauen Himmel hinauf stieg, immer heller und weißer werdend. Endlich blitzte ein Funke blendenden Lichts am untersten Saume dieser hellen Wolke auf, und wie diese, seine Vorläuferin, heraufgewachsen war aus dem Dunkel, so flammte das weiße Licht des Funkens zur leuchtenden Kugel empor — der Mond in voller Pracht und Majestät schwebte langsam nach dem Zenith der Aetherkuppel, sein weißes Licht über die schlummernde Erde ausströmend. Der Leman glich in dem Lichtmeere einem von leichter Schneedecke verhüllten weiten Felde, und seine Ufer lagerten schweigend in mannigfaltigen Schattirungen in dem blendenden Glanze. Die Schweizerberge schauten von nah und fern gleich verzauberten Riesen in nächtlich dunklem Gewande auf die wunderbare Pracht nieder, und am Saume des Himmels, den die Eishäupter des Berner Oberlandes zu tragen schienen, glühte ein schwacher, rosenrother

Schimmer als Reflex des Mondlichtes auf dem ewigen Schnee und Eis herüber.

Während Anna dem Aufblühen dieses göttlich schönen Anblicks zuschaute, glaubte sie, leise Töne, vom warmen Nachthauch getragen, in ihrem Ohre zu vernehmen. Sie glaubte, es sei Täuschung; aber die Töne wurden hörbarer, sie kamen stärker herangezogen von der Seite, woher der Luftstrom wehte. Endlich erblickte sie mitten auf der weiß beglänzten Fläche des Sees einen schwarzen Punkt, der, wie es schien, sich langsam aus der Tiefe emporhob. So wenig furchtsam auch Anna war, so fühlte sie doch einen Schauer bei diesem Anblick, da sie sich denselben nicht erklären konnte. Diese Empfindung von Grauen vermehrte sich, als sie die Ueberzeugung gewann, daß die Töne, die sie vernahm, auch von dorther kamen. All' die wunderbaren Märchen von Wassergeistern, die in Krystallschlössern tief unten in der Fluth hausen und nur zuweilen aufsteigen aus ihrem unterirdischen Reiche, drängten sich ihr unwillkürlich auf. Ihr Herz zitterte bei dem Gedanken, das einzige menschliche Wesen auf der weiten Wasseröde zu sein, ihre leicht erregbare Phantasie stattete die Erinnernng an die fabelhaften Mährchen, die sie früher gehört hatte, mit den leb-

haftesten Farben aus; aber die selbstgeschaffene Angst verschwand schnell in der Erkenntniß, daß es ein vor dem Winde daher gleitender Kahn sei. Bald konnte sie die taktmäßigen Ruderschläge unterscheiden und Gesang und Saitenspiel aus dem Fahrzeuge ziemlich deutlich vernehmen. Die angenehmste Ueberzeugung für sie war jedoch, daß der Kahn die Richtung nach ihrem Haltpunkte nahm. Jedenfalls war es eine Gesellschaft Fremder, die, von einer Lustpartie zurückkommend, die köstliche Mondnacht zu einer Fahrt auf dem Leman benutzte.

Wie stieg ihre Freude, als sie, nachdem das Schiff ziemlich nahe herangekommen war, ein ihr bekanntes dänisches Lied, von mehreren Stimmen gesungen und von den Tönen eines Saiteninstrumentes begleitet, vernahm. In gleicher Sprache rief sie hinüber, als der Kahn in einer geringen Entfernung vorüberschwamm. Die Ruderschläge und der Gesang hörten plötzlich auf, man schien auf dem Fahrzeuge nicht wenig überrascht, ohne irgend Jemand zu erblicken, sich angerufen zu hören.

„Hierher! hierher!" wiederholte Anna rufend, „meine Gondel ist hier in den Wasserranken verwickelt, ich harre schon seit den Abendstunden auf Erlösung. Kommt hierher!"

Nach einer Pause hörte sie von drüben her eine starke männliche Stimme in dänischer Sprache erschallen: „Oho! Wassernix! willst uns in dein Krystallpalais locken? Wir kennen das schon, bei uns zu Hause sind sie gerade so lüstern wie du. Versuch' deine Kunst an Anderen, wir geben nichts darauf."

Und auf's Neue schlugen die Ruder in die Fluth.

Anna erhob ihre Stimme so laut sie konnte, und die Befürchtung, die Hülfe, die ihr so nahe, durch einen solchen Wahn sich entschwinden zu sehen, gab ihr den guten Gedanken ein, den Davonfahrenden zuzurufen, sie sei von dem Hofstaate der Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel.

Das wirkte. Der Kahn lenkte nach ihr hin, und wenige Minuten später lag er hart neben dem Gestrüpp. Die Gondel loszumachen, war für jetzt unmöglich; man beschränkte sich daher darauf, Fräulein von Brocksdorf herüberzuheben, da der Kahn wegen der Schlingpflanzen und des Steuers der Gondel nicht dicht an die letztere herankonnte.

Die Gesellschaft, in die sich Anna so unverhofft versetzt sah, bestand aus fünf Herren und zwei Damen, außer zwei Bootsleuten. Sie fuhren in gerader Richtung dem Ufer zu, welches sie nach einer Viertelstunde erreichten.

„Sie werden für die wenigen Stunden bis zum Morgen bei uns alle Bequemlichkeit finden, Fräulein, um sich von der Angst zu erholen, welche Sie gewiß in so trauriger Lage empfunden haben," sprach eine der beiden Damen, worauf ein junger Mann das Wort nahm und, zu Anna gewendet, sagte:

„Wahrhaftig, Fräulein, ich rechne mir's zum höchsten Glücke, daß ich die Veranlassung gewesen, welche unsere Freunde bewog, auf eine Nachtpartie auf dem Leman einzugehen. Ein guter Geist hat mir den Gedanken eingegeben, denn ohne denselben würden wir nicht so glücklich gewesen sein, Sie aus einer eben so seltsamen als unangenehmen Haft zu befreien."

„Ach, Mama, mich hätte die Angst getödtet, in einem zerbrechlichen Schiffe mitten in der Nacht und auf dem tiefen Wasser mich allein zu wissen!" rief die andere Dame, ein junges Mädchen, mit sanfter Stimme.

Fräulein von Brocksdorf gestand, daß ihr nur erst dann Furcht angekommen sei, als der Kahn, in dem sie sich jetzt befand, ihr in der Ferne und im Mondlichte gleichsam aus der Tiefe herauszuwachsen geschienen habe. Die Mährchen von Wassergeistern wären ihr da unwillkürlich eingefallen, und die Töne des Instrumentes und des Gesanges, die sie ganz leise hätte klingen hören, hätten ihre Beängstigung bedeutend

vermehrt, da sie die Ursache davon nicht habe ahnen können.

„Sie haben ein recht schauriges Abenteuer erlebt," sagte die junge Dame — „mich hätten die Leute jedenfalls morgen früh todt vor Angst gefunden."

„Da ist gar nicht daran zu zweifeln, Fräulein Brigitte," lachte einer der jungen Herren — „in der Angst leisten Sie das Außerordentlichste, wir wissen das schon. Sie müssen die Gemahlin eines Helden werden, damit sich die Gegensätze vereinigen."

„Spotten Sie immer, ich nehme Ihnen dies nicht übel," antwortete Fräulein Brigitte. „Ich glaube wenigstens, daß es dem weiblichen Herzen zu keinem Fehler angerechnet werden kann, wenn es furchtsam ist. Wo bliebe dann den Männern der Ruhm, muthig und kühn zu sein, wenn wir diese Eigenschaften in demselben Grade wie sie besäßen?"

„Und es ist so schön, Schützer eines schwachen Weibes zu sein," entgegnete der Vorige — „ich möchte dies Glück nie missen." Bei diesen Worten küßte er Brigittens Hand.

Fräulein von Brocksdorf entnahm aus der Zärtlichkeit, mit welcher er dies that, daß das Verhältniß zwischen ihm und Brigitten ein vertrauliches sei. Derselbe Sprecher, welcher vorhin gesagt hatte, daß er die

Veranlassung zu der nächtlichen Wasserpartie gewesen, war, wie Anna bald in Erfahrung brachte, der Bruder Brigittens. Er theilte mit derselben den sanften Ausdruck in der Stimme und sah ihr auch ziemlich ähnlich, was vorzüglich durch die Gleichheit des hellblonden Haares bewirkt wurde. Er ließ es sich recht sichtbar angelegen sein, Anna zu unterhalten.

Die übrige Gesellschaft bestand aus Nachbarn, welche in dem kleinen Weiler die Sommersaison zubrachten und durch die Nähe ihrer Wohnungen sich befreundet hatten, was dem Aufenthalte in dieser herrlichen Gegend einen besonders hohen Reiz verlieh. Als man ausstieg, zerstreute sich die kleine Schaar, und Brigittens Bruder bot Fräulein von Brocksdorf den Arm, sie nach der Wohnung zu geleiten, die für diese Nacht sie aufnehmen sollte. Brigitte schritt am Arme des andern jungen Mannes, der den Namen Siekert führte, voran, von ihrer Mutter gefolgt.

An der Thür eines großen schönen Gebäudes nahm Brigittens Führer zärtlichen Abschied von derselben und wünschte ihr gute Nacht.

Anna befand sich nun in der Wohnung der aus Mutter, Sohn und Tochter bestehenden Familie und erfuhr, daß diese dänischer Abkunft sei und von Lewalde heiße. Die unverstellte Herzlichkeit, die ihr von

Seiten dieser Drei entgegentrat, war sehr wohlthuend für Anna. Besonders war es Brigitte, die schnell bei ihr gewann, da deren Benehmen fast einen kindlichen Anstrich trug. Ein solch freundliches, heiteres und inniges Wesen kannte Anna noch gar nicht, es contrastirte zu sehr gegen das Benehmen Derer, mit denen sie täglich umgehen mußte, welche Höflichkeit im Munde und Arglist im Herzen trugen. Wenn sich Fräulein von Brocksdorf auch des Wohlwollens der Prinzessin erfreute, so war doch dies jederzeit nur unter der strengen Hofform als eine besondere Herablassung zu betrachten, eine innigere Annäherung, als die Etikette erlaubte, blieb natürlich ausgeschlossen. Um so angenehmer fühlte sich also Anna von Brigittens Herzlichkeit berührt. Beide junge Mädchen schliefen zusammen in einem Gemache; aber ehe Brigitte bis zum Schlafen kam, plauderte sie wie ein Kind, dem die Freude nicht erlaubt, an den Schlummer zu denken. Oft mußte Anna über die naiven Einfälle derselben lachen.

„Wissen Sie, liebe Anna, daß Sie sehr schön sind?" fragte sie — „Sie werden das gewiß schon wissen — o warum sollte man Ihnen das noch nicht gesagt haben! Mir haben Sie recht sehr gefallen — so schön, wie Sie sind, dachte ich mir immer nur eine

Prinzessin, eine Königin. Ich wünschte, Sie wären eine solche."

„Warum denn, meine liebe Freundin?" entgegnete Anna, geschmeichelt von dieser ihr zu Theil werdenden uneigennützigen Huldigung Brigittens.

„Warum? Ihrer selbst willen! Das ist doch ganz natürlich. Denken Sie doch nur, einer Prinzessin fehlt gar nichts; was sie nur will, hat sie, und Alle sind ehrfurchtsvoll gegen sie; aber freilich, es kann auch nicht Jede eine Prinzessin sein. Mich zum Beispiel würden sie recht auslachen; ich fände mich im Leben nicht in das hohe Wesen hinein und würde gewiß ein recht ungeschicktes Ding sein; als ein ganz gewöhnliches Fräulein kann ich am Ende mit passiren. Da fragt Niemand darnach. Wer sollte sich denn um mich bekümmern?"

„O doch," sagte Anna, „ich kenne Jemand."

„Sie? und kennen mich kaum seit einer Stunde? Lassen Sie doch hören — ich bin recht neugierig darauf."

„Herr Siekert — der bekümmert sich gewiß recht sehr um Sie, liebe Brigitte."

Das Mädchen lachte hell auf und sagte dann mit komischem Aerger: „Man kann auch gar nichts für sich haben, was Andere nicht wissen sollen. Da sind

Sie kaum zu uns gekommen, oder eigentlich von uns mitten aus dem See aufgefischt worden, und schon wissen Sie Alles. Aber Recht haben Sie doch, das will ich gar nicht läugnen. Herr Siekert gefällt mir sehr, und Mama und Asmund gefällt er auch."

„Wer ist Asmund?" fragte Anna.

„Mein Bruder, der Sie geführt hat, als wir am Ufer ausgestiegen waren," belehrte das Mädchen sie.

Einmal angeregt, plauderte Brigitte fort, und Anna wurde, ohne viel fragen zu brauchen, so ziemlich vollständig über die Verhältnisse nicht nur der Lewalde'schen Familie, sondern auch über die mehrer ihrer nächsten Bekannten am hiesigen Orte unterrichtet. Herr Jan von Lewalde, dänischer Edelmann und im Dienste des Königs von Dänemark, war vor einem Jahre gestorben, und seine Wittwe fühlte die Nothwendigkeit, den vielen Kummer, den ihr dieser Todesfall bereitet, durch irgend eine Zerstreuung zu verscheuchen. Sie wählte die reizenden Ufer des Leman zu ihrem Aufenthalte, und in der That schien diese Wahl auch ganz geeignet, ihrem Zwecke, Erheiterung des schwer bedrückten Gemüthes, zu entsprechen. Obwohl nicht zu den besonders wohlhabenden Adelsfamilien Dänemarks gehörend, hatte der verstorbene Herr von Lewalde

doch so viel hinterlassen, daß seine Wittwe mit ihrem Sohn und ihrer Tochter, ohne zu darben, leben konnte; freilich größere Ansprüche an das Leben ließ der Ertrag des liegenden Besitzthums der Familie nicht zu. Asmund hatte die Hoffnung, dereinst im Staatsdienste eine Carriere zu machen, da er auf gelehrten Schulen reiche Kenntnisse erworben, die ihn zu einer ehrenvollen Laufbahn berechtigten; für Brigitte dagegen war die Aussicht weniger günstig, wie sie es überhaupt für Töchter adeliger Familien zu sein pflegt, welche ihrem Namen keinen klingenden Nachdruck zu geben vermögen. Welche Zukunft stand einem jungen Mädchen bevor, deren beschränkte Vermögensverhältnisse es zwingen, unbeachtet auf einem Gute zu leben?

Indeß Brigitte dachte jetzt noch gar nicht an ihre Zukunft, in ihrem Herzen war das Glück der Liebe eingezogen. Sie erzählte mit kindlicher Offenheit viel von Herrn Siekert, den sie zwar erst hier kennen gelernt hatte, dem sie aber so recht von Herzen gut war. Es lag so viel Unschuld in des Mädchens Plaudereien, daß Anna, die eine solche kindliche Vertraulichkeit gar nicht kannte, da ihrem Gemüthe jeder Anklang solchen herzlichen Wesens mangelte, nicht wenig überrascht davon war.

„Und welchen Standes ist denn Herr Siekert?“ fragte Anna.

„Asmund sagt, er sei ein sehr geschickter Ingenieur,“ war die Antwort Brigittens. „Und daß er recht viel Kenntnisse haben muß, ist gar nicht zu zweifeln, denn Herr Fischering, den wir heute im Schlosse Prangin besuchten und welcher übrigens uns seinen Gegenbesuch machen wird, ist ein sehr intimer Freund von ihm.“

Das Gewicht, welches Brigitte auf diese Freundschaft des Herrn Fischering zu ihrem Geliebten zu legen schien, machte Fräulein von Brocksdorf neugierig, zu erfahren, wer dieser Fremde sei.

„Wenn ich es nur selber wüßte,“ antwortete Brigitte — „er heißt Reinhold Fischering, aber Herr Siekert sagt, er habe noch einen andern Namen, der eigentlich sein richtiger wäre, den er aber besonderer Verhältnisse willen jetzt nicht führe. Aber ein vornehmer und wichtiger Mann muß er sein, da das Schloß, in welchem er wohnt, dem preußischen Staatsminister Herrn von Dankelmann gehört. Sie sollten ihn kennen, liebe Freundin; er ist ein großer, freundlicher Herr, eine Gestalt, wie sie in unsern alten Chronikbüchern, wo von den normännischen Helden erzählt wird, die dereinst über Dänemark hereinbrachen, abge-

bildet zu sehen sind. Wenn Sie übermorgen uns besuchen wollten, so würden Sie ihn bei uns kennen lernen. Sie haben ja nur drei Stündchen von der Villa, wo Ihre Prinzessin wohnt, bis zu uns — kommen Sie doch, wir werden uns sehr freuen, Sie bei uns zu sehen."

Anna versprach es, wenn die Prinzessin ihr Urlaub gäbe. Allmälig fing die Unterhaltung an zu stocken. Der Schlummer streute seine Mohnblüthen über die kleine Plauderin, deren Worte sich allmälig verwirrten und endlich ganz erstarben; Anna schlief erst später ein. Für ihren lebhaften Geist war es ein besonders anziehender Vorwurf, zu denken, wie Jemand der Träger eines wichtigen Geheimnisses sein könne, ohne daß dasselbe entdeckt werde. Ihre immer rege Phantasie knüpfte somit an den Namen Fischering eine Reihe der seltsamsten Ideen an, so daß allmälig in ihr die Sehnsucht rege wurde, den Mann, der für seinen wahren Namen einer Hülle bedurfte, kennen zu lernen. Brigittens schmucklose Schilderung von seiner äußeren Erscheinung bot der farben- und gestaltungsreichen Einbildungskraft Anna's den unbeschränktesten Spielraum, das Bild dieses Mannes sich zu denken, es sich unter dem Zauber eines Helden, wie sie sich einen solchen vorstellte, auszumalen. Das lebhafte Vergnügen, welches sie stets an Allem empfand, was

mit der ihr eigenthümlichen Anlage zum Stolz, zum Ausdruck von Kraft harmonirte, war die natürlichste Grundlage dieser phantastiereichen Träumereien, über welche sie endlich einschlummerte.

Als sie am Morgen erwachte, hatte Asmund von Lewalde bereits einen Wagen bestellt, um sie nach der Villa der Prinzessin zu bringen; auch war die Gondel aus den sie umstrickenden Schlingpflanzen befreit worden und auf der Rückfahrt begriffen. Jetzt erst hatte Anna Gelegenheit, die Familie Lewalde näher kennen zu lernen. Die Mutter Asmunds und Brigittens war eine sehr freundliche Dame, in ihrem Benehmen eben so herzlich als ihre Tochter, was zu dem Schlusse berechtigte, daß sie nie das Hofleben kennen gelernt habe, da dieser Grundton ihres Wesens von keinem Anhauch jener kalten, ceremoniellen und nur auf Schein berechneten Höflichkeit, wie sie an den Höfen damaliger Zeit so sehr im Schwunge war, getrübt wurde. Brigitte zeigte sich, wie gestern, als das unschuldige, kindlich-heitere Gemüth, dem das Leben noch keine Dornen gereicht, und welches fröhlich, wie der zwischen blumigen duftenden Auen dahinrieselnde Bach, sich ungestört der Gegenwart erfreut. Ohne schön zu sein, trug sie den Reiz der ersten Jugendblüthe auf ihrem Antlitze, welches hellblonde Locken einrahmten. Sie

war interessant durch das Kindliche ihrer Züge, durch die Freundlichkeit ihres blauen Augenpaares, durch das reizende Lächeln, das den Himmel in ihrer jungen Seele wiederstrahlte.

„Ach, könnten Sie doch immer bei uns bleiben, liebe Anna," sagte sie — „wie schön wäre das! wir würden gewiß recht herzinnige Freundinnen werden. Werden Sie auch nicht vergessen, Ihre Frau Prinzessin um Urlaub anzugehen, damit Sie uns besuchen können?"

„Nein, nein, das vergesse ich gewiß nicht," betheuerte Fräulein von Brocksdorf. „Wenn es einigermaßen möglich ist, so sehen Sie mich schon morgen wieder."

„Und wissen Sie wol, wie ich Sie nennen werde, wenn ich von Ihnen rede? und das werde ich sehr, sehr oft thun," fragte Brigitte.

„Nun?"

„Unsre Wasserprinzessin!" lachte Fräulein von Lewalde — „das ist mir heute Morgen eingefallen, als ich erwachte und Sie noch so sanft schlafend sah. Ach, dachte ich, mitten auf einem See Jemand zu finden, ist doch gar zu drollig. Das glaubt Einem Niemand, wenn man es erzählt, und doch ist es buchstäblich wahr; da liegt ja die Wasserprinzessin, die wir beim Mondschein aufgefischt haben. Hätten Sie nicht so

fest geschlafen, Sie hätten mich darüber lachen hören müssen."

„In der That hat unsre Bekanntschaft mit Ihnen, Fräulein, einen abenteuerlichen, romanhaften Anknüpfungspunkt, und ohne an eine Vorherbestimmung des Schicksals zu glauben, sind wir gewiß gerechtfertigt, wenn wir den innigen Wunsch hegen, diese so sonderbar herbeigeführte Annäherung zwischen Ihnen und uns zu einem weiteren freundlichen Umgang unter uns wachsen zu sehen," sagte Frau von Lewalde. „Erlaubt es Ihre Zeit, Fräulein von Brocksdorf, so machen Sie uns das Vergnügen Ihres Besuches."

Asmund fuhr mit Anna nach der Villa.

Er war ein junger hübscher Mann, dessen Bescheidenheit zuweilen den Schein der Zurückhaltung einnahm; indeß das feine Gefühl Anna's fand darin eine Huldigung, die ihrem Stolze schmeichelte. Sie erkannte recht wohl in den Blicken Asmunds, daß ihre Erscheinung einen großen Eindruck auf ihn gemacht hatte, daß die Bewunderung ihrer Schönheit ihn einschüchtere. Das schmeichelte ihrer Eitelkeit nicht wenig. Als Herr von Lewalde Abschied von ihr nahm, sagte er schüchtern: „Seien Sie versichert, gnädiges Fräulein, daß die Art und Weise, welche Sie uns zugeführt hat, ein unaufhörlicher Gegenstand für uns bleiben wird,

uns Ihrer zu erinnern, und daß wir diesen seltsamen Zufall als ein Glück betrachten, dessen Vervollkommnung in Ihre Hand gelegt ist. Lassen Sie diese Bitte keine unerfüllte bleiben."

„Da muß aber doch das Wetter d'rein schlagen, was Ew. Gnaden für Streiche angeben," fuhr Christiansen heraus, als er sein Fräulein auf ihr Zimmer begleitete. „Bis in die späte Nacht hinein haben wir nach Ihnen gesucht. Die Gondel weg, das Fräulein weg — was blieb uns denn da übrig, als an ein Ew. Gnaden zugestoßenes Unglück zu glauben? Ich möchte wol wissen, was ich des Herrn Vaters Gnaden hätte melden sollen — he? was denn?"

„Sehr wenig, Christiansen," antwortete Anna lachend, „weiter nichts, als: es hat dem Herrn über Leben und Tod gefallen, Fräulein Anna Constantia von Brocksdorf von dieser Zeitlichkeit und zwar auf nassem Wege hinwegzunehmen."

„Wie?" entgegnete Christiansen verblüfft.

„Nun, Du wirst doch nicht behaupten wollen, daß eine Fahrt abwärts in den See hinein ein trockener Weg sei?" fragte Anna, sich ernst vor Christiansen hinstellend, der in der That mehr als perplex war, da er den Unterschied zwischen Scherz und Ernst in der Antwort des Fräuleins nicht herausfinden konnte.

Aber ein abermaliges Lachen Anna's auf seine Kosten brachte ihn bald in's Klare. „Laß es gut sein, Christiansen — kein Brummen, es ist mehr als unnöthig. Du siehst, ich existire noch. Man kann nicht immer auf ebener Straße gehen, man muß sich auch auf kleine Abenteuer verstehen lernen. Ach, hättest Du mich gesehen, wie ich mitten in den grünen Wasserranken saß, eine verzauberte Nixe, die sich gelegentlich nach gutem Winde umsieht, Du würdest Deine Freude an mir gehabt haben. Ich bin wirklich meines Vaters Tochter, Christiansen; wenn sich's paßt, kannst Du ihm dies melden. Für mich würde sich's nicht schicken, es sähe aus, als wollte ich mit meinem Muthe prahlen. Aber nun nichts mehr davon, ich werde heute noch öfterer davon zu reden haben, denn der Frau Prinzessin Gnaden wird Alles haarklein wissen wollen, und dann meine theuren Freundinnen, die Hofdamen, werden sich gewiß außerordentlich freuen, daß sie mich trocken wiedersehen, da sie sich gewiß schon im Stillen auf eine tiefe Trauer, meines Verlustes willen, vorbereitet haben. Kann ich ihnen diese große Zärtlichkeit durch etwas Besseres als durch eine recht lebhafte Schilderung meines Abenteuers vergelten?"

Wider alle Erwartung erregte Anna's Abenteuer bei der Prinzessin nicht jenes ausschließliche Interesse,

welches zu anderen Zeiten, wenn deren Gemahl nicht anwesend gewesen wäre, jedenfalls ihrer Erzählung zu Theil geworden sein würde. Ueberhaupt war die Gegenwart des Prinzen eine das ruhige Stillleben gänzlich aufhebende Ursache. Was sich nur von Notabilitäten der europäischen Staaten zur Sommersaison an den schönen Ufern des Leman befand, sammelte sich um ihn, denn die Dinge, welche sich gerade jetzt in der politischen Welt ereigneten, waren hinlänglich geeignet, das größte Aufsehen zu machen und die Köpfe aller Denkenden in Anspruch zu nehmen.

Fräulein von Brocksdorf hatte Gelegenheit, als sie nach der Tafelstunde im Zimmer ihrer Herrin an einer von derselben begonnenen Stickerei saß, Ohrenzeugin einer sehr lebhaften Unterhaltung des Prinzen mit einigen Herren zu werden, welche sich im Nebenzimmer, dessen Thür nur angelehnt war, befanden und, da sie die Prinzessin auf ihrem gewöhnlichen Spazierritte wußten und Niemand in dem anstoßenden Gemache vermutheten, sich ungenirt über die Zeitereignisse aussprachen.

„Ew. Durchlaucht,“ sprach der Eine, „man sagt, der Churfürst von Sachsen habe bei seinem Religionsübertritt das Versprechen abgelegt, darauf hinzuwirken, daß sein Sohn, der Churprinz, sobald derselbe nur

etwas herangewachsen, gleichfalls katholisch werde. Die Speculation, daß das protestantische Land dem churfürstlichen Beispiele folgen und katholisch werden, oder Rom in diesem protestantischen Lande doch wenigstens festen Fuß fassen und so allmälig zur Eroberung vorschreiten könne, liegt im Hintergrunde ziemlich klar vor Jedem, der gesunde Sinne hat, um einen Schluß zu ziehen."

„Behüte uns Gott vor solcher römischen Nachbarschaft!" rief der Prinz. „Was sollte da aus unserem lutherischen Glauben werden?!"

„Ew. Durchlaucht," nahm ein Anderer das Wort, „wenn wir auf der einen Seite den Churfürsten von Sachsen den Glauben seiner Väter wie ein abgelegtes Gewand hinwerfen sehen, um das goldbrokatene polnische Königskleid dafür einzutauschen, so bietet uns auf der anderen Seite der Churfürst von Brandenburg ein zweites Bild der Speculation in seinen geheimen Verhandlungen mit dem österreichischen Hofe um die Königswürde. Aber diese Speculation ist eine solidere als die seines sächsischen Nachbars; sie wird dem Protestantismus Segen bringen und Friedrich von Brandenburg, auf ihn gestützt, eine nordische Macht gründen, während die sächsischen Regenten, ehemals die ersten im protestantischen Deutschland, zu den letzten

und machtlosesten Fürsten und Schleppenträgern des römischen Pontifex herabsinken werden. Betrachten wir diesen Wechsel der Oberleitung protestantischer Macht nur als ein Heil für die letztere."

Eine Weile lang blieb die Unterhaltung in diesem ernsten Gleise, dann sprang sie unvermerkt auf ein anderes Gebiet über. Die Persönlichkeit des eben mit einem Heere zur Durchsetzung seiner Königswahl in Polen eingerückten Churfürsten von Sachsen wurde besprochen, und jeder der Herren wußte etwas darüber zu erzählen. Die galanten Abenteuer desselben auf seinen Reisen und seine enorme Körperstärke gaben einen reichen Unterhaltungsstoff, und nachdem man sich verschiedene Anekdoten darüber mitgetheilt und besonders die körperliche Kraft des Churfürsten zum Gegenstande des Gesprächs gemacht hatte, hob einer der Herren an:

„In dieser Beziehung erzählte mir Herr von Vitzthum, sein Liebling, mit außerordentlichem Wohlbehagen, wie sie an einem Sonntage nach Madrid gekommen wären und unerkannt einem Stiergefecht beigewohnt hätten. Eine ungeheure Menschenmasse habe sich in der Arena versammelt gehabt und das blutige Schauspiel dem Prinzen viel Vergnügen gemacht. Aber plötzlich wäre ein Schreckensschrei rings um die Kampf-

bahn laut geworden; einer der Picadores sei mit dem Pferde gestürzt und so in Gefahr gekommen, von dem wüthenden Stiere gespießt zu werden. In diesem Augenblicke, wo jedes Herz in Angst fast zu schlagen aufgehört, habe sein Herr, der Prinz, mit einem raschen Sprunge über die Schranke sich geschwungen, um dem verunglückten Kämpfer in der höchsten Noth beizustehen. Ohne irgend eine Waffe sich dem Anlaufe des im Zorne schäumenden Thieres entgegenstellend, sei er geschickt demselben ausgewichen und habe es mit solcher Kraft bei den Hörnern gefaßt und seinen Kopf zu Boden gedrückt, daß der Spanier Zeit gewonnen, sich aufzuraffen und dem dumpfbrüllenden Stiere das Messer ins Herz zu stoßen. Das Jubelgeschrei der anwesenden Volksmenge habe kein Ende finden wollen, die Männer hätten den Prinzen fast auf den Händen getragen und die Frauen ihn mit einem Blumenregen überschüttet. Von dem Könige und der Königin mit Beweisen der Auszeichnung beglückt, habe er sich in Madrid überall von Huldigungen umgeben gesehen. Er würde noch länger daselbst verweilt haben, wenn nicht eines seiner vielen galanten Abenteuer ihm fast lebensgefährlich geworden wäre. Ein spanischer Grande, Manzera mit Namen, habe in Erfahrung gebracht, daß der Prinz durch eine unver-

schlossen gelassene Gartenthür mittels einer Strickleiter bei Nachtzeit zu dem Schlafzimmer seiner Gemahlin, einer schwarzäugigen, liebeglühenden Sennora, emporsteige. Vier gedungene Banditen hätten ihn einmal des Nachts an der Gartenthüre erwartet, aber der Kampf sei so unglücklich für diese Burschen ausgefallen, daß nur einer derselben durch die Flucht sich das Leben habe retten können; die anderen Drei hätten mit ihrem Blute den Angriff bezahlt. Herr von Vitzthum freute sich noch bei der Erinnerung an diesen nächtlichen Kampf, bei dem er der einzige Begleiter seines Prinzen gewesen sei und sich eines glücklichen Stoßes mit dem Degen auf das Herz eines der Banditen rühmen könne. Nun, die besondere Zuneigung Friedrich Augusts zu Vitzthum läßt auch darauf schließen, daß Beide so manches Geheimniß und so manche Gefahr mit einander bestanden."

Der Prinz schien besonderes Gefallen an diesen Anekdoten zu finden, denn man hörte nicht sobald mit Mittheilungen dieser Art auf. So erzählte einer der anwesenden Cavaliere, wie der Churfürst von Sachsen, als er noch Prinz gewesen, bei seinem Aufenthalte in Nürnberg eine Probe seiner Geschicklichkeit im Pistolenschießen gegeben, indem er sechsspännig im

Galopp, die Pferde allein lenkend, in den geräumigen Herren- oder Rathhauskeller gefahren und, nachdem er ein am äußersten Ende desselben brennendes Licht ausgeschossen, wieder im Galopp herausgejagt sei. Auch der lächerlichen Geschichte von dem Geiste, den Friedrich August aus den Fenstern der Wohnung des römischen Königs in der Wiener Hofburg zur Nachtzeit herausgestürzt, wurde gedacht, und diese Erwähnung leitete die Unterhaltung wieder in ein anderes Gleis. Man begriff nicht, wie ein Fürst, der Muth genug besaß, um den als Geist vermummten Beichtvater des Königs von Rom, welcher unter dieser Angst einflößenden Maskerade den Letzteren von dem Umgange mit dem protestantischen Friedrich August abschrecken wollte, einen halsbrecherischen Sprung aus dem ersten Stockwerke der Wiener Hofburg thun zu lassen, sich und seine Freiheit der Clerisei Roms in die Arme werfen konnte. Man gedachte des tiefen und gerechten Schmerzes, den seine echt protestantische Gemahlin, die edle Eberhardine, dieses Schrittes wegen empfunden haben müsse, sie, deren Herz ohnehin schon von dem Treiben des Churfürsten verletzt worden sei, bei welcher Gelegenheit natürlich auch seines Hanges für weibliche Schönheiten Erwähnung geschah.

„Nun, meine Herren", sagte der Prinz, diese

Unterhaltung unterbrechend, „es wird Zeit, meiner Gemahlin entgegenzugehen. Setzen wir unser Gespräch zu einer andern Zeit fort; es werden uns hoffentlich noch mehr Stunden bleiben, wo wir ungenirt sind. Doch halt, noch eins! Wer von Ihnen kennt den Fremden auf Schloß Prangin? Man sagt, er heiße Fischering, dieser einfache Name verberge aber jedenfalls einen Mann, der Ursache habe, sich auf einige Zeit von dem Schauplatze der großen Welt zurückzuziehen."

„Allerdings ist Herr Fischering Gegenstand verschiedener Vermuthungen geworden, wol mehr deshalb, weil es auffällig erscheint, daß Herr von Dankelmann ihm sein schönes Schloß zum Aufenthalte eingeräumt hat, als durch seine eigene Persönlichkeit. Ich habe ihn neulich in einer Gesellschaft gesehen, er war aber sehr schweigsam, vor sich hinsinnend, und ich konnte nichts Besonderes an ihm entdecken."

„Ich habe ihn wieder anders gefunden, als ich vor zwei Wochen mit ihm auf einem nach Genf fahrenden Schiffe zusammentraf," entgegnete ein Zweiter. „Seine Stimmung war da besonders lebhaft, und Alles was er sprach, deutete auf eine große Kenntniß der politischen Zustände. Seinen Reden nach ist er ebensowohl in Wien als in Berlin, Polen und Schwe-

den zu Hause und mit den ersten Staatsmännern ziemlich vertraut."

Die Fortsetzung dieses Gesprächs verhallte, da sich die Sprechenden aus dem Zimmer entfernten. Für Fräulein von Brocksdorf war diese Ohrenzeugenschaft nicht ohne großes Interesse gewesen. Die Eigenthümlichkeit ihres Geistes, durch den reichsten Phantasieschwung unterstützt, ließ ihr Alles, was sich über das Niveau der Alltäglichkeit erhob, in einem anziehenden Lichte erscheinen, sie liebte das Außergewöhnliche, es harmonirte mit dem noch nicht zur völligen Selbstentwickelung bei ihr gekommenen Heroismus zu sehr, als daß es, ohne Anklang zu finden, an ihr hätte vorübergehen sollen. Das eigene noch nicht scharf ausgeprägte Bewußtsein der Charakterstärke und ihr lebhaftes Gefühl für den Ausdruck der Kraft, des aus dem gewöhnlichen Gleise Heraustretenden, fand sich gleichsam wohlthuend dadurch berührt, und wir glauben den Vergleich der wechselseitigen Anziehungskraft zwischen zwei Magneten nicht als unpassend für die eigenthümlichen Empfindungen des Fräuleins von Brocksdorf wählen zu dürfen.

Die Schilderung von der kühnen That des Prinzen Friedrich August beim Stiergefechte zu Madrid erregte ihre leidenschaftliche Bewunderung; ihrer leb-

haften Phantasie ward es leicht, sich dies Bild auszumalen, und sie schmückte es mit all der Farbengluth einer reichen Einbildungskraft. „Es giebt wol nur wenige Männer von solchem Muthe“, sagte sie zu sich, „ich habe noch keinen gesehen. — Und doch könnt' ich nur solch' einen Mann lieben,“ fügte sie hinzu. Daß die schwarzäugige Gemahlin Manzera's sich zu ihm gezogen gefühlt hatte, bedünkte ihr als nichts Außerordentliches; es war nur eine Huldigung des Muthes, die die Spanierin ihm gebracht, da ihr Gemahl, ein Feigling, sich nur auf den Meuchelmord verließ. Wie hätte eine Frau einen Mann von so niedriger Gesinnung auch lieben können! Sie mußte ihn verachten. Trotzdem, daß Anna die Neigung der Spanierin als recht anerkannte, gehörte sie doch nicht zu jenen Leichtsinnigen ihres Geschlechtes, welche die flüchtig vorüberrauschende Gunst eines Fürsten dieser Art als das höchste Glück betrachten. Ihr Stolz, die Leidenschaftlichkeit ihres Herzens empörte sich bei dem Gedanken, daß Frauen sich herabwürdigen könnten, nur ein Spielzeug der Laune eines Mannes zu werden. „Ich würde ihm den Stolz eines Weibes zeigen, das sich nicht zur Sklavin zu erniedrigen gewöhnt ist,“ sprach sie zu sich. „Ein getheilter Besitz ist gar keiner; entweder ihn ganz besitzen oder gar nicht. Das Urtheil

der Welt mag anders lauten, ich würde nur dem meinen folgen.“

Wenn wir bemüht sind, durch diese kleinen bedeutungslos scheinenden Schilderungen den seiner völligen Entwickelung noch entgegensehenden Charakter eines jungen, siebenzehnjährigen Mädchens zu bezeichnen, so geschieht dies lediglich, um ihren ferneren Schicksalsereignissen die richtigen Motive unterzulegen, welche sie zu allen den Handlungen bestimmten, die ihrem späteren Namen ein gewissermaßen geschichtliches Interesse verliehen, und ohne deren Kenntniß sich leicht andere Urtheile bilden könnten, welche verwirrend und verundeutlichend auf den Gang unserer Erzählung wirken müßten.

Fräulein von Brocksdorf fürchtete, daß sie ihr der Familie Lewalde gegebenes Versprechen hinsichtlich eines Besuchs zum morgenden Tage nicht werde halten können, denn die Anwesenheit des Prinzen schien der Hoffnung, von ihrer Herrin Urlaub zu erhalten, wenig Raum zu lassen. Sie bedauerte die wahrscheinliche Nichterfüllung ihres Wunsches vorzüglich deshalb, weil ihr dadurch die Gelegenheit entging, den geheimnißvollen Bewohner des Schlosses Prangin kennen zu lernen. Indeß, was sie als unerfüllt bleibend fürchtete, gestaltete sich an diesem Nachmittag unerwartet günstig

für sie. Der Prinz äußerte den Wunsch, Lausanne zu besuchen, und seine Gemahlin stimmte sogleich bei. In wenigen Minuten war der Beschluß gefaßt, den morgenden Tag dazu zu benutzen. Da der Prinz es nicht liebte, von vielem Gefolge umgeben zu werden, so richtete auch seine Gemahlin sich darnach und befahl nur einer der älteren Damen, zur Begleitung sich bereit zu halten. Somit sah sich Fräulein von Brocksdorf ihrem freien Willen überlassen und fuhr in Christiansen's Begleitung am nächsten Nachmittag nach dem Dorfe, wo die Familie von Lewalde wohnte.

Sie fand dort die herzlichste Aufnahme. Brigitte flog ihr in voller Freude in die Arme. „Ach, Sie glauben gar nicht, liebe, theure Freundin, wie ich gezagt und gebangt habe, ob Sie von Ihrer gnädigen Frau Prinzessin Urlaub erhalten würden," rief Fräulein von Lewalde. „Können Sie sich denken, daß mir Mama sogar ganz heimlich hat die Karte legen müssen? Sie lachen? ach, es mag recht lächerlich klingen, aber es ist wahr, Mama hat ihre Kunst beweisen müssen; es half ihr nichts, ich ließ nicht ab mit Bitten, bis sie endlich einwilligte. Asmund dürfte das freilich nicht erfahren, er würde uns alle Beide

derb ausgescholten haben — so etwas versteht er gar nicht. Aber das ist gewiß, Mama hat's prächtig getroffen. Ja, sie kommt, hat sie gesagt — da liegt der kleine Weg vor ihr, sie kommt ganz sicher. Und da sind Sie nun auch wirklich da."

„Aber fast wäre es nicht geworden; wenn nicht der Prinz den süperben Einfall gehabt hätte, einen Ausflug nach Lausanne zu unternehmen, so hätte ich nicht Wort halten können," antwortete Anna.

„Dafür soll er auch recht viel Vergnügen dort finden," meinte Brigitte. „Herr Fischering ist auch schon da und promenirt mit Herrn Siekert und meinem Bruder in der Pappelallee am Kirchhofe. Wie wird Asmund sich ärgern, daß er nicht hier gewesen ist, um Sie bewillkommnen zu können! Aber es geschieht ihm ganz recht, warum behauptete er, als es vorhin drei Uhr schlug, Fräulein von Brocksdorf komme heute nicht."

„Wo ist Ihre Mama, liebe Brigitte?"

„Im Garten. O, Mama hat alle Hände voll zu thun, sie will uns mit einigen Tassen Kaffee tractiren. Ihnen ist das nichts Neues, liebe Freundin — natürlich, eine Prinzessin ist reicher als wir und hat nicht nöthig, zu sparen. Trinken Sie Kaffee gern?"

„Einige Male habe ich Kaffee genossen, wenn

die Prinzessin Gesellschaft hatte,“ antwortete Anna, „aber es ist ein schwarzes, bitteres Getränk, das Einem heiß macht.“

„Mama giebt Rahm und weißen Candiszucker dazu, eine ganz neue Erfindung, die aber gar nicht unangenehm ist.“

Nachdem auch Frau von Lewalde Fräulein von Brocksdorf herzlich begrüßt und derselben gesagt hatte, daß sie in ihrem Kommen nur einen Beweis sehe, daß es ihr hier unter ihnen gefallen, schlenderten Anna und Brigitte Arm in Arm in den Gartengängen umher. Die Erste durfte nicht fürchten, daß sie ohne Unterhaltung blieb, Brigitte plauderte in Einem fort; sie wußte von tausend unbedeutenden Dingen zu erzählen, die ohne die naive Art und Weise, mit welcher sie von denselben sprach, Annen jedenfalls tödtliche Langeweile verursacht haben würden, so aber den Anhauch des Interessanten empfingen, weshalb sie gern und willig zuhörte.

„Sagen Sie mir nur, liebe Anna, was Ihnen Freude macht, und ich will recht herzlich gern mit Ihnen davon plaudern,“ sagte Brigitte. „Sie glauben nicht, wie sehr mich der Gedanke beglückt, in Ihnen eine Freundin gewonnen zu haben. Sie sind gewiß eben so gut als schön. Ich redete mit Asmund von

Ihnen, als er von Ihrer Begleitung zurückkam. O, sagte er, — sie ist herrlich! und dabei glänzten seine Augen wie ein Paar Sterne — wenn sie nur öfter zu uns kommen könnte. Nicht wahr, das werden Sie, liebe Anna, wenn es nur halbwege möglich ist? Ach schlagen Sie mir das nicht ab!"

„Hinge ich nur von mir selber ab, liebe Freundin, so würde es sehr oft geschehen; aber Sie wissen ja, daß dies nicht der Fall ist."

„Wie Schade ist das doch! und ich freute mich, daß wir uns oft, recht oft zusammenfinden würden. Ist das nicht traurig, daß wir immer wünschen und hinterdrein unsere Wünsche gar nicht in Erfüllung gehen?"

„Ich glaube, Sie werden den Mangel einer Freundin jetzt am wenigsten empfinden, liebe Brigitte, da Ihr Herz doch schon einen Gegenstand hat, mit dem es sich gewiß recht emsig beschäftigt."

„Ich weiß schon, was Sie meinen, Anna. Aber das ist es ja eben, was mir gar nicht gefällt; ich muß das Alles still für mich im Herzen behalten, und das wird mir wahrhaftig so schwer, daß mir's oft den Athem beengt. Wem soll ich denn davon sagen? Der Mama — o, die ist wol recht seelensgut; aber ich glaube, das versteht sie gar nicht. Und Asmund

ist auch nicht der Mann dazu. Der würde sagen: Ja, das ist Alles sehr schön; aber es paßt für mich nicht. Wenn Sie nun, liebe Anna, oft zu Besuche kämen, so könnten wir Beide davon reden; Sie verständen mich gewiß, nicht wahr?"

„Wer weiß?" lächelte diese.

„Ach, täuschen Sie mich nicht; ich glaube Ihnen das doch nicht. Sie sind so schön und sollten noch nicht wissen, was das für ein wunderbar großes seliges Glück ist, zu lieben?"

„Ich kenne dieses Glück allerdings noch nicht," sagte Fräulein von Brocksdorf, „vielleicht später einmal. Aber glauben Sie wirklich, Brigitte, daß man ohne Liebe nicht auch bestehen kann?"

„Bestehen? ja, das wohl — aber man ist da nicht glückselig, sondern armselig," entgegnete Jene. „Ehe ich hierher kam und Herrn Siekert kennen lernte, wußte ich eigentlich auch noch gar nicht, was Glück sei. Ich war so ruhig in meinem Herzen, daß ich mich wol über Alles freute, aber mich nicht grämte, wenn's morgen anders war, als heute. Jetzt aber ist das ganz und gar anders mit mir; ich vergesse nichts mehr. Ich glaube, alle meine Sinne sind viel schärfer, und ich bin im Geiste um ein gutes Stück gewachsen. Meine Freude ist nicht mehr ein-

fach wie früher, bewahre — sie ist doppelt, dreifach, die Erinnerung an jeden Augenblick, wo Siekert mit mir gesprochen und mir gesagt hat, wie sein ganzes Herz nur mir gehöre, ist ein so schönes Glück, wie es kein anderes geben kann. Die Sonne scheint mir glänzender, die Bäume sind mir grüner, die Blumen nicken mir zu, als wollten sie sagen: Wir wissen auch von deiner Seligkeit! Und die Lüfte flüstern mir so lieb in's Ohr, daß sie Boten der Liebe sind und alles Glück von Menschenherzen zu Menschenherzen tragen. Ach, meine liebe, liebe Freundin, das Mährchen von den beiden Schwestern von Kallundborg ist eine große Wahrheit. Ich möchte das stille selige Glück der Liebe um kein Königreich erkaufen."

„Was ist das für ein Mährchen, von dem Sie da sprechen? Ich habe nie davon gehört."

„Nicht? Wenn's Ihnen Vergnügen macht, so will ich's Ihnen gern erzählen; ich habe es ganz im Gedächtniß, wie ich es in dem alten Sagenbuche von der Seelandsinsel oft gelesen, weil es mir so sehr gefallen hat."

Die beiden Mädchen nahmen Platz auf einer Moosbank innerhalb eines schattenreichen Rondells von Lärchen- und Akazienbäumen, in dessen Mitte durch eine verborgene Röhrenleitung ein klares Wasser

in ein kleines, mit Blumen umstandenes Becken rieselte und durch seinen Aushauch die warme Luft kühlte. Es war eins der lauschigsten Plätzchen, welches nur ein Erzähler sich wünschen kann, um seiner Zuhörer Gemüth sich ganz zugewendet zu sehen.

Brigitte erzählte das Folgende in der ihr eigenthümlichen schmucklosen und doch so herzlichen Redeweise, und der Eifer, die Genauigkeit, mit der sie gleichsam pflichtgemäß das Amt eines Erzählers erfüllte, zeugte von dem großen Vergnügen, welches sie dabei empfand, das Mährchen sich selbst zu wiederholen, das in dem alten Sagenbuche der Seelandsinsel unter dem Titel: „die beiden Schwestern von Kallundborg oder die verkaufte Liebe," bekannt ist und welches wir hier einschalten.

„Zu jener Zeit, als Kallundborg nur noch eine kleine unbedeutende Ansiedelung von armen Fischern war, die in der Einbusung, welche der (große) Belt in dem dreieckigen Landstreifen auf dieser westlichen Seite Seelands durch hundertjähriges Vordringen erzwungen hat, ihr Gewerbe trieben, war Knut einer der ärmsten von diesen armen Ansiedlern. Seine Hütte stand ganz am Ende des Oertchens und zwar zwischen Gebüsch versteckt, als schämte sie sich ihrer traurigen Hinfälligkeit und der großen Armuth in

ihrem Inneren. Das Unglück und der Hunger saßen zu Tische bei Knut und waren seine treuen Begleiter von Kindesbeinen an gewesen, denn sein Vater hatte auf ihn den Unstern vererbt, daß seine Netze leer blieben, wenn die der anderen Fischer übervoll waren, und daß bei jeglicher Fahrt auf den Fang ihm wenigstens ein Unfall zustieß, etwas zerbrach oder sonst eine Hoffnung ihm verloren ging. Und als Knut sich ein Weib nahm, gerade so arm wie er selber, ging's natürlich nicht besser, und zu all dem Elend gab ihm der Himmel noch ein paar Kinder, die mit am Hungertuche nagten und bald mutterlose Waisen wurden, weil der Gram über ihre tiefe Armuth der Frau das Herz gebrochen und sie in die kühle Erde gebettet hatte. Die Leute von Kallundborg sagten da manchmal, wenn sie an Sonn- und Festtagen auf den Bänken vor ihren Hütten saßen: 's ist ein Fluch, der den Knut drückt und der nicht aufhören wird, so lange ein Glied von seiner Familie am Leben ist. Dem armen Manne konnte nichts Schlimmeres passiren, als daß ihm der Himmel zwei Mädchen zu Kindern gab. „Was soll denn mit denen werden? Wer wird sie heirathen, wenn sie groß sind? — Niemand, weil Niemand sich das Unglück in's Haus nehmen wird."

Die Leute von Kallundborg hätten gar nicht ge-

ahnt, daß durch die beiden Töchter dieses armen Mannes ihnen gerade der größte Kummer im Laufe der Zeit kommen und das ganze Oertchen in Aufruhr gebracht werden könnte. Aber es war so. Gleich den lieblichsten Blumen blühten Morna und Jacobe, des armen Knut beide Töchter, auf und schauten in ihren dürftigen Gewändern, die sie sich mit tausend Entbehrungen vom Munde absparen mußten, wie Prinzessinnen gegen die übrigen Mädchen von Kallundborg aus, so daß diese großen Aerger fühlten und ein allgemeiner Haß der Kallundborger gegen Knut und seine beiden schönen Töchter entstand. Die Mütter sagten im Zorn darüber, daß ihre Töchter verdunkelt wurden durch die Schönheit der armen Töchter Knut's: Das ist eine Schönheit, hinter der der Bettelmann lauscht, denn im Magen haben sie Steine, daß der Hunger eine Arbeit daran haben soll, damit er sie nicht umwerfe. Pfui über solche Schönheit, die wie Goldpapier blos auf der einen Seite schimmert.

Und die Väter stimmten in den Ton mit ein, denn auch sie empfanden großen Aerger, daß die jungen Bursche sich gar nicht mehr um ihre Töchter kümmerten und nur nach Knut's Mädchen schauten, die so rosig, wie der helle freundliche Morgen gegen den Nachtschatten, sich gegen Jene ausnahmen.

Knut fühlte es auch bald, wie ihn die Feindschaft seiner Nachbarn scheel ansah und ihm ihr Haß alles Böse auf den Hals wünschte, und das machte ihn so bekümmert, daß er zu sich sagte: Mir muß doch Alles zum Unsegen werden. Da hat mir der Himmel nun an den Kindern so große Freude gegeben, daß ich alle Armuth gern ertrug um des Glücksstrahles willen, der mir mit ihnen in mein elendes Dasein fiel, und nun ist's doch wieder zum Unheil. Die Nachbarn hassen mich und meine Töchter, als hätten wir ihnen das größte Leid angethan.

Morna und Jacobe hätten nicht Mädchen sein müssen, wenn es ihnen unbemerkt geblieben wäre, daß sie aller jungen Bursche Augen auf sich zogen, diese oft im Schilfe oder in den Büschen versteckt lagen, wenn eine oder die andere in Vaters kleines Boot stieg und, über dasselbe gebeugt, den Hamen fest machte, um Fische zu fangen, oder wenn sie Beide, vor der Hütte sitzend, die alten zerrissenen Netze ausflickten oder sonst eine Arbeit verrichteten. Da hörten sie wol zuweilen ein Geräusch, als wenn die Zweige des um ihre Hütte her verstreuten Busches auseinander gebogen würden, und wenn sie hinsahen, schauten ihnen glänzende Augen zwischen dem Blättergrün entgegen, und sie mußten still vor sich hinlächeln, denn sie wuß-

ten gar wohl, wer die Lauscher waren — die jungen Bursche von Kallundborg.

Morna's und Jacobe's Schönheit war nicht gleich, denn Morna, die ältere Schwester, hatte rabenschwarzes glänzendes Haar, und ihr Gesicht schaute so ernst und schön aus, daß sie in anderem Gewande einer vornehmen Dame gewiß keinen Vorrang gelassen hätte in der Schönheit, denn sie glich schon jetzt in ihrer großen Armuth einer Königin in Blick und Wesen, als wäre sie zur Hoheit geboren; Jacobe aber mit ihrem flachsgelben Haar, dessen Zöpfe sich wie ein Heiligenschein um ihr Haupt schlangen, war weiß und zart von Gesicht und Gestalt, und sanfter Rosenschimmer lächelte auf ihren Wangen, ihre veilchenblauen Augen blickten so lieb und demühig in ihr armes Leben hinein, daß bei ihrem Anschauen jedes Herz von wunderbarer Rührung ergriffen wurde. Es kam mit ihnen, wie's seit der Weltschöpfung immer mit Mädchen gekommen ist und wie es nie aufhören wird zu geschehen. Sie fanden zwei junge Bursche, die es ehrlich meinten, die aber nicht gleich mit einander in irdischen Gütern waren, wie die zwei Schwestern nicht gleich an Schönheit. Morna's Liebster war des wohlhabendsten Mannes von Kallundborg Sohn, und man nannte ihn nur den reichen Suenson; Jacobe aber

hatte ihr Herz an einen armen Burschen verschenkt, an den Nil Christbör, der blutwenig an Hab und Gut besaß und, wenn der Fischfang schlecht ausschlug, vom Winter gerade keine Freudentage zu hoffen hatte. Jacobe liebte den Nil Christbör mit vollem Herzen, und wenn sie davon sprachen, wie die Trauung sehr viel Geld koste, und sie gar nicht wüßten, wie sie das zu erschwingen möglich machen sollten, so sagte Jacobe recht fröhlich: „O Nil, laß Dir keine Angst darum sein. Sieh doch meine schönen Haarflechten, wie lang und fein — die verkaufe ich, daß wir das Geld erhalten. Für Dich gebe ich Alles hin, denn ich gehöre Dir mit ganzem Herzen — und ist's nicht auch zu meinem eigenen Glücke? Kann ich denn weniger für Deine Liebe thun?"

Aber Morna redete nicht so. Es war ihr schon recht, daß ihr Liebster des wohlhabendsten Mannes von Kallundborg Sohn war; doch, wäre er vornehmer gewesen, so hätte sie es lieber gesehen. „Ein Herr solltest Du sein, Suenson, wie die Herren an des Königs Hofe, und reich solltest Du sein, viel Gold und Silber, viel Diener und große Güter haben, damit ich eine vornehme Frau mit Dir würde," sagte sie zuweilen. „Wie schön wäre Das!"

Da kam eines Abends, als beide Schwestern

allein waren und der Vater draußen auf dem Wasser des Fischfanges wegen, ein Weib zu ihnen von fremdem Aussehen, ruhte aus auf der Bank vor der Hütte und redete mit ihnen. „Warum wanderst Du in der Welt so allein herum?" fragte Morna die Fremde. „Ich suche Liebe zu kaufen," war die Antwort. Das wunderte die Mädchen nicht wenig, und das Weib erzählte ihnen, wie sie den höchsten Preis zahle an den, der ihr seine Liebe verkaufe, das heißt: der Fähigkeit sich entäußere, Jemandem von Herzen anzuhängen in Freud und Leid, in Noth und Tod, und von Anderen wieder geliebt zu werden. Wär's ein Mann, der den Handel eingehe, so solle er dafür König werden, ein Weib aber Königin, unumschränkte Herrin eines großen Reiches.

„Behüte mich Gott, daß ich nicht mehr lieben und von Niemand mehr geliebt werden sollte!" rief Jacobe. „Nein, ich will keinen andern Thron haben, als meines Nil's Herz; das soll mein Reich, meine Welt sein für immer."

Morna aber sagte gar nichts, sie sann vor sich hin, und als das fremde Weib sie fragte: „Möchtest Du nicht einwilligen?" da hob Knut's älteste Tochter den Kopf stolz auf und sagte: „Wenn ich die Höchste in einem großen Reiche wäre, so bedürfte ich der Liebe

von Niemand, ich hätte Alles, was mein Herz begehrte, Gold und Silber, Ehre und Wohlleben — was brauchte ich da noch einen Menschen zu lieben? Ich gehe den Handel ein."

Jacobe schrie auf in großer Angst, fiel nieder zu Morna's Füßen und flehte, die veilchenblauen Augen thränennaß zu ihr gehoben: „Ach, thue nicht so Böses an Dir selbst, Schwester! Du wirst nichts Heiligeres finden als die Liebe, die Du wie eine unnütze Waare von Dir werfen willst. Und hättest Du die ganze Welt zu eigen und ständest allein, von Niemand geliebt und ohne die Fähigkeit, zu lieben, Du wärest ärmer als das Vöglein auf dem Baume, das fröhlich in den goldenen Tag hineinsingt, weil es ein Herz voll Liebe hat. O Schwester, die Lieb' ist höher als alles Erdengut. Suenson liebt Dich, brich sein Herz nicht, Du findest keins wieder, das so treu Dir ist."

Aber Morna sagte hart: „Geh' aus dem Wege, ich höre nicht auf Dich!" — Und zu der Fremden sprach sie: „Ich gehe den Tausch ein, ich will herrschen, Niemand lieben, von Niemand geliebt werden."

Da rauschte es wie Wirbelwind zwischen den Bäumen, und ein von sechs goldgeschirrten stolzen Schimmeln gezogener prächtiger Wagen, von einer Menge reich gallonirter Diener zu Pferde umgeben,

brauste heran und hielt vor der Hütte. In den Staub zu ihren Füßen warfen sich mit goldfunkelnden Ketten beladene Sklaven, und stolz, ohne Abschiedsgruß an die väterliche Hütte und die Schwester, schritt Morna, von dem fremden Weibe geführt, auf den Rücken der Sklaven zu den prächtigen Wagen. Auf Sturmesschwingen jagte der glänzende Zug von dannen.

„Morna!“ rief Jacobe, gewaltsam die Fessel des Schreckens sprengend, die sie bisher sprachlos gemacht hatte; aber Morna hatte für sie und Vater Knut's armselige Hütte keinen Blick der Liebe mehr.

Jahre waren vergangen seit diesem Tage, von Morna redete Niemand mehr, sie war verschollen, wie die Lieblosigkeit keinen Hall der lieben Erinnerung zurückläßt. Knut's Haar war weiß geworden, er wohnte bei seinen Kindern oder vielmehr seine Kinder wohnten bei ihm, denn Nil Christbör mit seiner geliebten Jacobe und ihren sechs Kindern hauste mit in der Hütte. Das war ein Leben in dem kleinen Raume, wie es nur in einem Ameisenhaufen sein kann, und doch hätten sie ihn nicht vertauscht gegen das prächtigste Haus; er war ihre Heimath, und die Liebe half ihnen gegenseitig alles Ungemach ertragen; sie dachten nicht daran, daß Andere es besser hätten, sie waren ja so glücklich unter einander, trotzdem, daß ihre Armuth im Laufe

der Zeit sich nicht um eines Hellers Werth verbessert hatte.

Draußen lagerte der Winter mit der blendenden Schneedecke auf den Dünen, ein grimmer Feind der armen Fischerfamilie, denn da ging's allemal recht ärmlich zu bei ihnen; aber sie hungerten doch nicht, und Holz hatten sie auch in Vorrath, die See trieb's ihnen im Sommer zu, und so brachten sie, Löffel, Quirle und andere Dinge aus Holz schnitzelnd, den Winter hin — es war immer ein kleiner, wenn auch dürftiger Verdienst.

Da kam der Christabend wieder und war ein Fest für sie, ein Jahr wie alle Jahre, denn der alte Knut hielt diese Ordnung streng aufrecht unter der Familie, indem er sagte, das sei für die Armen der größte Feiertag, weil in Kindesgestalt die Liebe zu ihnen auf die Erde gekommen sei. Wie sie nun so zusammensaßen, die Neun, und Nil Christbör von der wunderbaren Geburt des Gottmenschen vorlas, der die Armuth als seine Heimath gesucht, da klopfte es draußen leise und verzagt, und als Jacobe öffnete, da trat ein Weib im Bettlerkleide herein und bat, daß es sich mit wärmen dürfe, denn draußen schneide der Nordwind so entsetzlich, daß ihr der Athem in der Brust stocke.

„In Gottes Namen setzt Euch, Frau, eßt einen

Bissen Brot und nehmt einen Schluck Dünnbier. Es geht heute hoch bei uns her, wir feiern das Fest der Erinnerung, wie einst die Liebe Gottes zu den Menschen gekommen im Gewande bitterer Armuth — mögt mit zuhören!"

Und Nil Christbör las, nachdem er das gesagt hatte, weiter in dem Buche aller Bücher die wunderbare Geschichte von des Jesuskindleins Geburt.

Und dann stand der alte Knut auf und sprach: „So ist die Liebe mitten unter den Armen, nicht unter den Reichen dieser Welt; drum sollen auch wir Armen dies Erbtheil untereinander festhalten und bewahren. Gedenken wir daher mit Liebe Aller, die da verarmt sind an Liebe und vorzüglich unserer liebelosen Morna. Möge ihr's wohlgehen, wenn sie noch lebt."

Da schrillte plötzlich ein Schrei durch die Hütte, die Bettlerin sank auf die Kniee, und ihren Augen entflossen Thränenströme. Und als sich der alte Knut erschrocken zu ihr wendete, da streckte sie die Arme nach ihm und Jacobe aus und stammelte: „Ist denn so viel Liebe in Euerem Herzen geblieben, daß Ihr meines Namens nicht vergessen?"

Morna war es, die vor Jahren das höchste Gut der Menschenbrust, die Liebe, verkauft hatte um des Schimmers und Stolzes willen, welcher wie Spreu

zerstiebt vor dem Winde. Aller Glanz war ihr zu Theil geworden, sie hatte geherrscht über viele Tausende fern des großen Weltmeeres, hatte gewohnt in goldfunkelndem Palaste, alle Wünsche waren ihr in Erfüllung gegangen, alle Sehnsucht, die Stolz und Ehrsucht nur nähren können, war ihr gestillt worden, und doch blieb ihr Herz ein unausgefülltes Grab, vereinsamt, ausgeschlossen von all den sanften Regungen und Trieben, die den Aermsten auf Augenblicke seine Sorgenbürde vergessen machen, stand sie über den Tausenden, die vor ihr niedersanken, von denen sie nicht geliebt wurde, weil eine ungeheure Kluft zwischen ihr und ihnen lag. Da wurde der Stolz ihr ein Ekel, der Glanz ihr ein Unglück — ihr Herz war eine klanglose Schelle, die nur für das Schmelzfeuer taugte und keinen lockenden Ton für Ohr und Herz den Menschen gab. Und als dies namenlose Elend, dies Alleinsein in der weiten Schöpfung sie überwuchs, so daß sie für nichts mehr Sinn und Gefühl empfand, als sie siech darnieder lag, und die Tausende nur die kalten tiefen Verbeugungen, aber kein Mitgefühl hatten mit ihrem schweren Leid, da schrie sie zum Himmel, er solle sie sterben lassen, denn sie habe Tod für Leben eingetauscht. Augenblicklich erschien das fremde Weib wieder, das ihr das Himmelskleinod, die Liebe, ab-

gehandelt, und sagte hohnlachend: „Geh' und suche, was Du in thörichtem Dünkel an mich verloren."

Und Morna pilgerte über Meer und Berge und durchwanderte die Länder der Erde als Bettlerin; aber der Fluch der Liebelosigkeit ging ihr zur Seite, und nirgends fand sie Menschen, die Mitleid für sie gehabt hätten, bis sie zur Hütte des Vaters gekommen war, wo die Liebe bei der Armuth wohnte und die Barmherzigkeit Haushälterin war.

Jacobe's Worte hatten sich bestätigt; Morna war ärmer geworden als das Vöglein auf dem Baume, das fröhlich in den goldenen Tag hineinsingt, weil es ein Herz voll Liebe hat. Aber der Fluch war von ihr gewichen, als ihr erstorbenes, liebeleeres Herz tiefe Rührung fühlte bei des Vaters Worten — sie hatte gefunden, was sie im thörichten Wahne verloren, die Liebe.

Und als das Alles ruchbar wurde in Kallundborg, da zeichnete man die wunderbare Geschichte von der verkauften Liebe oder den beiden Schwestern auf für die Nachkommen zur Warnung, und als Nachsatz liest man in dem alten Sagenbuche: „Bei dem Nil Christbör aber wuchs der Segen von Jahr zu Jahr, so daß er als ein reicher Mann in hohem Alter starb und neben seiner treuen Jacobe begraben wurde; Morna

aber lebte nur noch ein Jahr nach ihrer Rückkehr in's Vaterhaus, dann nahm sie der Tod hinweg; der Suenson war ihr schon früher vorangegangen. Die Liebelosigkeit hatte sie aus der Heimath geführt, die Liebe ihr aber daselbst ein friedlich Grab bereitet; in der Ruhestadt der Verstummten war sie nicht mehr einsam, wie in den Tagen ihres unseligen Glückes."

Ein ziemlich langes Schweigen folgte, als Brigitte ihre Erzählung geendet. Anna's lebhafter Geist fühlte sich wunderbar berührt davon. Nicht die Innigkeit der stillen demüthigen Liebe Jacobe's zog sie besonders an, sondern nur das große Schicksal Morna's, und ihre Einbildungskraft war reich genug, um sich diese stolze, das Heilige im Menschenherzen verachtende Gestalt vorzustellen, wie sie als Herrin des großen Reiches herrschte über Tausende in Pracht und Glanz und Hoheit.

Aus diesen ihre Phantasie beschäftigenden Bildern, die in dem Hange und der Neigung ihres eigenen Herzens eine Stütze fanden, wurde sie durch einen Ausruf des Erstaunens aus Brigittens Munde aufgeweckt. Als sie emporschaute, erblickte sie am Eingange des schattigen Rondells einen Mann, welcher, ohne irgend ein Geräusch zu verursachen, auf der Raseneinfassung sich unbemerkt Beiden genährt und

sich zum Zuhörer eines Theils der Sage von den beiden Schwestern von Kallundborg gemacht hatte. Anna's Blick traf mit dem seinen zusammen, und sie gestand sich, daß ihr aus keines Mannes Auge bisher ein so flammender Blitz entgegengeleuchtet habe.

Brigitte bezeichnete seinen Namen, indem sie ihm scherzend zurief: „Ei, Herr Fischering, Sie haben uns wol belauscht?“

Das also war der geheimnißvolle Fremde vom Schlosse Prangin. In der That trug seine Erscheinung den Charakter des Außergewöhnlichen. Seine Gestalt war von mehr als mittler Größe, stark gegliedert, jedoch nicht von jener überflüssigen Fülle, welche das schöne Ebenmaaß seines, den Ausdruck männlicher Kraft tragenden Körpers beeinträchtigt hätte. Sein Gesicht, stark gebräunt, zeigte regelmäßige schöne Züge von großer Beweglichkeit, was auf eine unruhige, leidenschaftliche Gemüthsart deutete. Im Zustande der Ruhe, der Ueberlegung, in dem er sich jetzt befand, hatte sein Antlitz etwas Edles, das an die steinernen Heldenbilder der Vorzeit erinnerte, es trug das dem Blicke des Beschauers so wohlthuende Gemisch von Kraft und Milde. Man fühlte, daß dieser Vertrauen erweckende Ausdruck der geistige Fond seiner ganzen Erscheinung sei, welcher aber, überwuchert von dem Aufblitz heftiger

Leidenschaftlichkeit, wie sie in dem Feuerblick seiner Augen sich kündete, unter deren Uebermacht erliegen mußte. Seine Kleidung hatte den Anflug militärischen Schnittes, ohne jedoch eine solche zu sein. Sie war sehr einfach und bestand in einem stahlgrünen Sammetkleide ohne Borte oder Schleifen, wie Leute von Distinction damals sie zuweilen als Ausputz der Aufschläge und Patten zu tragen pflegten. Eine weiße seidene Weste mit einer in einfach verschlungener Arabeskenform aufgenähten schwachen Silberschnur um Saum und Patten und ein blendend weißes Halstuch mit breitem Spitzenbesatz an den herabhängenden Zipfeln vervollständigten das Costüm seines Oberkörpers; sein unterer Anzug bestand in hechtfarbenen Beinkleidern vom feinsten Tuche, weiß-bläulich seidenen Strümpfen mit breiten, in Pyramidenform fein gestickten bunten Zwickeln und großen Laschenschuhen, auf denen breite silberne Schnallen prangten, wie dergleichen, freilich kleiner, auch als Kniegürtelhalter sichtbar waren. Sein dunkelbraunes Haar ruhte lässig, von der Stirn in glattem Scheitelstrich hinter den Ohren herabfallend, im Nacken auf dem Kragen des Sammetkleides, ein dreispitziger, mit schmaler Silberschnur eingefaßter Hut überschattete in etwas sein Gesicht. So stellte sich dem verwunderten Blicke Anna's der Be-

wohner des Schlosses Prangin dar; er überraschte sie durch seine einfach schöne Erscheinung und dem Ausdrucke geistiger und körperlicher Kraft. Seine Stellung war eine ungesucht edle, welche in vollkommenster Harmonie mit dem seinem Aeußeren aufgeprägten Typus stand. Er lehnte nachlässig auf einem hohen, starken und mit Goldknopf und langherabhängender Quaste versehenen spanischen Rohrstock.

„Sehen Sie hier meine liebe Freundin, Fräulein von Brocksdorf, von der wir Ihnen schon gleich nach Ihrer Ankunft erzählt haben, Herr Fischering," sagte Brigitte. „Ist es nicht eine der schönsten Wasserfeen, wie man sie nur malen kann? Nun, wir haben sie auch im eigentlichsten Sinne des Wortes uns mitten aus dem See geholt."

„Herr Siekert sucht Sie, Fräulein Brigitte," bemerkte Jener lächelnd.

„Und gewiß bedarf auch die gnädige Mama meiner Hilfe, denn auf die Dorothea ist gar kein Verlaß," versetzte das Mädchen schnell, um dem Drange ihres Herzens, dem Geliebten entgegenzueilen, ein Mäntelchen zu geben. „Herr Fischering, ich empfehle meine liebe Anna Ihrem Schutze; ich muß schnell laufen, um — die Mama bei den Arrangements zu unterstützen."

Und mit der Schnelligkeit eines Rehes verschwand sie in den verschlungenen Gartengängen.

„Die kleine Nothlüge wird ihr wol der Himmel verzeihen,“ sagte Fischering, ihr lächelnd nachschauend, und sich dann zu Anna wendend, fragte er: „Meinen Sie nicht auch, gnädiges Fräulein?“

„Ich glaube wol,“ war deren Antwort.

„Der Zufall ist mir sehr freundlich gesinnt gewesen,“ fuhr Fischering nach einer kurzen Pause fort, „er führte mich zeitig genug hierher, um Ohrenzeuge des größten Theils der hübschen Geschichte der Schwestern von Kallundborg zu werden. Auch Sie, gnädiges Fräulein, schienen sehr angezogen von dem Inhalte dieser Seelandssage zu sein. Ich glaube nicht, mich sehr im Irrthum zu befinden, wenn ich behaupte, ich wüßte das, was Sie am meisten darin angesprochen.“

„Sie, mein Herr? und Sie kennen mich nicht, sehen mich heute zum ersten Male, unsre Bekanntschaft datirt sich kaum von fünf Minuten her?“ fragte Anna.

„Der Augenblick berechtigt uns fast immer zu einem treffenden Urtheile hinsichtlich der Schlußfolgerungen, die man an eine Ursache knüpfen kann, welche klar vor Augen steht. Dies ist keine Kunst, es gehört nur ein wenig Menschen- und Physiognomie-Kenntniß

dazu, um die uns vorkommenden Charaktere und Gestalten in dem Lichte zu erkennen, in welchem sie aufgefaßt werden müssen."

Die Bestimmtheit, mit welcher Fischering dies aussprach und welche zuversichtlich jeden Zweifel abschnitt, versetzte Anna in Erstaunen.

„Wahrhaftig, mein Herr, Sie erwecken meine Neugierde," sagte sie. „Was könnte mich denn besonders in dieser Geschichte angesprochen haben? Treffen Sie es wirklich, so verspreche ich Ihnen aufrichtig, es zu bejahen."

„Die Geschichte der beiden Schwestern von Kallundborg hatte sich zu deutlich in Ihren beiden Personen verkörpert, als daß ich ein Nein von Ihnen zu erwarten hätte. Brigitte ist eben so zur Jacobe geboren, wie Sie, gnädiges Fräulein, die ungewöhnliche Erscheinung der Morna repräsentiren, und was war natürlicher, als daß in vollster Harmonie mit Ihrem eigenen Ich Morna's Bild, die, um das Höchste zu gewinnen, auch das denkbar höchste Opfer des weiblichen Herzens daran setzte, Sie anzog?"

Ein tiefes Roth überglühte Fräulein von Brocksdorf's Antlitz, und sie sagte halblaut: „Ja!"

Ehe sie es verhindern konnte, hatte Fischering ihre Hand ergriffen und einen Kuß darauf gedrückt.

„Auch dieses einfache Ja ist, Ihnen unbewußt, ein Zeichen Ihres Charakters, den ich unbestritten richtig in Ihrem Gesichte las,“ sagte er. „Sie sind zu stolz, um der Lüge einen Raum in Ihrem Herzen zu lassen.“

„Mein Herr, die Art und Weise unsrer Bekanntschaft ist eine seltsame und, ich will es Ihnen nicht verhehlen, eine eben so anziehende,“ entgegnete Anna von Brocksdorf. „Ehe mir das Vergnügen wurde, Sie persönlich kennen zu lernen, hatte Ihr Name, den ich mit einigen Bemerkungen über Sie in der Umgebung meiner gnädigen Frau Prinzessin nennen hörte, den Zauber eines Geheimnisses für mich; jetzt aber erscheinen Sie mir als ein Wundermann, der in den Herzen der Menschen zu lesen vermag. Es ist eine furchtbare Kunst, die Sie besitzen; Niemand ist sicher vor Ihnen, Sie wissen ja die geheimsten Gedanken.“

„Mein Fräulein,“ entgegnete Fischering, „diese Kunst, die ich durch schwere Erfahrungen erkauft habe, wird Ihnen gegenüber unnütz, weil ein Charakter wie der Ihrige sich jedes verhüllenden Schleiers schämt; er adelt durch seine eigene Kraft selbst den Irrthum, in den er verfällt. Mein Name thut nichts zur Sache; es ist wahr, er ist ein angenommener, aber ich hoffe, daß bald die Zeit kommt, wo ich ihn ablegen und den führen kann, den ich den meinen von Geburt an nenne.

Finden Sie in diesem durch die Nothwendigkeit gebotenen Geheimniß nicht eine Schranke, welche Sie veranlaßt, die Bitte, mir das Vergnügen freundschaftlichen Umganges mit Ihnen zu gewähren, abzulehnen, so würden Sie wesentlich dazu beitragen, mir eben die Last dieses oft unangenehm werdenden Geheimnisses zu erleichtern und einen Mann zu lebenslänglicher Dankbarkeit zu verbinden, der doch vielleicht im Stande sein dürfte, Ihnen später nützliche Gegendienste zu erweisen."

Fräulein von Brocksdorf war von dieser Bitte nicht wenig überrascht. Alles an diesem Manne trug das Gepräge des Ungewöhnlichen, er ergründete ihre Gedanken und bat um ihre Freundschaft, ohne daß er sie länger als seit höchstens einer Viertelstunde hatte kennen lernen. Seine Weise wich so gänzlich von dem gewöhnlichen Alltagsgleise ab, daß sie dadurch den Reiz des Interessanten erhielt und Anna sich gleichsam dadurch beherrscht fühlte.

„Herr Fischering, Sie werden mir gestatten, eine Antwort auf Ihre Bitte für spätere Zeit zu verschieben," sagte sie.

„Dann bin ich der Erfüllung derselben gewiß," entgegnete er mit Ueberzeugung, sich tief vor ihr verneigend.

Wenn diese Bestimmtheit in seiner Antwort in dem Munde Anderer als ein Selbstlob oder als Ueberschätzung des eigenen Werthes erschienen wäre, welches nur ein Belächeln oder gar Verachtung der Arroganz wegen verdient hätte, so klang sie in dem seinen durchaus nicht als der Ausdruck einer maßlosen Selbstüberhebung, sondern als der eines aufrichtigen Complimentes gegen Fräulein von Brocksdorf. Ohne weiter diesen Gegenstand zu berühren, wußte Fischering geschickt den Faden einer Unterhaltung anzuknüpfen, an welcher Anna bald lebhaften Antheil nahm. Sie promenirten langsam in den Gartengängen hin, er erzählte von Merkwürdigkeiten, die er auf seinen weiten Reisen gesehen. Seine Manier, diese Bilder auszumalen, war zu anziehend, sie trug das Gepräge genialer Auffassung; ein leichter Humor warf glänzende Schlaglichter auf diese Schilderungen.

„Sie waren auch in Sachsen, Herr Fischering?" fragte Anna lebhaft.

„Ja, gnädiges Fräulein."

„Sie haben den prächtigen Hof des Churfürsten gesehen?"

„Ich kenne den doppelten churfürstlichen Hof."

„Den doppelten? ich verstehe nicht, was Sie damit meinen."

„Sie werden dies sogleich. Des Churfürsten Hof in Dresden und den der Frau Churfürstin in Torgau.“

„Sie leben getrennt?“ fragte Anna.

„Die Frau Churfürstin findet darin eine Art Beruhigung, weil ihres erlauchten Gemahls Gnaden dem Sinne für weibliche Schönheit mehr huldigt, als ihr lieb ist. Der Himmel konnte nie zwei so ungleiche Charaktere, wie diese beiden fürstlichen Personen, zusammenführen. Ich pflege die Leidenschaften und Neigungen der Menschen nicht zu verdammen, sie sind theils im Blute, theils in der Erziehung begründet; aber gewiß ist es, daß, wenn jede dieser beiden fürstlichen Ehegatten die Hälfte von den Neigungen des andern Theils besäße, diese Ehe ebenso eine der glücklichsten sein würde, wie sie jetzt eine unpassende und für beide Theile eine Last ist. Beider Gemüth ist edlen Grundes und doch in den Neigungen gänzlich verschieden, schroff sich trennend. Die Frau Churfürstin liebt die Frömmigkeit, und die Betstunden sind ihre Erholung; ihr erlauchter Gemahl liebt die Freude, sein Sinn für Schönheit vergißt die Schranken, welche die alte Sitte gezogen hat, und somit auch seine Gemahlin, deren Ernst ihm unerträglich wird. Nicht das tausendjährige Bibelbuch mit seinen Sprüchen und Mahnungen,

sondern das volle blühende Leben mit seinen Schönheitswundern, wie die Meisterhand Gottes sie geschaffen und in holder weiblicher Anmuth ihm vor das entzückte Auge führt, ist seine Lust. Wer mag ihn d'rum verdammen!"

„Man hat am Hofe meiner gnädigen Frau Prinzessin von einer Gräfin von Königsmark gesprochen, welche des Churfürsten Herz gefesselt hätte," bemerkte Anna.

„Gefesselt hatte," ergänzte Fischering. „Die Innigkeit der Zuneigung zwischen Beiden hat sich in eine ruhige Freundschaft verwandelt, denn Gräfin Esterle*) ist jetzt an ihre Stelle getreten."

„Wie? war die Königsmark nicht schön genug, um ihrem Geliebten länger zu gefallen?"

„Sie ist eine Schönheit ersten Ranges, und ihre Liebenswürdigkeit versöhnte selbst die streng religiöse Churfürstin mit ihr, so daß dieselbe ihr verzieh und sie öfters in ihren Zimmern sah. Die Gräfin trat jedoch selbst zurück, als sie hörte, daß die Esterle des

*) Für die Leser, welche ihre Zeit nicht an das Aufsuchen historischer Wahrheit verwenden können, diene die Bemerkung, daß der wahre Name der Esterle: Gräfin Hieserle von Chodau, geborene Gräfin von Lamberg gewesen ist, und entweder absichtliches oder auf Mißverständniß beruhendes falsches Schreiben oder Lesen des Namens zu dieser Verstümmelung führte.

Königs Gunst gewonnen hatte. Sie war zu stolz, um —"

Die Unterhaltung, welche ganz unerwartet eine sonderbare Wendung genommen hatte, wie sie nur in jener Zeit, wo die Ungenirtheit in den höheren Kreisen zur Tagesordnung gehörte, zwischen einem Cavalier und einem so jungen Hoffräulein stattfinden konnte, erlitt eine plötzliche Unterbrechung durch den herbeieilenden Asmund von Lewalde.

„Es ist unverantwortlich, daß kein Mensch mir von Ihrem Besuche gesagt hat, gnädiges Fräulein," sagte der junge Mann, mit Mühe den Athem sammelnd — „erst jetzt erfuhr ich ihn und eilte auf Windesflügeln zu Ihnen, um Sie um Vergebung für die scheinbare Nachlässigkeit hinsichtlich der Begrüßung zu bitten und zugleich Ihnen den wärmsten Dank für den uns erfüllten Wunsch, Sie heute bei uns zu sehen, auszusprechen."

„Sowohl Ihre Fräulein Schwester, als ich, haben diese angenehme Doppelpflicht der freudevollen Begrüßung und des herzlichsten Dankes einstweilen erfüllt, Herr von Lewalde," sagte Fischering. „Sie dürften daher um so eher auf eine Verzeihung von Seiten des Fräuleins von Brocksdorf rechnen."

„Dann bin ich also Ihnen zum größten Danke

verpflichtet," nahm der junge Mann, gegen Fischering gewendet, das Wort, während ein leichter Schatten von Unmuth über sein Gesicht hineilte. „Darf ich der Versicherung des Herrn Fischering Glauben beimessen, Fräulein von Brocksdorf?"

„Vollkommen, mein Herr," entgegnete Anna — „ich wüßte keinen Grund, warum ich Ihnen zürnen sollte."

So sehr sich die Dreie auch bemühten, die Verstimmung, die sich ihrer gleichzeitig, aber um ganz verschiedener Ursachen willen bemächtigt hatte, zu verhüllen, so fehlte doch ihrer sich nun anspinnenden Unterhaltung jener Reiz, der allein geeignet ist, zu fesseln und eine Verlängerung derselben wünschenswerth zu machen. Asmund von Lewalde warf zuweilen einen finstern Seitenblick nach dem dem Fräulein zur Rechten gehenden Fischering, und er würde es gern gesehen haben, wenn sich derselbe bemüßigt gefunden hätte, sich zu entfernen, damit er ungestört gegen Anna seine Freude, sie hier zu sehen, hätte aussprechen können. Die Verstimmung Anna's entsprang einem ganz andern Grunde. Seit lange war ihr nichts so anziehend erschienen, als eben die durch Asmund unterbrochene Unterhaltung mit Fischering. Die pikante und verhüllende Weise, in welcher er von Dingen zu reden wußte, welche ihr

eigentlich die Röthe der Scham hätte auf die Wangen treiben sollen, mußte für sie einen besonderen Reiz haben, um so mehr, als die Kenntniß dieser Dinge einen ganz eigenthümlichen Ideengang bei ihr hervorrief, den tief in ihr schlummernden Stolz, den Ehrsuchtstrieb in ihrem Herzen erweckte.

„Ach," sagte sie zu sich in ihren Gedanken, „wenn mir das Glück zu Theil werden sollte, eines Königs Augen so mächtig auf mich zu ziehen, daß er sich an mich gefesselt fühlte, so würde ich kein Mittel scheuen, mich auf der Höhe zu erhalten, auf die mich der Zufall gehoben. Und wäre das nicht möglich? sagt man nicht, daß die weibliche Schönheit eine Macht sei, der nichts widerstehen könne?"

Darum erregte ihr Asmund's Dazwischenkunft Verdruß, sie fand sich in diesem Gedankengange gestört.

Fischering zürnte wieder aus ganz anderem Motiv auf Asmund; auch für ihn war er ein Störer gewesen, aber weniger um der angenehmen Unterhaltung, die er mit Fräulein von Brocksdorf angeknüpft, als um eines tiefer liegenden Planes willen, der ihm, dem welterfahrenen Manne, bei Anna's Anblick ganz unwillkürlich vor Augen getreten.

Fischering gehörte zu jenen Charakteren seiner Zeit, denen nichts zu hoch, nichts zu heilig galt, die Alles,

was ihnen einigermaßen tauglich schien, ihr Interesse zu fördern, in Bewegung setzten. Sein wahrer Name, den die späteren Schilderungen nennen werden, war ein verfehmter in den Händeln seines Vaterlandes und wurde im Laufe der Zeit ein berühmter durch die Energie seiner Handlungsweise und durch das furchtbare Ende seiner Laufbahn. Wenn seine Menschen- und Physiognomie-Kenntniß bei dem Anblicke der schönen Anna von Brocksdorf schon ein so richtiges Urtheil fällte, daß er ihre geheimsten Gedanken errieth, als wären seine Augen Schlüssel zu der Tiefe ihres Herzens, so war es nur natürlich, daß er, durch diese richtige Erkenntniß und vorzüglich durch die Ueberzeugung, welche eine Frucht seines Scharfblicks war, Anna werde eine der vorzüglichsten Erscheinungen im Reiche der Schönheit werden, geleitet, einen Gedanken faßte, der mit einem für einen Scharfschützen weit ausgesteckten Ziele verglichen werden konnte. Sein unter'm Schleier des Geheimnisses im Schlosse Prangin gewählter Aufenthalt war nicht dem Müssiggange gewidmet, im Gegentheil war er die Hülle einer großen Thätigkeit hinsichtlich einer außerordentlich lebhaften Correspondenz nach Rußland, Polen, Sachsen, Preußen und Schweden. Um seine Pläne in Ausführung zu bringen, war ihm eine feste Stütze an den Höfen zu Moskau,

Warschau und Dresden vor allen Dingen nöthig. Ein Mann von so weit aussehenden Plänen darf der Natur der Dinge nach keinen Hebel außer Acht lassen, welcher im Stande ist, ihm nützlich zu werden. Es war daher nur ganz in der Ordnung, daß er bei dem Anblick so hoher Schönheit, wie Anna's Erscheinung bot, auf den Gedanken geleitet wurde, daß er jedenfalls einen festen Boden am Dresdener Hofe gewinnen dürfte, wenn es ihm gelänge, dem sinnlich-kräftigen Monarchen eine weibliche, sein Herz ganz fesselnde Schönheit zuzuführen. Es konnte kein richtigeres Calcul als dies geben; die Vorgänge am Dresdener Hofe, der ganz dem des vierzehnten Ludwig von Frankreich nacheiferte, berechtigten zu solch' einer Berechnung. Es kam daher darauf an, das junge schöne Mädchen zu solch' einem Aufschwunge vorzubereiten und zu befähigen, vor allen Dingen aber erst zu sondiren, in wie weit die Moralität in ihrem Charakter begründet sei, ob starke Erschütterungsmittel dazu gehörten, sie dahin zu bringen, die Selbstachtung gegen eine Scheingröße hinzuwerfen, oder ob der Sieg über moralische Bedenklichkeiten ein leichter oder schwerer sein werde. Die Moralität der höheren Stände jener Zeit befand sich in dem traurigsten Stadium; nur wenige ehrenvolle Ausnahmen machten sich mitten unter der Zuchtlosigkeit der

meisten Fürstenhöfe geltend. Die vornehmsten Familien fanden eine Bevorzugung darin, wenn eine Dame ihres Namens zur fürstlichen Maitresse gleichsam privilegirt wurde. Dergleichen Stellen waren höchst einträglich und daher das Ziel der Bereicherungslustigen; der Adel in der Umgebung des Fürsten zeigte sich immer jagdgerüstet zu derlei Errungenschaften, und Niemand hielt es für eine Unehre, mit der Hand einer zum Ueberdruß gewordenen Maitresse sich beglückt zu sehen. Die Galanterie — mit diesem Namen bezeichnete man in jener Zeit dies Treiben — fand am Hofe des starken August die vollkommenste Repräsentation, und ward derselbe dieser Ursache willen der Vereinigungspunkt des reichen und lebenslustigen Adels Polens und anderer Länder. Selbst Rom hatte in der Person des Jesuitenpaters Vota, August's Beichtvater, an diesem genußsüchtigen Hofe einen Vertreter, welcher eben so sehr Menschenkenner als Staatsmann war und wohl wußte, wie übel angebracht geistliche Ermahnungen bei großen Herren meistens zu sein pflegen, deshalb auch schwieg, welche Artigkeit sehr wohl aufgenommen ward.

Es gehörte also für einen Projectenmacher zu den glücklichsten Ereignissen, wenn ihm sein guter Stern

eine weibliche Schönheit zuführte, welche als „außergewöhnlich" eine Carriere zu machen versprach. Fischering war nun allerdings nicht zu jenen verächtlichen Creaturen zu rechnen, die derlei Seelenhandel in der Absicht unternahmen, sich eine warme, gutrentirende Pfründe oder irgend einen bedeutenden Lohn dadurch zu erwerben; er würde dergleichen mit Abscheu zurückgewiesen haben. Er verfolgte ein Ziel, welches ganz anderer Natur war und zu dessen Erreichung er Stützen bedurfte.

Als Sohn seiner Zeit theilte er meistens deren Ansichten, und es war daher auch nur in der Ordnung, daß er nicht wählerisch bei einem Mittel sein konnte, welches ja die Sanction an den Fürstenhöfen und in den höheren Kreisen der Gesellschaft gefunden, und durch das er sich eine schnelle Unterstützung seiner weitausgesponnenen Pläne versprechen konnte.

Der kleine Freundekreis, den Frau von Lewalde an diesem Nachmittage zu sich geladen, bestand aus Nachbarn, welche meist in dem Dorfe sich für diese Saison angesiedelt hatten, oder wenigstens in der Umgebung desselben wohnten. Die weit ausgedehnten Gestade des Leman boten hinsichtlich ihrer reichen Anbauung ein großes Feld für die zerstreuungslustigen

oder auch Ruhe und Erholung suchenden Fremden; diese waren daher nicht, wie in den Badeörtern, auf einen kleinen Umkreis beschränkt, und in diesem Umstande lag eine ganz besondere Annehmlichkeit, indem die minder reichen Besucher dieser schönen Seeufer nicht unter dem Zwange einer Etikette lebten, welche sie, ihres Namens willen, zu größerem Aufwande getrieben hätte. Man athmete hier also eine Freiheit, die Leuten, welche stets in der Sorge leben, den Augen der Welt als möglichst beneidenswerth rücksichtlich der Finanzen zu erscheinen, höchst willkommen sein mußte.

Fräulein von Brocksdorf fand sich besonders durch die Aufmerksamkeit geschmeichelt, welche ihr von dem männlichen Theile der Gesellschaft erwiesen wurde, und Brigitte flüsterte ihr einige Male in's Ohr: „Ich freue mich recht sehr, daß man so ganz meinen Geschmack hat und Sie, liebe Anna, Allen gefallen."

Das sonst so heitere Gesicht Asmund's zeigte sich etwas verdüstert, zuweilen flog ein Blick auf Fräulein von Brocksdorf aus seinen blauen Augen hinüber, und wenn zufällig auch der ihrige mit demselben zusammentraf, überkam des jungen Mannes Wangen ein tieferes Roth. Indeß Anna schien darauf nicht zu achten, sie unterhielt sich sehr lebhaft mit den ihr zunächst

sitzenden Herren, und vorzüglich genoß Fischering ihre unbedingte Aufmerksamkeit — es war zu sichtbar, daß sie ihm unter allen Anwesenden den Vorzug einräumte.

Die allgemeine Heiterkeit ließ die Stunden des Nachmittags schnell vergehen. Niemand war glücklicher als Brigitte, man sah in ihren kindlichen Zügen den vollsten Ausdruck des Vergnügens, welches sie im Umgange mit Siekert genoß. Dieser war ein junger Mann von vielleicht 28 Jahren, eine schöne schlanke Gestalt; aber obwohl sein Gesicht ein recht angenehmes genannt werden konnte, so lag doch in seinem Blicke etwas Lauerndes, Verstecktes..

Man stand eben auf, um den schönen Abend durch einen Spaziergang am Seeufer zu genießen, denn die Wärme des Tages hatte sich etwas gemildert, und von der Wasserfläche her hob sich ein kühlender West in leisem Wehen.

Brigitte hatte sich auf einige Augenblicke entfernt, um ein leichtes Tuch überzuwerfen. Als sie zurückkam, erzählte sie voll Freude, daß draußen eine Planetenfrau stehe, die höflichst gefragt, ob es ihr nicht erlaubt sei, den Herrschaften sich mit ihrer weissagenden Seejungfer zu produciren. Sie habe überall, wo nur fremde Herrschaften längs des Lemans wohnten, Zutritt gefunden, da Jeder gern etwas über seine Zukunft wissen wolle und es gar nichts Wahrhaftigeres geben

könne, als eben ihren prophetischen Apparat. — Wenn auch unausgesprochen, war es doch leicht zu erkennen, wie Niemand sehnlicher wünschte, daß man dieser herumziehenden Weissagerin erlauben möge, sich mit ihrem Apparat zu produciren, als Brigitte, und Siekert ließ die Gelegenheit, seiner Geliebten gefällig zu sein, nicht ungenützt vorübergehen; er schlug vor, das Schicksal zu versuchen, und die heitere Laune, in der sich Alle befanden, ward seinem Vorschlag die beste Unterstützung. Einige Minuten später rollte von dem Hause her, von einem jungen Burschen gezogen, ein Wägelchen, auf welchem eine Art Tisch mit einem Kasten sich zeigte. Die Planetenfrau, welche hinterherschritt, hob den Deckel des Kastens ab, und man sah unter einem erhabenen Glase ein kleines rundes halbgefülltes Wasserbecken, in dem eine Figur, halb Weib, halb Fisch, sich in Folge der erlittenen Transportbewegung wie ein Kreisel drehte. Rings um dies mit Glas überdeckte Bassin steckten die gedruckten Planetenzettel in in dem Kasten befindlichen Löchern, so daß sie wie Fidibusse aus einem weiten, mit drei dicht neben einander gestellten Ringen versehenen Becher hervorsahen*).

---

*) Man findet noch zuweilen bei Jahrmärkten u. dergl. Gelegenheiten, wo sich viel Volk versammelt, solche prophetische Spekulanten oder spekulative Propheten ihr Wesen treiben.

„Das ischt 'ne Erfindung aus 'm ägyptischen Land no her, in den Pyramide hat man's ganz drunte in'm Grabgewölbe zu Häupten eines vor 3000 Jahr verstorbenen höchstselige Königs gefunde und mit herauf gebracht an's Tageslicht," hob die Frau ihren Spruch an. „Wann Alles 'ne Lügen ischt, das ischt keine. Das Seejüngferle d'rinn im Wässerle ischt 'ne ganz ungewöhnlich Jüngferle; aber blitzgescheidt und mit vieler Müh' unter'm Einflusse von Mond und den Planeten gemacht, die eigentlich die Mensche regiere. So 'n Jüngferle ischt agrad so wahrhaftig, wann's was sagt, als wann's des heilgen Pabscht's Gnaden in der großen Stadt Rom in Italien was sagt, denn der heilige Pabscht hat nur die Schlüsseln zum Himmelreiche, zur ewigen Höll' und zum brennenden Fegefeuer; aber das Jüngferle hier ischt von dorten her und weisch von Allem, was da geschieht. Die Herrschaften werd'ns erstaune, was sie hier erfahre, und wann's 'n Fünkerl Geduld habe, bis 's Jüngferle in Ruhe kommen ischt, kann's losgeh'n."

Mit größter Neugier und ehrfurchtsvollstem Erstaunen betrachtete der weibliche Theil der Gesellschaft besagtes „Seejüngferle", das sich immer noch, obwohl langsamer, im Kreise drehte. Fischering sagte lächelnd zu einigen der Herren: „Des heiligen Pabscht's Gna-

den zu Rom in Italien wird dergleichen Elogen sich nicht träumen lassen, indeß eine solche Rivalin thut Sr. Heiligkeit wenig Schaden, zumal Allerhöchstdieselben ganz andere Manieren besitzen, um das himmlische Schlüsselrecht einleuchtend zu machen bei Alt und Jung, Vornehm und Gering."

Endlich befand sich die Figur im Wasser in vollkommenster Ruhe, und Siekert rief: „Den Damen die Ehre!" Nach einigem Sträuben trat Brigitte an den Apparat heran. Die Frau that einen Schlag auf den Kasten, die Figur schwamm in der Runde umher und hielt dann vor einem der mit Planetenzetteln gefüllten Löcher, aus dem Fräulein von Lewalde einen empfing.

„Lesen Sie laut, Fräulein Brigitte," bat Fischering — „wir verpflichten uns Alle dazu — nicht wahr?"

„Ja, ja!" stimmten Alle bei, „das wird viel Spaß geben."

Brigitte las: „Neptunus Reich ist tief und groß und dem Himmelszeichen der Jungfrau von keinem absonderlichen Nutzen, denn er macht die Hoffnungen zu Wasser und begräbt sie in sein kaltes Bett, aus dem nichts mehr wieder herauf kommt. Bist im Zeichen der Jungfrau geboren, als Neptunus am Regiment war. Hast ein sanft Gemüth und ein treues

Herze, glaubst allen Leuten gern und willst Allen wohl. Wenn Du weniger glaubtest, daß die Leute es rechtschaffen mit Dir meinen, so wär's besser für Dich, Du würdest Dich seltener täuschen. Der Neptun hat Dir aus seinem Reiche viel Wasser in die Augen fließen lassen; deshalb wirst Du auch leicht zu Thränen geneigt sein. Dein neunzehntes Jahr ist ein Wendepunkt für Dich, der Thränen wirst Du da mehr haben als des Lachens und wirst fragen: warum mußte das geschehen? Aber Du wirst auch wieder ruhig werden und in vornehme Gesellschaft kommen, wo sie's gut meinen mit Dir. Hüte Dich vor bösen Menschen, die Schwarzhaarigen sind Dir feind. Aber aus dem großen Kummer kommt Dir auch wieder ein großer Segen. Deine Heirath wird glücklich sein und wirst Freude haben an Deinem Kinde und ein hohes Alter und wunderliche Dinge erleben. Deine Glückstage sind: der Dienstag und Freitag; an andern Tagen ist für Dich nicht gut ein Geschäft anzufangen. Gehe nie aus dem Hause, ohne den ersten Schritt mit dem linken Fuße zu thun, so auch, wenn Du eingehst. Du stirbst in einem fremden Lande."

„Sie können sich Glück wünschen, Fräulein Brigitte," sagte Fischering lachend — „wenn auch der Herr Neptunus Sie nicht ohne Thränen entläßt, so zeigt

er sich doch gar nicht so bös gegen Sie, denn er macht zuletzt Alles gut, und man kann ihm also den Ruhm eines galanten Herrn gegen Jungfrauen nicht streitig machen."

Fräulein von Brocksdorf protestirte lebhaft gegen den Vorschlag, jetzt ihr Orakel zu befragen, und behauptete ihren Sinn, die Letzte von Allen sein zu wollen.

„Die Letzten werden die Ersten sein!" rief Fischering — „geben Sie Acht, Fräulein, Sie sind unter uns Allen das auserwählte Schooßkind des Glückes."

Die Damen machten nun die Reihe durch. Es gab manches herzhafte Gelächter; denn was ihre Planetenzettel besagten, gehörte unter die Rubrik des Unmöglichen. Frau von Lewalde sollte demzufolge in den Krieg ziehen und auf dem Schlachtfelde als „ein fürtrefflicher Kriegshauptmann" erfunden werden, und derlei ungereimte Dinge mehr; eine andere ebenfalls ältliche Dame wurde vor Pferden gewarnt, sie sollte nie auf einem schwarzen reiten, womöglich nur Schimmel, was allerdings großes Gelächter hervorrief, da diese Dame sehr furchtsam war, nie auf dem Rücken eines Pferdes gesessen und am wenigsten Lust hatte, in ihren vorgerückten Lebensjahren die edle Reitkunst zu erlernen.

Nun kamen die Herren an die Reihe. Ohne Zaudern trat Fischering heran. Sein Planetenzettel, den er vorlas, lautete ungefähr dahin, daß er, unter dem Regimente des Planeten Mars im Himmelszeichen des Stieres geboren, ein wildes jähzorniges Gemüth habe, ein gar sonderbares Schicksal in der Welt erfahren, große Ehre, aber auch großes Uebel erleben werde. Alle Dinge, die er unternähme, würden nur zur Hälfte gelingen und in ihrem Ausgange ihm allemal vielen Verdruß bringen. Kein Tag des Monats sei ihm schädlicher als der zehnte, weshalb er nie von einer an einem zehnten begonnenen Sache ein Glück verhoffen dürfe. Zuletzt werde er sehr erhöht werden.

„Man kann billiger Weise nicht mehr verlangen, als daß Einem die Dinge nur zur Hälfte gelingen; was sollte dann Anderen übrig bleiben?“ scherzte Fischering. „Sie sehen, meine Herrschaften, der Mars und der Stier sind zwei höfliche Leute, die mir verzuckerte Pillen insinuiren wollen; indeß ich gehöre nicht zu Denen, die sich so leicht fürchten, und werde mich daher wenig um derlei Insinuationen bekümmern.“

Siekert hatte ebensowenig Ursache, mit dem ihm verheißenen Glücke zu prahlen. Sein Planetenzettel reihte ihn unter das Regiment Merkurs, und das Himmelszeichen des Schützen warnte ihn vor bösen Gelüsten

seines Herzens und sprach über die Unbeständigkeit seines Gemüths. Von besonderen Glücksumständen, die ihn vielleicht treffen könnten, geschah keine Erwähnung. Unwirsch warf Siekert den Zettel bei Seite. Brigittens Wangen hatten sich ein wenig entfärbt.

„Ach, Sie werden doch nicht im Ernste daran glauben?“ fragte sie ängstlich, „es ist ja nur ein Scherz. Mein Himmel, hätte ich nur im Entferntesten ahnen können, daß Sie dadurch betrübt, verdrüßlich werden könnten, so würde ich gar nicht auf den unseligen Gedanken gekommen sein, von dieser Frau, — sie deutete auf die wandernde Planetenfrau, — zu sprechen. Zürnen Sie mir denn darum, lieber Siekert?“

„Nein, nein, aber es verdrießt mich, daß — mein Zettel eine so nichtswürdige Lüge enthält. Ich unbeständig? Ich böse Gelüste in meinem Herzen? Wenn Sie, theure Brigitte, nur einen Hauch von Aberglauben in sich hätten, müßten Sie nicht Furcht vor Jemand empfinden, von dem Ihnen so Schlimmes gesagt worden?“

Ueber Brigittens freundliches Antlitz flog das Lächeln der innigsten Herzlichkeit, ihre treuen, blauen Augen hingen mit dem Ausdrucke der Liebe an ihm. „Ach ja, ich bin recht abergläubisch,“ sagte sie, „ich glaube z. B., daß der welcher mir zutraut, ich könnte

solch einen Zufall für mehr halten, als, was er sein soll, einen Scherz, mich gar nicht so von Herzen liebt, wie ich ihn; wie käme denn sonst ein solcher Gedanke in seine Seele? Ach, mein lieber Freund, zeigen Sie mir wieder eine heitere Stirn, halten Sie meine Liebe zu Ihnen nicht für so gering. Es ist wohl wahr, ich bin ein schwaches Mädchen und kann mich keiner Kraft rühmen, auch bin ich ein recht furchtsames Geschöpf, das von allem Ungewöhnlichen sogleich erschreckt und in Angst gebracht wird, aber einen Muth habe ich doch, und das ist einer, auf den ich stolz sein kann. Wenn ich wirklich wüßte, daß Sie unglücklich würden, weiß Gott, ich würde Sie nicht weniger lieben, als jetzt. Diese Liebe soll mein einziger Ruhm sein, von dem will ich nicht lassen, so lange ich lebe, und weil ich Sie so liebe, so mit vollem Herzen, so ist es ja auch ganz und gar unmöglich, daß ich irgend etwas von Dem glauben könnte, was der Zettel Ihnen aufbürdet. Nein, nur an Sie, an Ihr Herz will ich glauben und daran festhalten — dies Herz kann nie untreu sein und mich betrüben, nicht wahr?"

Während hier die Liebe all die Ueberredung, die ihr so eigenthümlich und der wahrhafte ungeschminkte Ausdruck ihres Daseins ist, entfaltete, um den Ge-

liebten zu beruhigen, hatte Asmund auch sein Glück versucht.

Der Inhalt seines Planetenzettels lautete ungefähr dahin, daß er, unter dem Regimente der Venus und unter dem Himmelszeichen der Zwillinge geboren, ein treues, sanftes Gemüth, das sich im Glück und Unglück gleich bliebe, besäße, aber sich wohl vorsehen möge, daß seine Treue und gute Meinung nicht das Spiel der Eitelkeit Anderer werde. Eine Person sei für ihn von großem Unglück, denn durch sie werde ihm viel Kummer kommen und die Treue, mit der er an ihr hänge, übel belohnt werden. Aber diese Wolke des Grames werde ihr Ende und er dann die Ruhe finden, die ihm bis dahin gefehlt. Heirathen werde er nicht und fern über dem Meere unter großer Ehre sterben.

„Nun, Fräulein von Brocksdorf, machen Sie den Beschluß," sagte Fischering, nachdem noch einige Herren den ihnen zugefallenen Orakelspruch zum Besten gegeben und zu allgemeiner Belustigung ein ältlicher Mann eine Mahnung empfangen, seine verliebte Complexion fest im Zügel zu halten, damit er nicht dadurch in großen Schaden komme, denn er sei unter Saturnus Regiment und im Zeichen des Krebses geboren,

was Letzteres schon auf allerlei Tollheit und Rückgang schließen lasse.

„Stoße das gnädige Fröln den Kaschte 'n Bisserle an," sagte die Frau, „das Seejüngferle rührt sich nicht von der Stelle."

Anna that einen leisen Schlag an des Kastens Seite, die Figur im Wasser schaukelte hin und her, blieb aber, nachdem sie sich beruhigt hatte, genau wieder auf derselben Stelle schwimmend stehen.

„Das möcht' was bedeute, wenn's no mal stehen bliebe, sobald's gnäd'ge Fröln d'ran gestoße hätt'," bemerkte die Frau, „aller guten Ding sein drei."

Anna sagte scherzend: „Warum sollt' ich einer Halbschwester — ich habe ja vorgestern Abend selbst das Vergnügen gehabt, im vollen Sinne des Wortes eine Seejungfer zu sein — nicht diesen kleinen Liebesdienst erzeigen?" und stieß durch einen leichten Schlag mit der Hand den Kasten abermals, doch etwas stärker an. Wie ein Kreisel drehte sich die kleine Figur in dem Wasserbecken um sich selbst und schwamm dann immer langsamer in der Runde umher, bis sie endlich mit dem Gesicht und dem aufgehobenen Arme wieder auf derselben Stelle wie früher stehen blieb.

„Wann das nit eintrifft, isch't's ganze Lebe 'n

Betrug," redete die Eigenthümerin des Planetenkastens indem sie aus dem von der Figur durch deren aufgehobenen Arm angedeuteten Loche im Kasten einen Zettel nahm und Anna überreichte.

„Im Namen Aller erhebe ich die Bitte an Sie, gnädiges Fräulein, uns Gleiches mit Gleichem zu vergelten, das heißt, uns den Inhalt Ihres Glückszettels nicht vorzuenthalten," sprach Fischering.

„Es freut mich, wenn ich etwas zum allgemeinen Vergnügen beitragen kann," antwortete Anna, und ihm den Zettel hinreichend, bat sie ihn, denselben abzulesen.

Sein Inhalt war folgender:

„Die Kinder, so im Zeichen des Skorpions geboren werden, wenn der Jupiter das Regiment führt, sind alle von schöner, kräftiger Leibesgestalt und von klugem Geiste. Doch ihr Gemüth ist stolz und leicht verwundet und verachtet Kleines, weil bloß das Große ihm gefallen kann. So ist Dein Gemüth von großer Schärfe, und willst Deine Feinde niederdrücken, was Dir auch gelingt. Die größte Ehre ist Dein Ziel, und wirst sie auch erlangen, denn das ist des Jupiters Natur, daß er herrscht über Alles und Glanz um sich verbreitet. Wenn der Stolz in Deinem Gemüthe zu einem blinden Fenster wird, hast Du große Noth und

Kummer von Deinen Feinden zu bestehen; hüte Dich vor den Schmeichlern, die meinen es Dir zum Uebel, und von Frauenspersonen hast Du schweres Leid zu befürchten. Wenn Du klug bist und Dich selber beherrschest, so wird Deine Ehre lange dauern und werden sich auch Die vor Dir beugen, die es nicht wollen und Dir im Herzen feind sind. Von Deinen Kindern hast Du keine Freude zu erwarten. Das ebene Land ist Dir gut, aber die Anhöhen und Berge sind für Dich schädlich, und doch ist es wieder in des Jupiters Natur, daß die Höhe ihm lieber ist als die Ebene. Dein Alter wird ein sehr hohes sein, und wenn Du stirbst, werden die Leute von Dir reden. Dein Glückstag ist der Donnerstag, und Deine Sache wird gut gerathen, so Dir ein Mann oder Knabe zuerst begegnet; ist es aber eine Frau oder ein Mädchen, so drehe schnell um, denn das bedeutet Dir Unheil. Die beste Stunde für Dich ist Mittag oder Mitternacht, der Jupiter ist da von großem Einfluß."

„Nun wahrhaftig, das ist eine Prophezeiung, wie man sie sich nicht besser wünschen kann!" rief Fischering. „Ich gratulire, gnädiges Fräulein, und bitte, wenn Sie im Besitze aller der Ehren sind, die ihnen Jupiter so allergnädigst zugedacht hat, sich huldreichst unserer zu erinnern."

„Ich werde meine Freunde nie vergessen," antwortete Anna scherzend, aber aus dem Tone, in welchem sie dies sagte, klang etwas wie herablassender Stolz hervor, als fühle sie sich bereits im Besitze großer Herrlichkeit und ließe Strahlen derselben auf ihre Umgebung fallen. Daß diese Prophezeiung einen außerordentlichen Einfluß auf ihre Gemüthsstimmung bewirkte, bekundete sich in der Heiterkeit, welche jetzt aus jedem ihrer Worte hervorklang; sie zeigte sich als die personificirte Liebenswürdigkeit und versetzte dadurch die Gesellschaft in die fröhlichste Laune.

„Ach, Sie sind prächtig, liebe Anna!" rief Brigitte, sie umarmend und küssend, „ich wünschte, Sie blieben immer, immer bei uns."

Und auch Asmund, dessen gutes offenes Gesicht bisher einen Schatten von Kummer gezeigt hatte, wurde heiter, denn Anna sagte mit dem anmuthigsten Lächeln zu ihm: „Herr von Lewalde, ich ernenne Sie zu meinem Cavalier für die Dauer der jetzigen Saison und bin überzeugt, daß Sie meine Farben tragen und meine Devise: „das Höchste für das Höchste" auf Ihren Schild setzen werden."

„In mein Herz!" rief der junge Mann, „sie soll unauslöschbar darin stehen."

„Wie feurig mein Ritter ist!" lächelte Fräulein

von Brocksdorf, „aber ich liebe das und schenke Ihnen meine Huld dafür.“

Mit unnachahmlicher Grazie reichte sie ihm die Hand zum Kusse, und Asmund sank nieder auf ein Knie und küßte diese mit einer Inbrunst, die das deutlichste Zeugniß von den Gefühlen seines Herzens war.

„Nun, Herr Fischering, meinen Sie nicht, daß der Jupiter etwas von seiner Hoheit auf mich vererbt hat? Glauben Sie nicht, daß ich die beste Anlage zu einer Königin in mir trage?“ fragte Anna den Genannten lachend, der plötzlich hinter einer Gruppe von Akazien hervortrat und ein feines Lächeln bei dem Anblick dieser Scene zeigte.

„Die Majestät verläugnet sich nie!“ antwortete Jener. „Auch ich beuge mein Knie vor Jupiters Erbin.“

„Köstlich! köstlich! eine Komödie aus dem Stegreif, aber amüsant!“ rief Anna scherzend. „Stehen Sie auf, meine Majestät bleibt Ihnen in Gnaden gewogen.“

Asmund war bei dem Namen Fischering aufgesprungen, und eine dunkle Wolke des Unwillens überflog sein Gesicht.

Diese kleine Scene ereignete sich bei dem Spazier-

gange am Seeufer, den man, um die liebliche Abendkühle zu genießen, unternommen. Die Gesellschaft hatte sich zerstreut und vereinzelt.

Als der Abend breitere und längere Schatten auf den Wasserspiegel warf und durch die stille Luft die Töne der Dorfkirchglocken klangen und den sinkenden Tag einsegneten, gedachte Anna von Brocksdorf an die Rückkehr nach der Villa ihrer gnädigen Frau Prinzessin. Von der ganzen Gesellschaft an den Wagen begleitet, bei dem Christiansen bereits ungeduldig harrte, empfing sie von Allen herzliche Beweise der Freude über die mit ihr so fröhlich verlebten Nachmittagsstunden.

„Vergessen Sie Ihren Ritter nicht!" bat Asmund.

„Und ich habe nur den einen Wunsch, Sie einmal im Schlosse Prangin begrüßen zu können," sprach Fischering.

Wie im Fluge rollte der Wagen, von dem muthigen Gespann schnell davongeführt, den Weg entlang, bis die nächste Biegung des letzteren ihn den Blicken der Nachschauenden entzog.

Selten hatte sich Fräulein von Brocksdorf so heiter in sich selbst gefühlt, als an diesem Abende. Diese Heiterkeit hing unmittelbar mit dem Wohlgefühle zu-

sammen, welches ihr geschmeichelter Stolz empfunden, da sie sich von Allen besonders beachtet, gleichsam bevorzugt gesehen. Nichts konnte diese Empfindung mehr erhöhen als der ihr die größte Ehre verheißende Inhalt des Planetenzettels. In ihrer jungen Seele schlummerten die Neigungen zu Eitelkeit, Stolz, Ehrsucht, und nur zuweilen erhoben sie sich, um von ihrem Dasein Kunde zu geben; aber ihr Erwachen blieb bisher stets in den engen Schranken der Wünsche, die Gelegenheit mangelte, ihnen eine höhere Lebensfähigkeit zu geben. Heute aber waren sie plötzlich aus dem noch fortdauernden Halbschlummer erwacht und trieben riesengroße Blüten in ihrem Herzen, es bedurfte nur des Anstoßes, um sie zu vollster Geltung wach zu rufen. Diese schlimmen Neigungen glichen ganz dem Unkraute, welches üppig emporwuchert, die gute Frucht überragt und ihr den erforderlichen Raum und die nöthigen Kräfte zum Wachsthum entzieht.

Jedenfalls würde Fräulein von Brocksdorf sich weniger in so rosiger Laune befunden haben, wenn der Inhalt des Planetenzettels ein anderer, ihren vorherrschenden Neigungen weniger schmeichelhafter gewesen wäre; sie war nicht abergläubisch und würde Prophezeiungen unangenehmer Ereignisse verspottet haben; dieser Trotz, dieses Zurückweisen unangenehmer

Gefühle würde nur in ihrem kräftigen stolzen Charakter begründet gewesen sein; der ihren Neigungen schmeichelnde Inhalt erweckte sogleich die zuversichtliche Hoffnung, daß sich Alles so erfüllen werde. Sie hatte den Zettel unbemerkt für sich zu behalten gewußt, und er war für sie am nächsten Tage der Gegenstand öfterer Betrachtungen. Sie verlor sich da in das Gebiet des Phantastischen, und ihre reiche Einbildung zauberte sich goldene Luftschlösser. Unwillkürlich dachte sie an die alte Mutter Skioldsen. War nicht ein sonderbarer Zusammenhang zwischen deren unaufgeforderter Vorhersagung ihres Geschicks und der Prophezeiung, welche ihr der Planetenzettel verkündete? Wer hätte das läugnen können! Um so mehr fühlte sie sich in der Zuversicht bestärkt, die ihre Eitelkeit, ihr Stolz, ihre Ehrsucht bereits gefaßt hatte.

Christiansen hatte ihr erzählt, daß der Herr im stahlgrünen Sammetkleide mit ihm gesprochen und einige Fragen bezüglich ihrer Familie an ihn gethan hatte. Das war Fischering. Er hatte ihr ein großes Interesse eingeflößt, welches besonders dadurch vermehrt wurde, daß er in Allem, was er mit ihr gesprochen, die Ueberzeugung hatte durchschimmern lassen, sie sei für Höheres bestimmt. Das war eine unausgesprochene Huldigung für sie, die ihn ihr angenehm machte und

den Wunsch erzeugte, öfterer mit ihm umzugehen; zudem hatte auch die Hülle des Geheimnisses, in welche er sich verbarg, keine geringe Anziehungskraft für sie. Sie glaubte in ihm einen Mann zu sehen, welcher nur den günstigen Augenblick abwartete, um aus dem ihn jetzt umgebenden Dunkel auf eine glänzende Laufbahn hervorzutreten. Aus seinen Reden schloß sie, daß er in großen Verbindungen stehe, zu denen nur ein Mann von Rang oder besonderer Auszeichnung berechtigt sein konnte. Daher wurde der Wunsch, ihn öfterer zu sehen, ein sie beschäftigender, aber seine Erfüllung schien hinsichtlich ihrer abhängigen Stellung bei der Prinzessin fast unmöglich.

In der That drängte sich ihr auch die Besorgniß auf, daß sie für längere Zeit sogar abgehalten sein würde, einen Besuch bei der Familie Lewalde zu machen. Dem Prinzen hatte nicht nur das alterthümliche Lausanne, sondern auch die Wasserreise dahin vorzüglich gefallen, und Anna hörte, wie er seiner Gemahlin den Vorschlag machte, einen Ausflug nach Genf zu unternehmen und dort einige Tage zu verweilen. Anna wußte im Voraus, daß die Prinzessin diesem Wunsche ihres Gemahls nichts entgegensetzen werde; wenigstens wäre dies das erste Mal gewesen. Daß, wenn ihre Herrin auf mehrere Tage ver-

reiste, auch sie ihr folgen müsse, war nur natürlich, und Anna sann daher nach, ob sich nicht ein Mittel finden lasse, dieser aus ihrer Stellung zur Prinzessin hervorgehenden Nothwendigkeit sich geschickt zu entziehen. Ein fingirtes Unwohlsein war der einzige Ausweg, den sie fand, und dieses konnte wenigstens als kein unmöglich scheinender Vorwand betrachtet werden. Nachdem sie mit sich darüber in's Klare gekommen war, begann sie auch sogleich an die Ausführung zu gehen. Es lag in ihrem Charakter eine zu stark hervortretende Energie, als daß je eine Verzögerung, ein Zagen, eine Furcht sich in ihrer Handlungsweise kundgegeben hätte; Beschluß und Ausführung folgten bei ihr stets rasch aufeinander. Diesmal bewährte sich ihre kluge Vorsicht.

„Warum bist Du so niedergeschlagen, so still, Anna?" fragte die Prinzessin.

„Unerträgliche Kopfwehen, Ihro Gnaden, ich befinde mich seit einigen Tagen überhaupt nicht recht wohl."

„Und ich glaubte, daß es Dir Vergnügen machen würde, mich nach Genf zu begleiten," entgegnete die Prinzessin — „freilich um Vergnügen zu empfinden, muß man sich vor allen Dingen körperlich wohl fühlen. Ich bedaure, Anna, daß Du dieses Um-

standes wegen zurückbleiben mußt; es würde mir ein Vorwurf sein, Dich leidend zu sehen. Man leidet doppelt, wenn man sich Zwang anthut, es zu verbergen."

Die Güte der hohen Frau dispensirte also Fräulein von Brocksdorf von der Begleitung nach Genf, und obwohl Anna sich nicht dem Selbstvorwurf, einer absichtlichen Täuschung gegen ihre Herrin sich schuldig gemacht zu haben, entziehen konnte, so überwog doch die Gewißheit, ihren Wunsch erreicht zu haben, die kleine Belästigung des ersteren zu sehr, um sie irgendwie betrübt zu stimmen. Einige Tage nach der Abreise des Prinzen und seiner Gemahlin hatte Frau von Lewalde auf Veranlassung Anna's eine Fahrt nach Schloß Prangin beschlossen, und der heiterste Tag, der glatteste Seespiegel begünstigte dieselbe; in vier Stunden legten sie die zu Lande acht Stunden betragende Entfernung von dem Dorfe, in dem die Familie Lewalde wohnte, bis zu dem Landungspunkte zurück, von wo aus man noch ein kleines halbes Stündchen bis zu dem Schlosse zu gehen hatte.

Obgleich nicht unmittelbar an den blumigen Ufern des Leman sich erhebend, genoß Schloß Prangin doch alle die Vorzüge, welche die kleinen zierlichen, hart am Gestade befindlichen Villen besitzen. Es stand auf dem Abhange einer sich weiter in's Land hineinstreckenden

Hügelkette und gewährte also durch seinen höhern Standpunkt auch eine größere und zugleich reichere Uebersicht; denn nicht nur über den schönen See hin, sondern auch in's Land hinein, das hier den Charakter einer italienischen Landschaft trägt, fand das Auge ein reizendes Bild. Wenn der Leman im Sonnenglanze gleich einem Goldstrom zwischen den grünen, bewaldeten und reich angebauten Ufern funkelte und weitab hinter seinem südlichen Gestade die himmelhohen Berghäupter in bläulichem Duft verschwammen, so bot der Blick nach Nordost die riesigen Umrisse der Bergwelt des Berner Oberlandes in viel tieferen kernigen Schattirungen. Aus dem Himmel herab schimmerten bei hellen Tagen die gleich blendenden Lichtstreifen an den Säumen dieser Berggiganten sich hinziehenden Eisfelder, und der Blick nach Mitternacht traf auf die Thürme von Lausanne. Nach Westen zeigte sich eine Fülle reichen Anbaues, die hübschen Dörfer glichen verstreuten Edelsteinen, und ihre vergoldeten Thurmspitzen flimmerten in dem reinen Aetherblau weit hin als lockende Zeichen von Wohlhabenheit.

Kurz vorher, ehe die Familie Lewalde, begleitet von Siekert, Brigittens Geliebten, und Fräulein von Brocksdorf, in Schloß Prangin anlangte, war daselbst ein Herr, von einem einzigen Diener gefolgt, ange-

kommen und hatte sich mit Fischering in das Obergeschoß des Schlosses begeben. Fischering beobachtete eine große Höflichkeit gegen den Ankömmling, der nicht mehr in den Jünglingsjahren stand und dessen schlichtes Aeußeres auf keinen zu hohen Rang schließen ließ. Indeß die große Zuvorkommenheit des einstweiligen Schloßbewohners gegen denselben konnte unmöglich einem Manne gelten, welcher bedeutungslos war, und als Beide in den großen Saal des Schlosses eintraten, der in früheren Zeiten seinen Besitzern als Speisesaal gedient und durch drei breite Flügelthüren mit Glasfenstern, welche zum Balcon führten, sein Licht empfing, fiel die äußere Hülle des Geheimnisses zwischen Beiden.

„Mein Herr Capitain," sagte der Fremde, „Sie wohnen wie ein König in diesem Schlosse. Man muß gestehen, daß Herr von Dankelmann's Excellenz einen noblen Geschmack hat. Ich glaubte, dies Prangin sei ein altes verfallenes Nest, wie man deren so viele sieht, eine Burg aus längst vergangenem Jahrhundert, die bald über den Haufen stürzen wird, und ich finde mich sehr angenehm enttäuscht. Ich wünsche Ihnen Glück zu diesem kleinen Eldorado, Herr Capitain."

„Sehr verbunden, Herr Graf," antwortete Jener sich verneigend. „Sie sehen, daß das Geschick dem

armen Flüchtling doch auf einer Seite wenigstens lächelt, wenn es ihn auch auf anderen Seiten etwas unbarmherzig zu haranguiren beliebt hat. Erlauben Sie, daß ich die Balconthüren öffne."

Der warme Luftstrom, der durch die drei nun weit geöffneten Thüren plötzlich eindrang, milderte die von dem mit Marmorplatten getäfelten Fußboden etwas stark sich verbreitende Kühlung. Fischering schob zwei Lehnstühle in den offenen Raum der mittelsten Thüre und lud den Grafen ein, sich niederzulassen.

„Wahrhaftig, ein reizender Punkt hier! Die ehemaligen Herren von Prangin verstanden es, das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden," sprach der Letztere, von der sich ihm darstellenden Aussicht über den ruhig seine Wellen dahin wälzenden Leman und dessen grüne Ufer entzückt.

„Ich vermuthe, daß der Herr Graf mir auf meine Schreiben an den Herrn Generalleutnant Flemming einige Responsalien mitzutheilen haben," hob Fischering nach einer Weile an.

„So ist es, Herr Capitain," antwortete Jener. „Dies ist der Hauptzweck meines Hierseins, und ich will mich desselben entledigen. Die Vorschläge, welche der Herr Capitain an des Herrn Generalleutnants Excellenz eingesandt, haben Sr. Majestät zur Begut-

achtung vorgelegen und die Allerhöchste Zufriedenheit erweckt. Das Weitere mit dem Herrn Capitain zu verhandeln, bin ich hier und erlaube mir die Bemerkung, daß ich nur die Ordre habe, streng die mir gewordenen Instructionen zu beobachten und nicht aus eigenem Ermessen zu handeln, weshalb ich den Herrn Capitain im Voraus ersuche, mir es nicht als üble Gesinnung und Halsstarrigkeit auszulegen, wenn ich vielleicht gezwungen sein sollte, Manches zu abandonniren, zu refüsiren oder zu ändern, was Hochdenselben als wünschenswerth und unerläßlich erschienen."

Ueber Fischering's Stirn flog ein Schatten tiefen Unmuths, und er sagte in sehr lebhaftem, von seiner Gereiztheit zeugendem Tone: „Mein Herr Graf, ein livländischer Edelmann ist kein Schacherjude, dessen Seligkeit an einem mühsam erworbenen Batzen hängt. Nach der mir von Ew. Gnaden gewordenen Eröffnung hätte ich demnach nichts als einen Handel, wie ihn die Gegenpart für gut befunden, abzuschließen, ungefähr wie man den letzten Preis für ein Roß oder für einen Mantel stellt. Lassen wir die Angelegenheit fallen, Herr Graf, sie ist zu wenig interessant für uns Beide."

„Der Herr Capitain sind sehr heftig," bemerkte Jener, „das Soldatenblut ist nicht zu verkennen, und möchte ich Hochdenselben einige Uebung in den

politischen Conferenzen wünschen, wo sich aus den widerstrebendsten Meinungen doch zuletzt eine Einigung zu ergeben pflegt."

„Sie ist auch stets darnach," entgegnete Fischering geringschätzend. „Ich erlaube mir Ew. Gnaden zu bemerken, daß es sich hier um nichts Anderes handelt als um meine Person und ich daher das unbedingteste Recht habe, mein Wohlgefallen oder mein Mißfallen auszusprechen. Ueberhaupt habe ich von jeher das große Unglück gehabt, die Kinder beim rechten Namen zu nennen, was mir allerdings keine Rosen, im Gegentheil viel Dornen getragen hat. Wenn Jemand der Majestät von Polen irgend von Nutzen sein kann hinsichtlich der zu erfüllenden Bedingungen, welche auf eine Wiedererlangung der Polen früher angehörenden Provinzen hinauslaufen, so glaube ich es vor allen Andern zu sein. Livland ist ein Juwel, das man der polnischen Krone entrissen und dessen Zurückeroberung allein den Wahlkönig der Nation lieb machen kann. Wenn Se. Majestät glaubt, daß es nur Ihres Aufrufes bedarf, um die Livländer zur Gesammterhebung gegen Schweden zu treiben, so ist das ein bedauerlicher Irrthum, der sich bald an den Tag stellen wird. Aber die Edlen und das Volk von Livland werden der Stimme dessen kein taubes Ohr

entgegensetzen, der mit festem Muth in Stockholm mitten unter ungerechten Richtern ihres, seines theuren Vaterlandes Sache verfocht — die Livländer werden sich erinnern, daß Johann Reinhold von Patkul von diesen Richtern verurtheilt ward, die rechte Hand zu verlieren, und für infam erklärt und hingerichtet zu werden. Dieses Mannes Stimme, der für Livlands Wohl zum Märtyrer wurde, dessen Güter Schweden als gute Beute confiscirte, wird in Livland selbst die Todten aufwecken, und nur mit solch' einem Beistande wird es der Majestät von Polen möglich werden, Schweden ein ungerechtes Besitzthum zu entreißen."

Ueber Fischering's Gesicht war eine Glut ausgegossen, als ob der Widerschein eines hellen Feuers dasselbe überleuchte. Er hatte sich im Verlaufe seiner Rede von dem Sessel erhoben, und die Erinnerung an die erlebte Ungerechtigkeit, die ihn zum Schaffot als Uebelthäter verurtheilt hatte, und um derentwillen er heimathslos im fremden Lande lebte, spannte die Muskeln seiner großen, kraftvollen Gestalt gewaltsam an; er schien in der Wallung des patriotischen Zornes, der ihn durchglühte, größer von Figur zu werden. Der Graf bot in diesem Augenblicke den auffallendsten Gegensatz. Er war ein Mann, der, in der Schule des Hofes aufgewachsen, die vollkommene Vornehmheit in

seinem Aeußeren und Benehmen sich zu eigen gemacht hatte, aber, unfähig einer solchen Erhebung des Geistes, die zugleich in der körperlichen Erscheinung einen Ausdruck findet, sich nur in einem vieldeutigen oder auch nichtssagenden Lächeln zu ergehen vermochte. In dem abgespannten Gesichte lag etwas unendlich Fades, das Gepräge einer zur zweiten Natur gewordenen Ruhe oder Gleichgültigkeit; er würde auch seinen Todfeind mit keinem unhöflichen Worte beleidigt haben, so sehr war er in den Zwang der Selbstbeherrschung eingeschult.

„Ich bedaure den Herrn von Patkul seines schlimmen Schicksals wegen,“ sagte er mit einer Verbeugung, „und wünsche, daß derselbe einen Protector finden möge, der ihm Gelegenheit verschafft, für die schwedische Ungerechtigkeit Genugthuung zu erhalten. Ich wünsche das recht aufrichtig.“

Fischering ließ einige Sekunden verstreichen, ehe er darauf antwortete. „Mein Herr Graf,“ sprach er dann, „ich nehme diesen Wunsch als einen aufrichtigen Ausdruck Ihres edlen Herzens an; daher freut es mich, Ihnen sagen zu können, daß der Protector sich glücklicherweise gefunden hat.“

„Gefunden?“

„Ja — des Zaares Majestät.“

Der Graf beobachtete ein längeres Schweigen, kein Zug seines Gesichtes verrieth irgendwie eine Spur von Befremdung. „Ich wüßte nicht, daß Se. zaarische Majestät ihren Weg hierher genommen hätten," bemerkte er dann scheinbar gleichgültig.

„Nein! die Combinationen Sr. Majestät bedürfen keiner Umwege," entgegnete Jener, „sie beruhen lediglich in der klaren Einsicht von der Lage der Dinge und in der Nothwendigkeit, sich zum Meister derselben zu machen. Es sind zuweilen die unbedeutendsten Ursachen, die großen Wirkungen zu Grunde liegen. Eine solche dürfte das stolze Benehmen Dalberg's, des schwedischen Gouverneurs von Riga, bei Gelegenheit der von dem Zaar nach altrussischer Sitte an die auswärtigen Höfe abgeschickten moskowitischen Gesandtschaft sein, bei der sich Se. Majestät persönlich, jedoch incognito, befand, um auf diese Weise fremde Sitten, Staatseinrichtungen und Verhältnisse kennen zu lernen*). Herr von Dalberg kannte dies Incognito, war aber nichtsdestoweniger unhöflich genug, den Zaar von den Bastionen, die er besichtigen wollte, gröblich zurückweisen zu lassen. Nun, mein Herr Graf, Sie begreifen, daß dies keine Huldigung für Se. Majestät war

*) 1697.

und Allerhöchstdieselben auf den Gedanken führte, daß es sehr vortheilhaft für sein Reich sein müsse, wenn Finnland sein Eigenthum wäre und die jetzt sich als Herren desselben geberdenden Schweden in ihre natürlichen Grenzen zurückgewiesen würden. Herrn von Dankelmanns Excellenz, weiser als Herr von Dalberg, wußte besser den Werth einer von dem Zaaren Chur-Brandenburg angebotenen Freundschaft zu schätzen, und so empfing des Churfürsten Durchlaucht die moskowitische Gesandtschaft mit größter Pracht in Königsberg. Die Frankfurter Relationen haben die bei diesem feierlichen Empfang vorgekommenen Festlichkeiten hinlänglich geschildert, und der Herr Graf werden es daher als sehr natürlich finden, daß so Manches zwischen des Zaaren Majestät und des Churfürsten Durchlaucht besprochen wurde und Se. Excellenz, Herr von Dankelmann, dessen Gewogenheit ich den Aufenthalt in diesem Schlosse verdanke, sich meiner als eines Livländers, der auf die Gesinnung des livländischen Adels einen nicht unbedeutenden Einfluß übte, erinnerte, als von des Zaares Majestät erwähnt wurde, wie es für Rußland ersprießlich sein dürfte, sich der schwedischen Nähe zu entledigen und — doch der Herr Graf sind als Minister zu einsichtsvoll, um

sich nicht selbst die mancherlei Combinationen, die dabei entworfen wurden, zu denken."

„Hm, des Zaares Majestät ist eine ungewöhnliche Erscheinung, man kann das nicht läugnen," bemerkte der Graf.

„Sehr wahr, Herr Graf, ich überlasse Ihnen, da Sie dies anerkennen, die mit ziemlich logischer Gewißheit daraus zu ziehenden Folgerungen. Sie werden dabei zugleich auf das geführt werden, was der Majestät von Polen ersprießlich oder schädlich sein dürfte."

„Meine Instructionen sind so vollständig, daß sie mir kein freies Feld lassen, nach meiner eigenen Einsicht zu handeln," entgegnete der Graf sich entschuldigend, und aus seinem Taschenbuche eine Schrift nehmend, überreichte er sie Patkul mit den Worten: „Der Herr Capitain finden hier die Zugeständnisse, welche man Hochdenselben machen zu können glaubt. Vielleicht ließen sich später einige Abänderungen daran bewirken."

Patkul las und gab dann das Papier mit einer tiefen Verbeugung zurück.

„Ihre Resolution?" fragte Jener.

„Beruht in dem Satze der Schrift: dem Ochsen, der da drischt, sollst du das Maul nicht verbinden. Es ist das Beste, wir erwähnen diesen Gegenstand

nicht wieder, und der Herr Graf haben die Gnade, es sich bei mir, dem Einsiedler von Prangin, als Gast gefallen zu lassen."

„Sie bekommen mehr Gäste, wie mir scheint," sagte Jener, der aufgestanden und auf den Balcon getreten war, hinunter auf den Pfad deutend, der vom Seeufer nach dem Schlosse führte.

„Und sehr liebe Gäste," stimmte Patkul bei. „Ich freue mich um so mehr, daß meine Freunde den heutigen Tag zu einem Besuche bei mir gewählt haben, als ich Ew. Excellenz dadurch eine sehr angenehme Unterhaltung versprechen darf."

„Kennt man Ihren wahren Namen, Herr Capitain?"

„Nur Einer von der Gesellschaft, ein Freund von mir, der gleichfalls der schwedischen Willkür Feind ist, kennt ihn; für die Uebrigen bin ich, wie für alle hier in der Umgegend lebenden Fremden, nur Herr Fischering. Erlauben Ew. Excellenz, daß ich die Damen empfange, um sie hierher zu führen."

Mit einer höflichen Verbeugung entfernte sich Patkul. Der Graf sah ihm nach und sagte dann zu sich: „Er ist hart wie Stein, wir werden nicht ohne Concessionen bei ihm wegkommen, ich ahne das. Ein Glück, daß meine Instruction mir keine Fessel anlegt;

aber ich werde nur allmälig nachgeben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sein Gönner, Herr von Dankelmann, seiner bei dem Zaaren gedacht — hm, man muß die Waffen, durch die man Nachtheil von einem Andern erleiden kann, an sich zu bringen suchen, das ist das Gebot der Klugheit — also dürften wir auch ihn nicht aus den Augen lassen. Unsre Hoffnung, daß er um jeden Preis sich uns in die Arme werfen würde, war eitel — wir werden ihn theuer kaufen müssen, er weiß zu gut, was er werth ist, als daß er sich selber wie eine verlegene Waare verschleudern sollte."

Der Graf, welcher als sächsischer Minister sich hier auf einer Acquisitionspartie befand, die sich um die Person des Capitains Patkul drehte, welcher in den Händeln der Livländer gegen die schwedische Willkür sich einen Namen erworben, an den sich der Ruhm großer Unerschrockenheit, heldenmüthiger Ausdauer und männlicher Kühnheit knüpfte, gab sich jetzt einem Nachdenken hin, das keineswegs ergötzlich für ihn zu sein schien, denn er lehnte an der Balconthüre, und statt seine Augen auf das lachende Naturbild zu wenden, das sich vor ihm nach allen Seiten hin in wunderbarer Pracht ausbreitete, heftete er sie auf die Marmorplatten des Fußbodens, als müsse ihm von da ein tröstender Gedanke kommen. Die Abspannung in seinen Zügen ließ

darauf schließen, daß er zu jenen Leuten gehörte, die, vom Weltgenuß übersättigt, keinen besonderen Trieb mehr für des Lebens Freuden empfinden, wenn nicht etwas ganz Ungewöhnliches sie aus dieser lethargischen Theilnahmlosigkeit wach rüttelt. Gewöhnlich tritt bei Leuten dieser Art der Egoismus an die Stelle des offenen Herzens, und sie verknöchern in ihrer eigenen Engherzigkeit. In der That fühlte sich der Graf verdüstert durch das unangenehme Gefühl, in Patkul einen Mann gefunden zu haben, der nicht unter die Schablonenfiguren des damaligen sächsischen Hofes gehörte, welche, devot gegen Höhere, nichts von männlicher Selbstständigkeit wußten, da sie keinen Werth besaßen, der nicht käuflich gewesen wäre.

Niemals hatten Höflinge einen größeren Beweis ihres Unwerthes der Welt vor Augen geführt, als in dem für Sachsen so denkwürdigen Jahre 1797, wo in Folge des Religionswechsels des starken August das Prädikat der sächsischen Regenten als Vorfechter des Protestantismus erlosch. Während das Volk durch Zeichen mancherlei Art dieses Ereignisses wegen seinen Schmerz ausdrückte, brachte es auch nicht den mindesten Eindruck auf die sächsischen Höflinge hervor; von keinem derselben ward diese „Veränderung“ als ein trauriges

Zeichen beachtet, am Dresdener Hofe erhob sich kein klagender Jeremias — das lustige lockere Leben, der Sinnenkitzel betäubte Alle, die Aussicht auf erhöhten Glanz durch die polnische Königskrone, deren Strahlen ja auch auf sie übergehen mußten, ließ kein Bedenken anderer Art bei ihnen aufkommen. So verächtlich auch der größte Theil des polnischen Adels war, der für Gold und Branntwein sich von dem Meistbietenden kaufen ließ, so stand er doch in diesem Punkte höher, er würde keinen Fürsten anderer Religion gewählt haben.

Darum mußte es einem sächsischen Minister ein unangenehmes Gefühl verursachen, einen Mann, der sich nicht als Schmeichler gab, in die Nähe des Monarchen zu bringen; gar viele Bedenken ließen sich daran knüpfen. Und doch war Patkul für die Pläne August's, wenigstens für jetzt, eine unentbehrliche Person, welche gewonnen werden mußte, sollte die Bedingung, welche gleichsam ein mächtiger Grundstein bei seiner Königswahl gewesen war, nämlich die Polen entrissenen Provinzen, zu denen vorzüglich Livland gehörte, wiederzuerobern, eine Wahrheit werden. Man hoffte, daß Patkul's Aufruf an seine Landsleute diese den Erwerbungsgelüsten des neuen Polenkönigs hold und beiständig machen und so gleichsam den halben Sieg gegen

die Schweden herbeiführen werde. Er mußte also acquirirt werden, nur glaubte man den Flüchtling billig bekommen und sonach gleich im Voraus in eine gewisse Abhängigkeit einzwängen zu können.

Lebhaftes Sprechen weckte den Grafen aus dem Nachdenken über diese unangenehme Aussicht.

Patkul führte die kleine Gesellschaft seiner Gäste ein.

„Das Glück ist mir heute sehr günstig, und ich will es auch mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln fesseln, damit es mir nicht so schnell wieder entschlüpfe!“ rief Patkul, und als hätte er mit dem Grafen in vollster Uebereinstimmung ein glänzendes Geschäft abgeschlossen, sagte er zu diesem: „Herr Graf, gestatten Sie mir die Ehre, Ihnen meine Freunde vorzustellen. Ueberzeugt von Ihrer Gewogenheit für mich, weiß ich, daß Niemand sich darüber mehr freut als Sie, den Einsiedler von Prangin nicht ganz so verwaist an den edelsten Freuden des Menschen zu finden, wie Manche vielleicht glauben mögen.“ Und als er die Namen der Ankömmlinge genannt, sprach er zu diesen: „Se. Excellenz, der chursächsische Minister, Herr Graf von Hoymb, wird sich vielleicht bewogen finden, uns, obwohl Hochdesselben Geschäfte dringend sind und we-

nig Aufschub leiden, noch auf einige Stunden seine Gegenwart zu schenken.“

„Wenn meine Person Ihnen nicht störend erscheint, so soll es mir zum größten Vergnügen dienen, in Ihrer Gesellschaft einige Stunden zu verweilen,“ entgegnete der Graf mit einer Verbeugung gegen die ihm Vorgestellten. Ueber Patkul's Gesicht schlüpfte ein kaum merkbares Lächeln. Seinem Scharfblicke war es nicht entgangen, daß des Grafen Gesicht bei dem Anblicke des Fräuleins von Brocksdorf den Ausdruck der größten Ueberraschung annahm, und er bemerkte ganz richtig, daß die ziemlich tiefe Verbeugung, welche Se. Excellenz gegen die Gesellschaft machte, mehr dem schönen Fräulein als den Andern galt.

In der That war der Anblick der Schönheit Anna's auf den Grafen von einer wunderbaren Wirkung. Das kalte theilnahmlose Wesen, welches er vor Kurzem noch gegen Patkul gezeigt, verwandelte sich wie mit einem Zauberschlage in die einnehmendste Freundlichkeit; er schien einer Pflanze gleich, welche in sonnenheißem Boden saftlos die Blätter hängen läßt und welk ein Schattendasein hinfristet, plötzlich aber, von sanftem Regen oder vom segensvollen Nachtthau erquickt, wieder in früherer Kraft die Blätter hebt und in frischestem Grün prangt. Fast hätte man auf den Gedanken

kommen können, der Graf sei in der Mission begriffen, all' die Galanterie des Hofes seines churfürstlich-königlichen Herrn zu repräsentiren, denn er zeigte sich höchst liebenswürdig, so daß Frau von Lewalde sich gedrungen fühlte, zu sagen, sie könne sich nicht erinnern, je einen so angenehmen Cavalier kennen gelernt zu haben, und müsse bekennen, daß, wenn nur der halbe Hofstaat Sr. churfürstlich-königlichen Majestät aus Männern von solch' feinen Manieren bestände, er mit Recht einer der bewunderungswürdigsten von ganz Europa sei.

Graf Hoymb wußte sich der Unterhaltung allmälig so zu bemeistern, daß er den Ton derselben angab und Anna von ihm jederzeit in dieselbe hineingezogen ward. Kaum hatte er bemerkt, daß sie sich für Alles interessire, was ihrer reichen schwungbegabten Phantasie Stoff bot, um sich glänzende Bilder zu schaffen, als er sich im Erzählen von dem prunkenden Hofstaate seines Herrn unerschöpflich zeigte. Der Graf war hier auf ein Thema gerathen, welches zu jener Zeit in der gebildeten Welt Europas zur Lieblingsconversation gehörte. Der Hof zu Dresden hüllte sich nicht in die schwere steife Pracht spanischer Grandezza, wie der Kaiserhof zu Wien, wo unter der Last des Ceremoniels jede Lebenslust schier erdrückt wurde, sondern in den Abglanz französischer Galanterie, welche,

mit der Ueppigkeit der Orientalen gemüthlich gepaart, ihm einen Ruhm verschafft hatte, von welchem die früheren sächsischen Regenten keine Ahnung gehabt. August der Starke war an den ersten Höfen Europas gewesen, hatte als Churprinz Paris, Madrid, Lissabon und Wien besucht, den Carneval der italienischen Städte an Ort und Stelle gründlich studirt und in den Feldzügen gegen die Türken, worin er eben keine Lorbeeren gesammelt, sich die Lebensweise dieser Feinde des Christenthums angeeignet. Was war natürlicher als daß bei seinem angeborenen Talente zur maßlosen Prachtliebe er aus diesem reichen Schatze von Erfahrungen vor der erstaunten Welt immer neue und immer glänzendere Proben seines Geschmackes und seiner Neigungen ablegte und der Ruf von seinen zauberhaften, kostspieligen Festen und prächtigen Aufzügen sich wie ein Lauffeuer nach allen Orten und Enden hin verbreitete?

Als der Graf, des vielen Sprechens müde, in seinen Berichten von diesem reizvollen Hofe eine Pause eintreten ließ, äußerte Frau von Lewalde, wie sie nicht glaube, daß Personen, welche nicht zu einer solchen Lebensweise erzogen wären, sich mitten unter so vielem Glanze glücklich fühlen könnten; der Graf aber zuckte die Achseln und sagte: „Man gewinnt nach und nach in Allem Fertigkeit,

wenn man nicht etwa wie der Frau Churfürstin Durchlaucht sich einer besonderen Richtung hinzugeben für gut findet. Es mag sein, daß Manches nicht zu loben ist, aber es ist auch nicht Alles zu tadeln. Dresden ist zum Freiplatz für alle Schönheit geworden, und wer mag es geradezu unrecht finden, daß die Schönste von allen Schönen auch die Herrin von Allem sein soll? Ich bin fest überzeugt, daß Ihnen, gnädiges Fräulein — hier wendete er sich an Anna — dies prächtige Leben gefallen würde. Es ist da ein Kommen und Gehen schöner Ideen, die Luft ist frisch und das Leben immer roth. Je mehr Geist und Phantasie man auf diesen Lebensmarkt mitbringt, desto glücklicher fühlt man sich in dem heiteren Gewühle."

„Ich zweifle nicht, Herr Graf, daß auch ich mich daran gewöhnen würde," entgegnete Anna von Brocksdorf, „aber ich bin aufrichtig genug, Ihnen zu gestehen, daß ich mich für zu gut halte, um als die Letzte in diesem glänzenden Gewühle, wie Sie es nennen, mich glücklich zu schätzen. Vielleicht ist das ein übler Stolz; aber er ist wenigstens eine Wahrheit. Ich würde es lieber vorziehen, die Erste in einem engen Kreise zu sein."

„Das würden Sie?" entgegnete der Graf lebhaft, „nun, so glaube ich wenigstens, ohne den Vorwurf

einer platten Schmeichelei auf mich zu laden, den als einen sehr glücklichen Mann preisen zu dürfen, in dessen häuslichem Kreise Sie dereinst als die Erste und Einzige seines Herzens walten werden."

„Bemerken Sie nichts, gnädige Frau?" fragte Patkul leise.

„Was, Herr Fischering?" entgegnete Frau von Lewalde.

„Se. Excellenz flammen für Fräulein Anna — der Winter hat sich in den Sommer verwandelt."

„Es wäre merkwürdig, wenn Anna hier ein Band für ihre Zukunft knüpfte. Ist Se. Excellenz reich?"

„Man sagt es," antwortete Patkul und fuhr lächelnd fort: „Ew. Gnaden haben sich unrecht auszudrücken beliebt, Fräulein von Brocksdorf würde die mittelbare Ursache zu diesem für ihre Zukunft entscheidenden Geschicke allerdings in ihrer Schönheit zu suchen haben, ihr Herz jedoch würde dabei unbetheiligt bleiben. Charaktere solcher Art machen auf andere Eigenschaften als die, welche Se. Excellenz besitzt, Anspruch; es würde indeß eine Convenienzehe werden, die sich vielleicht ziemlich gut für sie gestalten könnte, da sie Geist genug hat, um, wie sie selbst erst ausgesprochen, lieber die Erste in einem kleinen Kreise als die Letzte in einem glänzenden Gewühle zu sein. Fräulein von

Brocksdorf würde sich nie zu einer untergordneten Stellung verstehen; ich glaube nicht, mich in ihrem Charakter zu irren."

Von der kleinen Gesellschaft, die sich jetzt auf Schloß Prangin befand, fühlten sich Alle bis auf Einen heimisch. Dieser Eine war Asmund. In des jungen Mannes Herzen war ein heftiger Zwiespalt entstanden zwischen der ganzen Gewalt einer Neigung, die mit jedem Tage an Stärke zunahm, und der Schüchternheit, welche einen Hauptgrundzug seines Wesens ausmachte. Seit dem Abende, wo der Zufall Fräulein von Brocksdorf als eine Gefangene mitten auf dem See festgehalten und sie, erlöst aus dieser unfreiwilligen Haft, in der Lewalde'schen Wohnung ein Asyl gefunden hatte, war auch das bisher von Empfindungen für weibliche Schönheit unberührt gebliebene Herz Asmund's stark angeregt worden, sein geistiges Auge hatte sich ihm gleichsam erschlossen bei dem Anblick so vieler Reize, welche Anna in ihrer Erscheinung bot. Die heitere Ruhe seines Gemüthes verschwand unter diesem heftigen Aufglühen einer Empfindung, der er anfänglich keinen Namen zu geben wußte; alsbald wich diese Unkenntniß, und er fühlte, wie groß der Eindruck sei, den Anna auf ihn hervorgebracht. Je mehr seine Phantasie sich mit dem Gedanken an sie beschäftigte,

desto tiefer wurzelte die Neigung zu ihr in seinem Herzen. Vergebens versuchte er die Vernunft dagegen kämpfen zu lassen, er sagte sich, daß er ihr nur eine treue innige Liebe, aber nichts, was für die Prosa des Lebens von Werth sei, bieten könne. Das hinterlassene Besitzthum seines Vaters, welches er mit Schwester und Mutter theilte, war zu gering, um in Anschlag gebracht werden zu können, es reichte gerade hin, um ihn, Mutter und Schwester standesgemäß zu ernähren, aber nicht, um die Ansprüche eines so schönen weiblichen Wesens, das doch sichtbar zum Genusse der Lebensfreuden geschaffen worden, zu befriedigen. Und er hatte noch keine Stelle, die ihn einigermaßen nur ermuthigt hätte, Hoffnungen für seinen Wunsch zu fassen. Wenn Fischering schon, da Fräulein von Brocksdorf denselben zu bevorzugen schien, ihm ein Feind zu sein dünkte, den er fürchten mußte, so verdoppelte sich dies unangenehme Gefühl jetzt, wo Graf Hoymb sie sichtbar zum ausschließlichen Gegenstande seiner Aufmerksamkeit machte, und Asmund's Gemüth war stark getrübt. Es kostete ihm Ueberwindung, sich zu beherrschen, um nicht den Anderen Gelegenheit zu geben, ihn zu beobachten.

Als der Abend niederdämmerte, verließ Graf Hoymb Schloß Prangin, um nach Lausanne zurück-

zukehren; er bat Fischering, ihn auf den Weg zu geleiten, von dem er ihm gesagt, daß er eine halbe Stunde näher nach der Stadt führe. Diesen Wink ließ jener nicht unbeachtet; er war ihm ein Zeichen, daß Graf Hoymb sich gedrungen fühlte, eine Rücksprache mit ihm zu nehmen.

„Wenn Ew. Excellenz mir die Genehmigung der Damen erwirken, sie auf kurze Zeit verlassen zu dürfen, so stehe ich zu Befehl," war Fischering's Antwort, „es würde mir wenig Ehre eintragen, als Wirth mich meiner Pflicht selbstwillig zu entbinden."

Frau von Lewalde kam der Bitte des Grafen zuvor, indem sie für sich und im Namen der beiden jungen Damen versicherte, daß sie sich einstweilen in den Schloßgarten begeben und daselbst Herrn Fischering's Rückkunft erwarten würden.

„Ich wünsche, daß diese in Ihrer Gesellschaft verlebten mir unvergeßlichen Stunden auch in Ihrem Herzen einer freundlichen Erinnerung werth erachtet werden möchten, und die Gunst des Schicksals mir Gelegenheit geben möge, Sie vielleicht am Hofe Ihrer gnädigen Frau Prinzessin wiederzusehen," sagte der Graf mit einer tiefen Verbeugung zu Fräulein von Brocksdorf beim Abschiede. „Ich würde es als ein Glück betrachten,

wenn ich je im Stande sein sollte, Ihnen meine Ergebenheit bezeigen zu dürfen."

Fräulein von Brocksdorf erwiderte lächelnd: „Unsere Bekanntschaft, Herr Graf, hat in einer glücklichen Stunde begonnen, warum sollten wir nicht hoffen, daß sie auch von einiger Dauer sein werde?"

„Ew. Excellenz haben, wie Figura zeigt, einen Posten für mich creirt, für den ich nur dankbar sein kann, da er mit meinen Neigungen so ziemlich übereinstimmt," scherzte Patkul, als er den Grafen bereits eine kleine Strecke Weges begleitet hatte, „ich hätte nicht geglaubt, daß ein Capitain Sr. schwedischen Majestät je zu der Ehre gelangen würde, als Wegweiser in der Schweiz zu dienen; indeß die Lehre von den Verwandlungen, denen alles Irdische unterworfen ist, findet in dem lebendigen Beispiele, das ich soeben darstelle, die beste Anwendung."

Der Graf reichte ihm lachend die Hand vom Pferde herab und sagte: „Es mag vielleicht eine ungeschickte Wendung zu nennen sein, daß ich Sie, Herr Capitain, zu einer Dienstleistung aufforderte, die jeder Andere gewiß mit derselben Pünktlichkeit vollzogen haben würde, wenn wir überhaupt von einem näheren Wege nach Lausanne geredet hätten. Aber ich mußte einen Vorwand aufsuchen, um mit Ihnen allein sprechen zu

können. Sie kennen Fräulein von Brocksdorf, ist sie von wohlhabender Familie? Ihre Bildung läßt darauf schließen."

„Aber der Schluß wäre falsch," entgegnete Patkul, „sie ist von gutem, aber armen Adel."

„Desto besser, sie wird da weniger capriciös sein, wenn ihr eine vollkommen gesicherte Zukunft geboten wird. Meinen Sie nicht, Herr von Patkul?"

„Mich will bedünken, Ew. Excellenz haben heute keinen besonders glücklichen Tag, da sich Hochdieselben abermals in einer Voraussetzung irren, Fräulein von Brocksdorf gehört nicht zu jenen jungen Damen, welche Ursache hätten, sich schnell an den Mann zu bringen. Mit so viel Geist als Schönheit —"

„Ja, sie ist bezaubernd, ich habe nichts Aehnliches gesehen," stimmte Hoymb bei. „Herr von Patkul, Sie würden mich verbinden, wenn Sie — ich habe bemerkt, daß Sie in einem gewissen Ansehen bei ihr stehen — sie sondiren, vielleicht nach Umständen für mich wirken wollten."

„Ew. Excellenz Vertrauen in so delikater Angelegenheit ist nur schmeichelhaft für mich; doch bin ich leider nicht im Stande, demselben zu entsprechen, da mir das Nothwendigste, die Zeit, dazu fehlt. Zu Ende dieser Woche verlasse ich Prangin."

„Ah! Warum?“

„Um nach Berlin mich zu begeben und mit Herrn von Dankelmann Excellenz die nöthige Rücksprache über meine nächste Zukunft zu nehmen.“

„Sie sind sehr eilfertig, Herr von Patkul — ich glaube, eine Allianz mit unserem Hofe dürfte Ihnen angenehmere Aussichten bieten. Vielleicht würde sich die Sache noch arrangiren lassen.“

„Da Ew. Excellenz so bestimmte Instructionen in Betreff meiner empfangen haben, so ist auf ein Arrangement nicht zu rechnen, und ich sehe also entschieden davon ab.“

„Es könnte doch sein, daß ich auch noch eine zweite Instruction bekommen hätte, welche Ihre Anforderungen bewilligte — wie dann?“

„In diesem Falle, Ew. Excellenz, würde ich die Verbindung eingehen.“

„Gut, gut,“ entgegnete der sächsische Minister, sein Pferd anhaltend und aus einem der Fächer seines Portefeuilles eine zusammengefaltete Schrift nehmend, die er Patkul mit den Worten reichte: „Wenn der Herr Geheimrath von Patkul mit dem Inhalte dieser zugestandenen Punkte in Uebereinstimmung sein sollten, so erwarte ich von Hochdenselben bis

morgen früh um sieben Uhr Antwort in's Hôtel de Paris."

Es war bereits zu dämmerig, als daß Graf von Hoymb das sarkastische Lächeln hätte bemerken können, welches über Patkul's Gesicht schlüpfte. Ew. Excellenz können auf meine Pünktlichkeit mit Bestimmtheit rechnen," antwortete er, „für jetzt indeß, glaube ich, dürfte meine Rückkehr nach dem Schlosse schicklich sein, und bitte ich daher Ew. Excellenz, auch ferner Hochdero Gewogenheit mir zu schenken und Hochdero Gnade mich empfohlen sein zu lassen."

„Einige Worte noch, Herr Geheimrath — ich habe Ihnen die Intension meiner Gefühle für Fräulein von Brocksdorf offenbart, und da Hochdero Abreise von Prangin nunmehr als vor der Hand unnöthig wegfallen wird, so dürfte auch meine Hoffnung auf Ihren Beistand in der bewußten Angelegenheit an Consistenz gewinnen. Vielleicht wird es dem Herrn Geheimrath nicht unlieb sein, an einem Hofe, wo so viele verschiedene Meinungen und Wünsche sich kreuzen, einen Freund zu besitzen, der sich Hochdenselben für lebenslänglich zu Dank und Gegendienst verpflichtet erachten würde."

„Ew. Excellenz, hoffe ich, sollen mit meinem Beistande zufrieden sein."

Die Beiden trennten sich, und der Graf jagte, von seinem Reitknechte gefolgt, die Straße nach Lausanne dahin.

Als Patkul in der elften Nachtstunde, nachdem seine Gäste die Ruhe in den Gastbetten des Schlosses gefunden hatten, allein in seinem Zimmer sich befand, durchflog er erst das ihm von dem Grafen eingehändigte Schreiben. Sein Gesicht nahm die Miene der vollkommensten Zufriedenheit an, als er sich ganz mit dem Inhalte der Schrift bekannt gemacht hatte. Mit großen Schritten durchmaß er auf- und niedergehend das Gemach; zuweilen blieb er stehen und blies stark den Athem vor sich hin wie Jemand, dem die Brust zu voll davon ist. Die Empfindungen, die ihn jetzt bewegten, waren in der That zu groß, als daß er sie ganz ohne irgend einen Ausdruck in sich hätte unterdrücken können. Sein Geschick, das ihn als Flüchtling hierher geführt und an dem er schon zuweilen zu zweifeln angefangen hatte, lächelte ihn plötzlich begünstigend an. Die ganze wilde Leidenschaftlichkeit seines Charakters war von dem Gedanken erregt, daß er jetzt das Mittel in Händen habe, Schweden, das ihn durch Willkür und Ungerechtigkeit aus der Heimath gestoßen, als Feind entgegenzutreten. Indem dies Bewußtsein ihn durchglühte, ahnte er nicht, daß

diese Wendung seines Geschickes auch zugleich sein Todesurtheil in sich berge, und dieselbe unsichtbare Hand, die einst in König Belsazar's Gemach mit leuchtender Schrift die Worte des Verderbens schrieb, auch über seinem Haupte ungesehen das furchtbare Zeichen eines schrecklichen Endes andeutete.

Als sich das große Vergnügen, welches er darüber empfand, sich am Ziele seiner Wünsche zu sehen, allmälig in seiner Seele sänftigte, drängte sich ihm unwillkürlich die Erinnerung an Alles, was er erlebt hatte, vor das geistige Auge und diente ihm gleichsam zur Ausgleichung der widersprechenden Gefühle, welche wie einzelne Blitze seine lebhafte Freude durchzuckten.

Geboren in einem Gefängnisse Stockholms, wohin seine Mutter ihren Gatten begleitet, dem wegen der Uebergabe der polnischen Stadt Wolmar der Proceß gemacht worden war, hatte er gleichsam mit der Muttermilch den Haß gegen Schweden eingesogen, der als sein zweites Ich mit ihm aufwuchs. Das stolze leidenschaftliche Gemüth des jungen Mannes, welcher seine Heimath Livland mit voller Seele liebte, fand in dem ungerechten Beginnen Schwedens, an welches Livland vermittelst des Friedens zu Oliva (1660) von Polen abgetreten worden war, eine unerschöpfliche Quelle zur Nahrung dieses Hasses. Der böse Geist des Absolutis-

mus, der sich zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts der gekrönten Häupter bemächtigte, fand einen sehr treuen Anhänger an dem schwedischen elften Karl, welcher auf einem Reichstage (1680) den Passus „von Gottes Gnaden" dahin feststellte, daß die Krone nur von Gott, nicht vom Volke, dem Könige zu Theil geworden, und mithin der König auch nur Gott, nicht dem Volke oder dem Reichsrathe Rechenschaft von seiner Regierung schuldig sei. Die natürlichen Folgen dieser wunderbaren Lehre, die das Volk eigentlich auf seinen wahren Werth, das heißt auf den Nullpunkt, zurückführte, bestanden in Reductionen, d. h. darin, alles früher einmal in königlichem Besitz Gewesene in denselben wieder zurückzubringen, was ohne gewaltsame Rechtsverletzung natürlich nicht geschehen konnte. Auch die Livländer erfuhren diese harte königliche Gewaltthat, und der Beschluß, daß alle Güter dem Könige zuerkannt werden sollten, welche mehr als sechshundert Reichsthaler Silbermünze einbrächten, empörte die livländische Ritterschaft nicht wenig, und des bösen Blutes wurde immer mehr. Ein nach neunjährigem Streite vom Könige ausgehender Bescheid, daß der livländische Adel eine Deputation nach Stockholm senden solle, welche Nachricht von den ritterschaftlichen Rechten und Successionsgerechtigkeiten abzulegen habe, war die Ursache, daß

Johann Reinhold von Patkul, damals (1690) dreißig Jahre alt und Capitain in der schwedischen Armee, zuerst als Deputirter seines Vaterlandes vor dem Könige erschien. Der hartnäckige Patriotismus und der kühne Muth, welcher keine Gefahr scheute und vor dem absolutistisch gesinnten Monarchen eine furchtlose Sprache führte, machten den jungen Mann bald zu einem Gegenstande des Hasses von Seiten der Schweden, von Seiten seiner Landsleute aber zum Gegenstande unverhohlener Ehrenbezeigungen. Patkul, getrieben vom Eifer für die gerechte Sache seines Vaterlandes, trat immer mehr als offener Feind der schwedischen Bestrebungen auf und erfuhr alle die Chikanen, welche die Niederträchtigkeit jederzeit Männern von hervorragenden Talenten zu bereiten weiß. In harte Collisionen mit dem schwedischen General-Gouverneur von Riga, dem Grafen Hastfer und dem Oberstlieutenant Magnus von Helmersen, in dessen Regimente Patkul Capitain einer Compagnie war, verwickelt, wurde der Letztere, welcher mit einem sicheren Geleitsbrief des Königs nach Stockholm zu seiner Vertheidigung gegangen war, während seines Processes, von der Ueberzeugung, daß ihm ein schweres Urtheil bevorstehe, bewogen, Stockholm früher zu verlassen und sich nach Kurland in Sicherheit zu begeben. Dieser Schritt der Noth-

wendigkeit veranlaßte seine Richter, das Todesurtheil, dessen bereits erwähnt ist, über ihn auszusprechen, und Patkul, der von seinen Gütern nun nichts mehr sein nannte, verließ Kurland arm und verfehmt, im Herzen den bittersten Haß, den Durst nach Rache gegen Alles, was schwedisch hieß. Sein Name hatte durch diese Händel eine Art Berühmtheit erlangt, und so nahm ihn der edle, heldenmüthige Polenkönig Johannes Sobieski freundlich in Warschau auf und bot ihm Unterstützung. Indeß um nicht mit Schweden in Verwickelung zu kommen, konnte er den dem Schaffot Entronnenen nicht lange bei sich behalten und sendete ihn daher mit einem Briefe an den churbrandenburgischen Feldmarschall von Flemming, damals Statthalter von Berlin, mit welchem er bei Wien gegen die Türken gekämpft. Flemming empfahl ihn dem Staatsminister Herrn von Dankelmann, und dieser gewährte ihm nicht nur ein Asyl in dem ihm zugehörigen Schlosse Prangin bei Lausanne am Leman, sondern auch die großmüthigste Hilfe an Geldmitteln. Die freie Schweiz, in der der Arm des Despotismus und der Ungerechtigkeit seiner schwedischen Feinde machtlos war, sicherte sein verfehmtes Leben vor demselben. Aber einem so kräftigen und nach Rache an seinen Feinden dürstenden Geiste konnte die Unthätigkeit nicht behaglich sein;

Patkul trachtete nach einem Wirkungskreise. Zwei Wege zu seinem Ziele standen ihm offen, der Dienst im russischen Heere und der im polnisch-sächsischen. Was konnte dem eroberungssüchtigen Geist eines Zaars, wie Peter der Große, mehr schmeicheln, als die Aussicht auf die Erwerbung Livlands und dadurch zugleich die Grundlegung der moskowitischen Macht an dem Gestade der Ostsee? Hatten doch die Livländer in ihrer Vorstellung an ihren Unterdrücker, den elften Karl von Schweden, selbst gesagt: „wenn der höchste Gott ihnen hätte anheimstellen wollen, entweder einen schweren Krieg von nächstangrenzenden Feinden (den Moskowitern) oder diese beschwerlichen Zeiten (unter schwedischer Herrschaft) zu ertragen, so wüßten sie aus der Erfahrenheit nicht, ob sie nicht Ersteres vor das Andere zu wählen Ursache hätten."

Aber Rußland verlor in Patkul's Augen bedeutend bei dem Vergleiche gegen die Vortheile, die sich Livland sowohl, als ihm, in Aussicht stellten, wenn der starke August von Sachsen, als polnischer König, Herr des Landes würde. Das Anerbieten seiner Dienste war bei der Umgebung des starken August und bei diesem selbst auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen, die jetzt in seiner Hand befindliche Schrift enthielt das Zu-

geständniß aller seiner gestellten Bedingungen und trug ihm zugleich den Charakter eines Geheimrathes ein.

Mitternacht war vorüber, als Patkul das Schreiben an den Grafen von Hoymb beendigt hatte und sich, um einige Stunden zu ruhen, auf's Lager warf. Aber der Schlummer floh ihn, sein Geist befand sich in zu großer Aufregung, als daß er jetzt hätte sogleich ruhen können. Nach langer Zeit war dieser Tag der erste wieder gewesen, wo ihm das Glück zu lächeln schien, und er hielt den Sonnenstrahl fest, der in die Nacht seines Geschickes fiel. An ihn knüpfte er die phantastischen Hoffnungen an, welche ein so lebhafter, stürmischer Geist, wie der seine, zu gestalten fähig war.

Diese Träumereien von einem künftigen Glücke, von sich erfüllenden ehrsüchtigen Plänen wiegten ihn endlich in einen kurzen Schlummer ein; aber derselbe bot ihm keine Fortsetzung der glänzenden Bilder seiner Hoffnungen, im Gegentheil mischte er einen trübenden Schatten in dieselben. Es dünkte ihm, als befinde er sich wieder in dem Garten der Lewalde'schen Wohnung in dem Kreise der kleinen Gesellschaft, welche die Planetenfrau neugierig umstand. Und der Zettel, der ihm zu Theil wurde, enthielt die nämliche Andeutung seines Geschickes, wie sie ihm an jenem Abend

kund geworden. Eine unerklärliche Beklemmung schnürte seine Brust zusammen; je länger er auf den Zettel sah, desto größer und riesiger schien er zu werden. Er wollte ihn im Zorn, daß er ihm nichts Besseres prophezeite, zerreißen, aber das dünne Papier war ein Stein geworden, aus dem wie colossale lebende Figuren die Buchstaben der Schrift herauswuchsen und bald seine eigene Gestalt überragten, so daß sie ihn erdrücken zu wollen schienen.

In Schweiß gebadet, ermattet von der namenlosen Angst, erwachte er; der Tag begann zu grauen. „Welch ein furchtbarer, ängstigender Traum!" rief er — „sollte diese Spielerei mehr sein, als sie scheint? sollte sie eine Wahrheit werden? es ist nicht möglich! Menschen haben dies Glücksspiel erfunden, die Gewinnsucht baute auf den Aberglauben, auf die Thorheit der Mitmenschen — Menschen haben keinen Blick in die Geheimnisse des Geschicks — weg mit der Furcht, ich bin ein Mann — ich verachte sie!"

Der starke, feste Wille, der seine Handlungen und Entschlüsse jederzeit geleitet, der ihm innewohnende Muth, der ihn mitten unter Feinden nicht verlassen hatte, siegte über die Bangigkeit, welche der Traum in seine Seele geworfen; eine Viertelstunde später lachte er über seine eigene Schwäche und wunderte sich,

daß er sich nur auf die Dauer einer Minute dem Einflusse eines Traumes hatte hingeben können. Er weckte seinen Diener, der das Schreiben an den Grafen von Hoymb nach Lausanne besorgen sollte.

Alles schlief noch im Schlosse, draußen lagerte eine heilige Stille auf der noch im tiefsten Dämmergrau ruhenden Gegend. Patkul sog den frischen Luftstrom am offenen Fenster ein, aber die Abspannung, die sich seiner bemächtigt hatte, war zu groß, er fühlte das Bedürfniß der Ruhe und überließ sich, von Neuem das Lager suchend, einem ruhigen, stärkenden Schlummer, der ihn mehrere Stunden lang gefesselt hielt, so daß, als er erwachte, der herrlichste Morgen die reizende Gegend schon lange mit seinem funkelnden Sonnengolde übergossen hatte.

Dieser reizende Morgen sah Anna von Brocksdorf in dem wohlgepflegten Schloßgarten promeniren. Brigitte und deren Mutter schliefen noch fest, sie hatte sich unbemerkt aus dem Gemache entfernt. Der Jubel der gefiederten Sänger, die munter in den reichbelaubten Aesten und Zweigen ihr kosendes Spiel trieben, begrüßte sie. Am Ende des Gartens erhob sich eine Terrasse, von welcher man die überraschendste Aussicht auf den See und dessen Ufer genoß. Das Plateau derselben war von einem Rondell verschiedener Gebüsch-

arten umgeben, welche Lauben bildeten. Einen schöneren Punkt konnte man sich nicht denken. In den heißesten Sonnenstrahlen bot hier labender Schatten Demjenigen, der im Anschauen der Naturpracht verweilen wollte, einen bequemen Ruheort; das Bild, das sich dem Beschauer von hier aus darstellte, war ein eben so reich belebtes, als schönes. Auf dem See blähten sich vom frühesten Morgen an die Segel der Marktschiffe, welche, nach und von Lausanne steuernd, wie Schwäne stolz auf dem blendenden Wasserspiegel vorüber schwammen, und auf der unweit des Schlosses vorbeiführenden Straße zogen die Landleute der nahen Dörfer und Meiereien mit Wagen und Pferden demselben Ziele zu oder nach Hause. Nachdem Anna lange an der Brustwehr der Terrasse gestanden und sich an dem köstlichen Bilde ergötzt hatte, schritt sie nach einer der Lauben hin, um im Schatten zu ruhen. Sie erstaunte nicht wenig, als sie auf einer von Gebüsch geschützten Bank Asmund sitzen sah, der, die Arme über die Brust verschränkt, das Gesicht auf dieselbe gebeugt, unbeweglich und in tiefen Gedanken versunken, ihr Nahen nicht bemerkte. Einige Augenblicke stand sie still bei seinem unvermutheten Anblick, dann aber nannte sie ihn beim Namen.

Der junge Mann sah auf, Bestürzung malte sich

anfänglich in seinen Zügen, dann aber ging dieser Ausdruck der unerwartetsten Ueberraschung in den der größten Freude über.

„Fräulein Anna! Sie sind es wirklich?“ rief er — „und ich bemerkte Ihr Kommen nicht! Vergeben Sie mir.“

„Haben Sie denn gar so großen Kummer, Herr von Lewalde, daß Sie zu so tiefem Nachdenken gezwungen sind?“ fragte Anna.

„Auch der tiefste Kummer würde bei Ihrem Anblick verscheucht werden,“ antwortete Asmund. „Vergönnen Sie mir, in Ihrer Nähe den schönen Morgen zu genießen.“

„Was will ich machen?“ entgegnete Anna scherzend, „ich muß wol Ja sagen.“

Sie nahm Platz auf der Bank, Asmund wollte vor ihr stehen bleiben, sie nöthigte ihn aber, sich neben sie zu setzen. „Ich bin heute so heiter, daß ich unmöglich dulden kann, Jemand mit einem Kummer beladen in meiner Nähe zu wissen,“ hob sie nach einer Pause an. „Sie werden daher beichten, Herr von Lewalde, ob Sie wirklich ein so großes Recht haben, kummervoll zu sein.“

„Nein, lassen Sie mich davon schweigen, Fräulein Anna, — es giebt Dinge, welche Geheimnisse des

Herzens sind und sich wol fühlen, aber nur schwer aussprechen lassen."

„O, das klingt ja sehr gefährlich, mein Herr — Geheimnisse des Herzens? Aber ich errathe, wovon Sie sprechen. Sie haben Ihr Herz verloren und wollen den Verlust vor Jedermann zum Geheimniß machen — ist's nicht so? Warum werden Sie denn so roth? Sehen Sie mich doch an! — Sie zögern? nun denn, Herr Asmund von Lewalde, Schweigen ist auch eine Sprache, in Ihrem Falle eine Bejahung sogar, und so sage ich Ihnen denn, daß Sie kein Geheimniß vor mir haben dürfen, weil — ich Sie durchschaut habe. O, trauen Sie nur den Augen junger Mädchen nicht," fügte sie lachend hinzu, „die stehlen sich in's gepanzertste Herz hinein und lesen Alles darin bis auf den kleinsten Buchstaben."

„Anna!" rief Asmund, „Sie haben in meinem Herzen gelesen und verwerfen das nicht, was mit Flammenschrift darin geschrieben steht?"

„Bewahre — wie könnte ich denn so grausam sein!" entgegnete Fräulein von Brocksdorf lächelnd. „Aber Sie sollten recht schwere Strafe dafür leiden, daß Sie so wenig Vertrauen und so viel Schweigen in sich haben. Gleich bekennen Sie mir Alles."

„Sie selbst fordern mich dazu auf, Sie, Anna?

Ach, wie soll ich Ihnen in einem Worte sagen, was ich fühle!"

„Gut, ich werde Ihnen beistehen. Dies eine Wort, der Name Ihres Geheimnisses ist — Liebe. Sie lieben — habe ich nicht Recht?"

„Ja, ich liebe — so heiß und innig, mit allen Kräften des Herzens, daß mich der Gedanke durchschauert, diese Liebe könne unerwiedert bleiben, weil ich, nicht mit Glücksgütern gesegnet, nur eben mein übervolles Herz, nichts Anderes der Geliebten bieten kann."

„Kennen Sie nicht den schönen Spruch des orientalischen Weisen: „„Der Fürstin Korallenlippen sind des ärmsten Arabers Preis."" Warum denn da muthlos? Nein, nein, haben Sie nur Muth. Ist es nicht ein wahres Glück, daß ich jetzt gerade hierher zu Ihnen gekommen bin? Wahrhaftig, ich muß Ihr Trostengel werden. Sie haben da ein Kapitel auf's Tapet gebracht, das ganz in den Damen-Ressort gehört und dessen ich mich kraft meines Geschlechtes auch ganz und gar bemächtigen werde. Definiren Sie mir aber erst, was verstehen Sie unter Liebe?"

„Sie wollen es, Anna — ich gehorche," sagte Asmund. „Auge und Ohr sind Boten der Liebe und tragen Bild und Ton in die Seele, damit sie fruchtbar

werde und Blüthen treibe, wie der Frühling, dem der goldene Sonnenschein das „Erwachen" zuruft. Der Liebe Blüthen aber sind die wonneseligen Träume, die wie holde Genien den Glücklichen umgaukeln, der ein Herz gefunden zu dem seinen, und dem sich in wunderbaren Harmonieen die Himmel erschlossen, von denen er früher keine Ahnung gehabt. Zwei in Eins ist die glückliche Liebe, die das Herz voll und alles Leid vergessen macht. Solche Liebe ist das Hohelied der Menschheit und die Vorfeier der Seligkeit. In wessen Brust sie lebt, der ist ein Auserwählter, und seine Tage sind heilig, weil sie den Festtagen gleichen, die nur einmal im Jahre kommen. Die Liebe hat aber auch ihren Sommer, ihren Herbst, ihren Winter. Der glücklichen Träume Erfüllung, der Blüthen Uebergang zur Fülle der Frucht ist der Liebe Sommer, ein reicher Kranz voll heimischer Freuden. Der Liebe Herbst ist ihr Schwanenlied, ein sanfter Accord der süßen Stimmen aus Engelsmund, der ihr das Geleite giebt in das Reich der Wahrheit aus dem Lande des Traumes. Schön war der Traum ihres Daseins, noch im Sterben schön sein letzter Farbenduft, sein letzter Klang, mit dem er die scheidende Liebe schmückt. Der Liebe Winter aber ist das verwaiste Herz, dem alle Freuden gestorben sind, dem keine Blüthe mehr lächelt und das sich

unter das weiße Leichentuch sehnt, welches sein Theuerstes deckt. Und wenn der Frühling wiederkommt und über die erwachende Erde seine Lust streut, dann blühen auch zwei Lilien aus einem Grabe, ihre schlanken duftigen Kelche empor zum Himmel hebend, die über Alles ihr Purpurgold ausströmt. Die beiden schneeweißen Lilien sind aus den zwei Herzen aufgeblüht, die drunten ruhen in Lieb' und Frieden, wie im Leben."

Asmund schwieg, sein Blick hing fest an ihrem schönen Antlitz, ein tiefes Roth überglitt seine Wangen.

Anna hatte schweigend zugehört, die Augen auf die schöne Gegend gerichtet.

„Sie haben mir ein recht hübsches Mährchen erzählt, Herr von Lewalde," sagte sie dann lächelnd.

„Ein Mährchen?" rief er erschrocken.

„Ich werde Sie gelegentlich als einen Dichter empfehlen, dem es an überschwänglichen Farben und Bildern nicht mangelt."

„Anna! — o mein Gott! könnten Sie wirklich für ein Mährchen halten, was aus meinem Herzen kommt? — Anna! — blicken Sie mich an, ich bitte — lächeln Sie nicht über das Bild, das ich Ihnen von der Liebe zweier Seelen entworfen, die, mitsammen für ewig verbunden, dies irdische Leben durchwallen. Voll so heiliger Inbrunst denke ich mir das Glück der

Liebe — mit dieser Empfindung liebe auch ich Sie, Anna!"

„Mich?" rief Fräulein von Brocksdorf überrascht — „ah! und ich merkte nicht, daß mir diese phantastische Schilderung galt? Mich lieben Sie also? O mein guter Asmund, in welche Verlegenheit bringen Sie mich da! Ich habe noch gar nichts von solcher Liebe empfunden. Es klingt zu romanhaft, in einem Buche würde es besser angebracht sein, glaube ich. Wer wird sich denn auch so ganz und gar selbst verlieren! — das wäre ja lächerlich."

Asmund schwieg erschrocken; er würde unfähig gewesen sein, jetzt einen Ausdruck für die Enttäuschung zu finden, die ihm so unerwartet zu Theil wurde. Anna, dieses reizende Wesen, konnte eine Empfindung als lächerlich erklären, die im Menschenherzen als heiligstes Kleinod prangt! Welch' einen trübenden Schatten warf diese Gefühllosigkeit auf den Glanz ihrer schönen Erscheinung!

„Vergessen Sie, daß wir uns diesen Morgen sprachen," sagte er nach einer Pause, „es wird der einzige Ausweg sein, der Sie aus der unangenehmen Situation befreit, in welche meine Voreiligkeit Sie gebracht hat."

Mit diesen Worten ergriff er ihre Hand, küßte

sie, heftete einen langen schmerzlichen Blick auf ihr schönes Antlitz und entfernte sich mit einer tiefen Verbeugung, rasch das Plateau der Terrasse verlassend.

„Er ist ein Phantast, ein gutmüthiger Schwärmer," sagte sie, ihm nachschauend, zu sich selber — „ein Glück für mich, daß er noch vernünftig genug ist, um mich in keine größere Verlegenheit stürzen zu wollen."

Diese Scene blieb gänzlich eindruckslos auf Anna. Obwohl ihre Phantasie mit dem reichsten Schwunge beglückt worden war, so fühlte sie doch nicht jene sanfteren Regungen, welche allein den Blüthen der Einbildungskraft den zarten Farbenduft eines schwärmerischen oder innigen Gefühls zu geben vermögen. Der Stolz, jetzt nur erst aufkeimend in ihrem Herzen, hatte die innigeren Empfindungen bereits zu sehr überwuchert, als daß diese zu irgend einem Lebensausdrucke die Fähigkeit gehabt hätten. Deshalb liebte sie auch nur die Bilder ihrer Phantasie, welche dieser vorherrschenden Neigung schmeichelten, und gab sich ihnen mit großem Vergnügen hin.

Kurz vor der Rückkehr seiner Freunde nach dem Wohnorte der Frau von Lewalde fand Patkul Gelegenheit, Fräulein von Brocksdorf auf einige Minuten allein zu sprechen. Er sagte ihr, daß ihr Schicksal in ihrer Hand läge, indem Graf von Hoymb, einer der reich-

sten Cavaliere des sächsischen Hofes, ihm den Auftrag gegeben, seinen Wunsch nach einer Vermählung mit ihr gegen sie auszusprechen. „Was soll ich ihm antworten?“ fragte Patkul.

„Was glauben Sie wol, was ich darüber denke? Sie sind ja ein Gedankenspäher,“ entgegnete sie.

„Fräulein von Brocksdorf wird nie eine glänzende Zukunft von der Hand weisen,“ erwiderte Jener mit Ueberzeugung. „Erlauben Sie, daß ich im Voraus der Gräfin von Hoymb Glück wünsche.“

„Der Graf hat mich eben nicht sehr von sich eingenommen,“ sagte sie wie nachdenkend, „er ist ohne Vorzüge.“

„Abgerechnet seinen Rang, seinen Reichthum, haben Sie Recht; diese beiden Vorzüge überwiegen aber alles Andere. Ich werde ihm bejahend antworten.“

„Hätte ich doch nicht geglaubt, daß Sie meine Fürsehung werden sollten,“ lächelte Anna. „Aber ich kann Ihnen nicht Unrecht geben.“ Und mit unnachahmlicher Grazie sich tief vor ihm verbeugend, fügte sie scherzend hinzu: „So lege ich denn mein Geschick in Ihre Hand; karten Sie es so, daß ich die Partie gewinne.“

Obgleich jede Sympathie zwischen ihr und dem Grafen mangelte, und derselbe außer seinem Rang, seinem

Reichthum nichts besaß, was einen Reiz in ihren Augen hatte, beschäftigte diese Aussicht für ihre Zukunft doch so ausschließlich und wohlbehaglich ihre Phantasie, daß sie auf der Rückfahrt von Schloß Prangin sich auffallend zerstreut zeigte. Asmund's Auge ruhte zuweilen verstohlen auf ihrem schönen Antlitze. Aus diesem Nachdenken Anna's glaubte er Hoffnung schöpfen zu dürfen, daß das Bild, welches er ihr von der treuen Liebe zweier gleichgesinnter Seelen entworfen, sie beschäftige. Diese Täuschung erheiterte ihn.

Wir führen den Leser an den churfürstlich sächsischen Frauenhof zu Torgau, welcher gleichsam die Schattenseite des Dresdener churfürstlich-königlichen Hoflagers zu nennen war, denn er trug das Gepräge stillen weiblichen Waltens und großer Religiosität, während der letztere den Glanz orientalischer Hofhaltungen mit der pomphaften Vergnügungssucht und der einschmeichelndsten Galanterie des französischen Königshauses vereinte.

Zwei Jahre waren seit des starken August's Krönung zum Könige von Polen vergangen, und den Schimmer, welcher sein Haupt umgab, hatte das Resultat jener so bitteren Erfahrungen und Enttäuschungen

noch nicht getrübt, die die Folgezeit ihm aufgespart hatte. Die Krone Polens war ein Glücksgut, welches seinem Besitzer die großen Opfer nicht vergessen machen konnte, für welche er es errungen; nur August's Charakter vermochte allein eine Lust daran zu finden, indem er sich in den Strudel von Festlichkeiten versenkte, die ihm von dem Glanze des Königthums unzertrennlich schienen und als deren Mittelpunkt er sich betrachtete. Sein lebenslustiges Naturell ließ ihn leicht die Art und Weise vergessen, auf welche diese Krone auf sein Haupt gekommen, und eben so sehr hatten es die Polen nothwendig, dieser Erinnerung sich zu entschlagen, denn sie war nicht besonders ehrenvoll für ihren Nationalstolz. Sie selbst hatten ihre Königskrone im Versteigerungswege veräußert, und August war der Glückliche gewesen, dem sie zugefallen. Seine Unternehmung auf Livland, mit dessen Eroberung er die Polen gar freudig zu überraschen und sich ein rechtes Ansehen bei ihnen zu erwerben gedachte, gewährte schon jetzt, obwol noch erst im Angriffe, dasselbe Resultat, welches sein früherer Feldzug im kaiserlichen Interesse gegen die in Ungarn vordringenden Türken gehabt hatte.

Während er dem trügerischen Phantome der Ehrsucht und fürstlichen Hoffart nachjagte und nebenbei ein ungebundenes, seiner Neigung zum Vergnügen zusa-

gendes Leben in Polen führte, geschmeichelt von den feilen Magnaten dieses Königreiches, war seine Gemahlin, die edle Eberhardine, daheim in tiefe Trauer versunken. Für diese hohe Frau konnte es keinen größeren Schmerz geben, als den Gedanken auf sich lasten zu fühlen, daß die Glaubensänderung ihres Gemahls zwischen ihr und ihm eine unausfüllbare Kluft geworfen habe. Oft zeigten sich die großen schönen Augen dieser echt protestantischen Fürstin, der das sächsische Volk den Beinamen „die Säule des Glaubens" um ihres Eifers hinsichtlich der reinen Lutherlehre willen beigelegt hatte, roth vom Weinen, und nur der Umstand, daß der Himmel sie mit einem Knäblein gesegnet und ihr die Freuden der Mutter geschenkt hatte, war für ihr schmerzerfülltes Herz ein wahrhafter Trost.

Sie hatte Torgau zum Wohnsitz erkoren, da die Residenz Dresden für sie ein Ort tiefster Betrübniß geworden, indem sie sich zu schwer verletzt fühlte von dem ihrem ganzen Wesen so widerstrebenden Gebahren ihres Gemahls und seines „Hofgesindes". Eine fast klösterliche Ruhe herrschte in dem Torgauer Schlosse, da gab es nicht Lärm und Gebraus, kein festlich Treiben und lautes schallendes Gelächter. Statt der ge-

putzten Hofherren, wie sie in Dresden, von betreßten Lakaien geführt, Trepp auf, Trepp ab hüpften, sah man nur arme Nothleidende, die auf „die gute gnädige Frau Churfürstin" warteten, welche ihnen nach Möglichkeit ein milder Hilfsengel war und, wo ihre Kräfte hinsichtlich klingender Unterstützung nicht ausreichten, wenigstens einen guten Rath oder sonstigen Beistand für sie hatte. Wie funkelten da die Blicke voll Freude, wenn sie, die Trostspenderin, zwischen diesem freilich nicht glänzenden Hofstaate hindurchschritt und die Armen alle freundlich grüßte, und hinter ihr ihr Kammerfräulein, die sanfte Brigitte von Lewalde, deren Antlitz, blaß und schwermüthig, ein großes Herzeleid andeutete, aus der Sammettasche Jedem eine Gabe reichte oder einen Zettel, auf den sie Brod oder Holz geliefert bekamen! Solcher festlichen Umgänge gab es fast täglich, denn das Herz der milden fürstlichen Frau wurde nicht müde des Gebens. Nur wenige Diener bildeten ihre Umgebung, dafür fand sie reichlichen Ersatz in dem Umgange mit ihrem würdigen Oberhofprediger Buck und ihrem Leibarzte, Doktor Kießling. Diese beiden gelehrten und rechtschaffenen Männer hatten ihre ganze Gunst gewonnen, und wenn sie in das Herz des Einen all' ihren Kummer ausschüttete, den sie über den Religionswechsel, die Untreue und das

Treiben ihres Gemahls als Gattin empfand, so betrachtete sie den Andern mit Blicken des innigsten Dankes, denn er wachte ja sorglich über die Gesundheit ihres nun dreijährigen Sohnes, an dem all' ihre Zärtlichkeit und Hoffnung auf die Zukunft hing, und welcher das einzige Band war, das sie noch mit ihrem Gemahle vereinte.

An einem der schönen Herbstnachmittage des Jahres 1699 saß sie mit ihrer Schwiegermutter, der verwittweten Churfürstin Anna Sophie, zusammen in ihrem Wohnzimmer, dessen Fenster die Aussicht auf den Elbstrom hatten. Brigitte von Lewalde, welche seit ungefähr einem halben Jahre an Eberhardinens Hofe in der schon erwähnten Eigenschaft eines Kammerfräuleins lebte und durch ihr sanftes kindliches Wesen ihre ganze Gunst gewonnen hatte und ihres Vertrauens sich rühmen konnte, bekleidete zugleich die Stelle einer Vorleserin bei ihr. Für lebenslustige und dem rauschenden Welttreiben huldigende Personen wäre dies Amt jedenfalls ein wenig ergötzliches gewesen; denn die Bücher, welche die Churfürstin liebte, enthielten nichts, was dem Sinne für weltlichen Tand schmeicheln konnte; Luther's Schriften und die des frommen sanften Melanchthon, der gern die Hemmnisse und Steine des Anstoßes und Aergers zwischen den Lutheranern und Calvinisten hin-

weggeräumt und die bigotten Gemüther durch Milde und Nachgiebigkeit in seinen Schriften zu versöhnen gesucht hätte, dann Arnd's „wahres Christenthum", die Bibel und andere religiöse Werke waren es, aus welchen Eberhardine sich gern vorlesen ließ.

Fräulein von Lewalde, obwohl sanften Gemüthes und voll kindlicher Ergebung, würde noch vor zwei Jahren, wo sie an dem reizenden Gestade des Leman im Genusse der seligsten aller Wonnen für ein weibliches Herz, in dem Liebesglücke, ihren Himmel fand, sich nicht zu diesem Amte tauglich gefühlt haben; der frische fröhliche Jugendhauch, der damals ihr Wesen mit dem Nimbus ungetrübter Heiterkeit umgab, würde vor solchem Ernste, der die Freuden des jugendlichen Herzens am Leben so ziemlich ausschloß, erschrocken sein; aber ein böser, ihr junges Glück zerstörender Frostreif hatte eine große Umwandlung bei ihr bewirkt; Brigitte war eine Andere geworden. Die Rosen ihrer schönen Jugendblüthe waren dem Blaß einer zuweilen stark vortretenden Schwermuth gewichen, still und geräuschlos, mit verdüstertem Sinn, lebte sie in der Nähe ihrer Herrin, der auch harte Prüfung gekommen, und so ging deren Neigung zu religiösen Anschauungen leicht auf sie über, so daß sie sich wohl dabei fühlte, denn die Religion, der innige Glaube bot ihr

den Trost, den sie nirgend anders hätte finden können, und in dem Beispiele ihrer Herrin erkannte sie, wie Ergebenheit und Demuth doch die einzig rechten Grundpfeiler für das mit schwerer Prüfung heimgesuchte Herz sind.

Auf einem Tabouret zu den Füßen Eberhardinens saß sie an diesem Nachmittage und las zum Beschluß ein Capitel aus Jesaia, worin es (10. Cap. 11. V.) heißt:

„Sollte ich nicht Jerusalem und ihren Götzen thun, wie ich Samaria und ihren Götzen gethan habe?“

„Wenn aber der Herr alle seine Werke ausgerichtet auf dem Berge Zion und zu Jerusalem, will ich heimsuchen die Frucht des hochmüthigen Königs zu Assyrien und die Pracht seiner hoffärtigen Augen.“

Ein schwerer Seufzer entrang sich Eberhardinens Lippen, ihr frommes Gemüth hatte durch die kräftigen Bilder des Segens sowohl als des Fluches, durch welche die Bibel, dies Sammelbuch orientalisch-religiöser Geistesblüthen, sich so wunderbar auszeichnet, einen Reiz oder Aufschwung gewonnen, der ohne sonderliche Anstrengung diese Bilder als geschehende Ereignisse ihrer Phantasie so deutlich vorschweben ließ, daß sie

dieselben zu erleben vermeinte. Konnte sie sonach unter dem von dem Herrn heimzusuchenden Könige der Assyrer und der Pracht seiner hoffärtigen Augen sich jemand Anderen denken, als ihren Gemahl? und dieser Gedanke machte ihr Herz so schwer, denn obwohl sie getrennt von ihm lebte, so liebte sie ihn dennoch und trauerte um ihn.

„Ach ja," sagte sie wie vor sich hin, „der Herr redet nicht umsonst und hat seiner Propheten Mund nicht vergeblich aufgethan. Das wird Alles erfüllet werden in den Tagen unserer Zeitlichkeit, die da vor dem Auge des Ewigen nicht die kleine Spanne Raum einer Minute bedeuten."

„Meine Tochter," sprach die Churfürstin-Wittwe tröstend, „wir dürfen auch nicht die Gnade des Herrn übersehen, der den Raben befahl, den Elias zu speisen, und der Wittwe Oelkrüglein unversiegbar machte. Gottes Gnade kann Alles ändern und lenken, wie wir es nicht vermuthen in unserm schwachen Sinne; des Menschen Denken und Wollen ist eitel Wachs in seiner starken Hand."

„Des Königs von Assyrien Herz ist ein sehr verhärtet Wachs," antwortete Eberhardine leise, „als fürchte sie sich, dieser Ueberzeugung vor sich selber

Worte zu geben. Nach einer Weile sagte sie zu Brigitten: „Lese Sie weiter, Kind.“

Brigitte las das Capitel vollends zu Ende. Eberhardine blickte dann auf die Uhr, an der noch eine Minute zu Vier fehlte. Das war die Stunde, wo sie für gewöhnlich Besuche anzunehmen pflegte; jedoch nie endigte sie die vorhergehende der Erbauung, ohne eins der frommen Lieder zu singen, welche damals in den protestantischen Kirchen gebräuchlich waren. Auch diesmal beobachtete sie diese Gewohnheit und setzte sich an das Clavier. Obwohl sie nicht besonders dies Instrument spielte, so verstand sie doch so viel davon, daß sie die einfachen Lieder begleiten und sich selber die Tonart derselben angeben konnte. Ihr von dem Inhalt des jesaia'schen Capitels schmerzlich berührtes Herz fühlte die Nothwendigkeit eines großen Trostes, und so hob sie denn das alte, treu in aller Noth und Fährlichkeit bewährte Kirchenlied: „O, bleib bei uns, Herr Jesu Christ“ zu singen an; die Churfürstin-Wittwe und Brigitte stimmten ein, denn Eberhardine würde es nur ungern gesehen haben, wenn ihr Kammerfräulein nicht mitgesungen hätte, da in der Anbetung Gottes und überhaupt in religiösen Dingen die hohe Frau keinen Ranguntersch ied kannte. Immer fester und kräftiger ward Eberhardinens Stimme, beim letz-

ten Verse des Liedes schien alles Zagen und Bangen von ihr genommen, und wahrhaft siegreich ertönte der Sang aus ihrem Munde, ihr edles reines Antlitz zeigte den Anflug einer milden Heiterkeit und harmonirte vollkommen mit dem Ausdrucke der hohen sittlichen Würde, welcher ihre sonst so ernsten Züge verklärte. Eberhardine war eine schöne Frau, und als sie sich nun erhob, die große edle Gestalt, aufgerichtet von dem Trostlied, das gleich erquickendem Thau ihr kummervolles Herz gestärkt hatte, sah sie einer Heiligen gleich, so mild und doch so erhaben in dem Bewußtsein auf höhere Hilfe und in der Kraft der hohen weiblichen Würde, die sie sorgsam vor jeder unheiligen Berührung sich zu bewahren wußte.

Der Diener meldete die Gemahlin des sächsischen Geheimraths und Oberforstmeisters von Einsiedel.

„Ist sie wieder von Berlin zurück?“ rief die Churfürstin-Wittwe. „Sie wird uns viel erzählen können, und wir werden etwas Wahres erfahren über unsere philosophische Frau Schwester zu Lützelburg*).“

„Sie kann bleiben, mein Kind,“ sagte Eberhardine zu Brigitten, „die Einsiedeln wird uns Dinge

*) Lützelburg, der frühere Name von Charlottenburg bei Berlin.

erzählen, von denen auch Sie profitiren kann. Setze Sie sich dort an den Stickrahmen und arbeite Sie."

Frau von Einsiedel trat in das Gemach. Der freundliche Blick, mit dem die Churfürstin-Wittwe sie begrüßte, deutete auf frühere schon gegen dieselbe bewiesene Huld, und in der That konnte sich auch Frau von Einsiedel derselben als ihre Landsmännin rühmen. Als sie noch als Fräulein im Hause ihres Vaters, des dänischen Gesandten zu Dresden, Cag von Rumohr, lebte, genoß sie bereits die Gunst der fürstlichen Frau in hohem Grade, und diese Zuneigung hatte keine Unterbrechung erlitten, als sie die Gemahlin des Geheimraths geworden war, besonders da Frau von Einsiedel nicht zu jenen Damen des Hofes sich hielt, deren Moral in etwas üblem Rufe stand. Es war daher nur natürlich, daß auch die Churfürstin Eberhardine Wohlwollen gegen Frau von Einsiedel bezeigte.

„Nun, meine gute Anna, meiner Frau Schwiegertochter Gnaden und ich sind sehr neugierig auf das, was Ihr uns von Euern Beobachtungen am Berliner Hofe und über das lustige Leben zu Lützelburg zu erzählen habt," sagte die Churfürstin-Wittwe, nachdem die formellen Begrüßungen vorüber waren und Frau von Einsiedel die Erlaubniß empfangen hatte, sich eines

Tabourets bedienen zu dürfen, auf welchem sie den beiden hohen Frauen gegenüber Platz nahm.

„Ewr. churfürstlichen Gnaden mag ich wol gestehen, daß ich in Berlin mich nicht besonders wohl gefühlt habe; vielleicht mag es daher kommen, daß ich in den zehn Jahren meiner Ehe dem geräuschvollen Leben am Hofe entwöhnt worden bin und die schöne Einsamkeit des Besitzthumes meines Gemahls auf Seidenberg liebgewinnen lernte," sprach Frau von Einsiedel. „Es ist ein eigen Ding um die Perfection, in solchem Strudel zu leben, und ist man aus der Gewohnheit einmal heraus, so wird's schwer, sich wieder daran zu gewöhnen."

„Diese Vorausschickung, meine gute Einsiedelin, läßt auf kein sonderlich Lobgedicht auf des churbrandenburgischen Hofes Zustände schließen," sagte Eberhardine.

„Meine Ansicht ist zu wenig maßgebend, als daß ich sie für unzweifelhaft ausgeben möchte," erwiderte die Vorige, sich verneigend, „und ich kann nur berichten, wie mir die Dinge daselbst erschienen. Es ist ein eitel prunkhaftes Treiben am churbrandenburgischen Hofe, und sollte man kaum vermeinen, daß der etwas verwachsene durchlauchtige Churfürst solche Passion habe, da er sich doch nicht besonders unter sothaner Pracht

ausnimmt. Jetzt vorzüglich wird des Glanzes tagtäglich mehr, da seine Erhebung zum König in nächster Aussicht steht. Es mag nicht jeder Dame Sache sein, sich wohl zu fühlen am Berliner Hofe, wo eines cleveschen Weinschenken Tochter die Hauptrolle spielt und als Frau Gräfin Kolbe-Wartenberg Alles dominirt, weshalb auch ich nicht der Ehre ihrer Bekanntschaft nachgetrachtet habe. Was ich so von wahrhaften Leuten über die Lebensweise Sr. Durchlaucht des Churfürsten erfahren, ist nur wenig und Zeugniß, wie streng Alles auf Prunk und Ceremoniell gerichtet ist am Berliner Hofe. Schon am Morgen halten Se. churfürstliche Durchlaucht bei solennem Lever eine lange Conversation mit den Hofschargen, wobei Kaffee auf einer von Kammerlakaien getragenen silbernen Tafel allen Anwesenden präsentirt wird. Zwei Tassen muß Jeder trinken, will er sich nicht einem Verweise aussetzen. Des Mittags geben 24 Trompeter und eine eben so große Zahl Pauker, auf den beiden sich gegenüberliegenden Balconen des Schlosses aufgestellt, das Zeichen zur Tafel, und unter strengstem Ceremoniell wird das Diner eingenommen. Nach kurzem Schlummer fahren Se. churfürstliche Durchlaucht entweder auf die Reiherjagd oder erlustiren sich mit Fischfang; Abends jedoch

begeben sich Allerhöchstdieselben in die Tabagie*), wo Taback geraucht und Bier getrunken wird. Souper findet nur in seltenen Fällen statt. Der letzte Befehl Sr. Durchlaucht vor dem Schlafengehen besteht in der Anordnung des Kleides, welches Höchstdieselben für den kommenden Tag anzulegen wünschen, indem eine außerordentlich reiche Garderobe die größte Auswahl gestattet und in der That, wie man mir versichert hat, es große Schwierigkeit haben dürfte, ohne den bestimmenden churfürstlichen Befehl die rechte Wahl zu treffen."

„Wie saget doch Jesus Sirach von den Hoffärtigen so treffend: Was erhebet sich die arme Erde und Asche? ist er doch ein eitel schändlicher Koth, weil er noch lebet; und wenn der Arzt schon lange daran flicket, so gehet es doch endlich also: Heute König, morgen todt; und wenn der Mensch todt ist, so fressen ihn die Schlangen und Würmer," sprach Eberhardine.

„Taback raucht Se. churfürstliche Durchlaucht? es ist dies eine sehr üble Gewohnheit — pfui!" sagte die Churfürstin-Wittwe mit sichtbarer Aversion. „Ich glaube es nun, daß sich Höchstdesselben durchlauchtige Gemahlin sehr übel bei derlei widerwärtigen und ekel-

*) Ein besonderes im Schlosse eingerichtetes Gemach.

haften Gewohnheiten befinden und dies wol einen Grund gegeben haben mag, daß sie ihren Hofstaat nach Lützelburg verlegt, um sich nicht solchen Unannehmlichkeiten auszusetzen."

„Gnädigste Frau, wie ich von mehrern Damen ihrer Nähe erfahren, ist es lediglich der große Contrast zwischen ihren und ihres durchlauchtigen Gemahls Neigungen, welcher diese doppelte Hofhaltung herbeiführte," entgegnete die Einsiedel. „Auch ich vermeinte anfänglich, daß andere Gründe vorliegen müßten, indeß man behauptete, der Churfürst selber fühle sich dadurch erleichtert, da seine durchlauchtige Gemahlin es in der Mode gehabt, seine Ceremoniellsucht zuweilen lächerlich zu machen, obschon sie sogar so gefällig gewesen sein soll, ihm in der Tabagie mit brennendem Spahn die Pfeife anzuzünden. Wahrheit ist es, daß, trotz der Absonderung zwischen beiden Durchlauchten, ein freundliches Verhältniß fortdauert, die Frau Churfürstin nach wie vor ihren erlauchten Gemahl ihren „Aesop" nennt und derselbe sie zuweilen in Lützelburg besucht. Ich hatte die Ehre der Vorstellung durch Fräulein von Pöllnitz, eine Person, welche bei der durchlauchtigen Frau in bestem Credit steht."

„Wie? Ihr habt die Ehre gehabt, Frau Charlotten vorgestellt zu werden?" rief die Churfürstin-Wittwe

lebhaft, „o erzählt uns das, gute Einsiedel, in unsrer Einsamkeit ist dergleichen etwas Interessantes.“

„Wenn Ew. Durchlaucht befehlen, so will ich nach besten Kräften meine Beobachtungen schildern,“ entgegnete die Einsiedel mit einer Verbeugung. „Als die Pöllnitz mich vorzustellen im Begriffe war, befand sich Herr von Leibnitz, ein sehr berühmter Gelehrter, bei der durchlauchtigen Frau und las Höchstderselben aus einem französischen Werke laut vor. Ich machte die Pöllnitz darauf aufmerksam, ob es nicht unpassend sein würde, jetzt zu stören, erhielt aber die Antwort, daß das durchaus keine Störung sein werde. So trat ich also, von der Pöllnitz geführt, in der Frau Churfürstin Gemach ein, und wurde mir am Eingange ein Tabouret zum Niedersitzen angewiesen. Herr von Leibnitz las ohne Störung fort; mir blieb daher Zeit, die Einrichtung in Augenschein zu nehmen, die durchlauchtige Frau aber gewann Muße, mich zu betrachten; ich merkte wenigstens, daß sie zuweilen scharfe, durchdringende Blicke anf mich richtete. Sie saß mit Herrn von Leibnitz an einem Tische in Mitte des Zimmers, auf dessen ringsumlaufendem Simse Gruppen von Marmorstatuen aus der griechischen Götterlehre zu sehen waren. Das Zimmer glich weniger einem Wohngemache als einem kleinen Gewächssaale; Terrassen von Blumen und

Pflanzen aller Art reihten sich an den Wänden hin, in deren Ecken aber waren Lauben gezogen, unter denen weiche Polstersitze zur Ruhe einluden, und es hätte nichts gefehlt als ein Springbrunnen in Mitte des Raumes, um die Täuschung eines Gartens zu vollenden. Plötzlich legte die durchlauchtige Frau die Hand auf das vor Herrn von Leibnitz liegende Buch, der sogleich zu lesen aufhörte, und gab mir ein Zeichen, mich ihr zu nähern."

„Nun?" fragte die Churfürstin-Wittwe gespannt, „wie habt Ihr diese Durchlaucht gefunden?"

„Sie ist, obwohl nicht sehr groß und stark von Körper, doch eine schöne Dame von zartem, sehr weißem Teint, lebhaften Augen und kohlschwarzem glänzendem Haar. Ihre Schönheit wird mehr von innen herausgehoben, denn ihr Blick ist wie ein Sonnenleuchten, das eine hübsche Landschaft überglänzt. Nachdem sie mit mir über die auch Ewr. churfürstlichen Gnaden bewußte Angelegenheit, welche mich eigentlich nach Berlin geführt, gesprochen und mir in sehr gnädigen Ausdrücken versichert hatte, daß ich auf ihre Empfehlung rechnen könne, fragte sie lächelnd: „Was sagt man denn Gutes oder Schlechtes von mir in Sachsen?" — Ich betheuerte, daß man vor ihrer durchlauchtigen Person die höchste Ehrerbietung hege, wor-

auf sie lachend zu Herrn von Leibnitz sich wendete und diesem zurief, indem sie auf mich deutete: „Sehen Sie, so überzuckert man in Sachsen die bittren Pillen. Nein, nein, meine Gute," fuhr sie scherzend fort, „ich weiß besser, wie man mich in Sachsen ansieht. Dort hat sich die Religiosität so mit dem Blute amalgamirt, daß man zu einer heiteren Lebensansicht nicht gelangen kann; man sieht da Alles schwarz, was nicht nach Lutherthum riecht, und die Lust eines freidenkenden Geistes gilt als Verbrechen. Ich möchte da nicht leben, auch nicht einmal dort sterben — des gegenseitigen Bedauerns würde kein Aufhören sein."

„Ach, sie ist wahrlich zu beklagen, daß sie sich nur unter irreligiösen Menschen wohl befindet!" rief Eberhardine mit aufrichtigem Kummer, „wie soll ihr denn einst in der Sterbestunde zu Muthe sein?*) Diese Leute haben dann keinen Trost für sie."

---

*) Dem französischen Prediger de la Bergerie, der ihr, der ersten Königin von Preußen, in den letzten Augenblicken ihres Lebens mit religiösem Troste beizustehen gekommen war, sagte sie: „Sie kommen noch, um mir Ihre Dienste anzubieten, zu einer Zeit, wo ich nichts mehr für Sie thun kann. Ich danke Ihnen dafür sehr. Ich habe über die Religion zwanzig Jahre ernstlich nachgedacht und die Bücher, die sich darauf beziehen, aufmerksam gelesen. Sie können mir also nichts sagen, was mir nicht schon bekannt ist. Ich versichere Ihnen heilig, daß ich ruhig sterbe."

Auf einen Wink der Churfürstin-Wittwe fuhr die Einsiedel fort: „Die durchlauchtige Frau entließ mich, nachdem sie noch Mancherlei über diesen Gegenstand gesprochen, äußerst huldreich und sagte mir, daß sie der Pöllnitz Anweisung ertheilen werde, mir Zutritt zu einem von ihr zum nächsten Abend arrangirten Feste zu verschaffen, wenn ich demselben als Zuschauerin beiwohnen wolle. Theils war es Neugier, eines dieser durch den Ruf so bekannten Feste kennen zu lernen, theils auch glaubte ich der Gnade der durchlauchtigen Frau es schuldig zu sein, mich um den Zutritt zu bewerben, und so wurde mir derselbe auch zu Theil. Man hielt einen Jahrmarkt in Masken, die Rollen dazu waren durch's Loos vertheilt worden. Die durchlauchtige Frau hatte das Loos der Quacksalberin gezogen, und der Churprinz stellte den Taschenspieler vor und zwar zur größten Ergötzlichkeit Aller. Es war wirklich ein schönes buntes Schauspiel, welches man arrangirt hatte. Se. fürstliche Gnaden, der Herr Markgraf Christian, Herr von Obdam, der holländische Gesandte, der General du Hamel und andere Herren hielten in den aufgebauten Buden feil, wo man für nichts Bratwürstchen, Schinken, Rindszungen, Wein, Limonade, Thee, Kaffee, Chocolate und eine Auswahl anderer Gegenstände verkaufte. Die durchlauchtige Frau Chur-

fürstin stellten die Quacksalberin auf's Ueberraschendste dar, daß man wol sagen konnte, sie habe Leuten dieser Art ihre Manieren und Kunstgriffe abgesehen. Den Inbegriff aller Belustigung gaben aber Dero erlauchter noch nicht zwölfjähriger Herr Sohn, der Churprinz, durch den drolligsten Hokuspokus. Das Fräulein der Frau Prinzessin von Hohenzollern bekam Zahnweh, und gleich war der Zahnarzt da und riß ihr mit seinen Instrumenten einen Zahn aus von der Stärke eines Armes, der, wie man mir sagte, der eines Seepferdes war. Des Gelächters war viel, da immer neue komische Abwechslungen zum Vorschein kamen, wie z. B. die babylonische Sprachverwirrung, wo jeder Mitspielende in seiner Muttersprache redete, was viel Effect hervorbrachte. Den Schluß des Festes machte unser chursächsischer Gesandte, Baron von Reisewitz, als Stadtphysikus, der einen reisenden Empiriker angriff, welcher seine Heilkunst durch eine Menge Papiere, Atteste und Zeugnisse von allen Kaisern und Königen der Welt documentirte. Das gab ein außerordentlich komisches Wortgefecht. Auch Se. Durchlaucht der Churfürst war zugegen in der Maske eines holländischen Matrosen, anfänglich in Höchstdero Loge, dann aber sich unter die Jahrmarktsleute mischend und hier und da an den Buden kaufend."

„Es ist sonach Alles in größter Ordnung zugegangen," bemerkte die Churfürstin-Wittwe, „man sagt von den Lützelburger Festen, daß sie zuweilen sehr toll sein und bis zum frühen Morgen dauern sollen."

„Ich hörte dasselbe an Ort und Stelle," bestätigte die Einsiedel, „ich selber kann es aber nicht aus Erfahrung bestätigen."

Für die Churfürstin-Wittwe, deren Gemüth weniger verdüstert und die, obwohl fromm und religiös, doch nicht von dem Hange bedrückt war, sich ganz von den Weltfreuden abzusondern, gab es keine angenehmere Unterhaltung, als sich in derlei Plaudereien einzulassen, die ihrer Neigung, eine leicht verzeihliche Neugierde befriedigt zu sehen, so ungemein entsprachen. Frau von Einsiedel, genau diese Neigung der hohen Frau kennend, hatte sich vollkommen darauf vorbereitet und referirte noch Vieles über ihre Beobachtungen am Berliner Hofe. Als dieser Unterhaltungsstoff allmälig erschöpft war, fand die Erzählerin einen neuen Magnet für die Aufmerksamkeit ihrer durchlauchtigen Gönnerinnen, indem sie verschiedener Tagesneuigkeiten erwähnte, welche, am Dresdener Hofe cursirend, besonders geeignet waren, die hohen Frauen zu interessiren.

Am Schlusse dieser getreulichen Referate sagte die Einsiedel:

„Eine Nachricht hätte ich Ewr. Durchlaucht noch mitzutheilen, die mir erst kurz vor meiner Abreise aus Dresden hierher geworden ist. Graf von Hoymb ist im Begriff, sich zu vermählen, und deshalb an den Hof zu Wolfenbüttel gereist, wo seine Braut, ein armes Fräulein von Brocksdorf aus dem Holsteinischen, als Gesellschaftsdame der Frau Erbprinzessin sich befindet. Wie mir General von Wackerbarth erzählte, soll die künftige Gräfin von Hoymb ein Wunder von Schönheit sein."

Fast hastig fragte Eberhardine: „Will Hoymb mit ihr am Hofe glänzen? man sollte ihn solcher Etourderie nicht für fähig halten, obwohl man sich schon genug darüber wundern muß, daß er sich überhaupt zu diesem Schritte entschlossen hat — er scheint so kalt, so ruhig, daß ich ihm ein lebhafteres Gefühl, wie doch zu einer Ehe erforderlich, kaum zutrauen kann."

Frau von Einsiedel zuckte mit den Achseln und entschuldigte sich mit ihrer Unkenntniß hinsichtlich der Gesinnungen des Grafen.

Für Brigitte, die still an der von ihrer Herrin ihr übertragenen Arbeit saß, war diese Nachricht vom größten Interesse, obwohl sie ein recht schmerzliches Ge-

fühl bei ihr erweckte. Wie hatte sich ihr und Anna's von Brocksdorf Geschick so seltsam gewendet! wie waren ihre Wege auseinander gelaufen! Damals, an den reizenden Ufern des Leman waren Beide so glücklich in der Fülle des ungetrübtesten Jugendglückes gewesen; Brigittens kindliches Gemüth hatte dort nur der Freude des Augenblicks sich hingegeben, keine Ahnung, daß die Heiterkeit ihrer Seele bald von düsteren Schatten verhüllt werden könne, war in ihr Herz gekommen. Wie anders war das jetzt! Sie zerknickt gleich dem unter rohem Fußtritt verwelkenden Veilchen; Anna von Brocksdorf die Gemahlin eines reichen Grafen! Brigitte war keines Neides fähig, das Glück der Freundin freute sie, aber unmöglich konnte sie die Erinnerung an das Ehemals unterdrücken — eine schwere Thräne entfiel ihren Augen und netzte die feine Stickerei.

Eberhardine hatte es zufällig bemerkt und war nicht wenig davon überrascht.

„Warum weint Sie denn, Kind?“ fragte sie.

„Ach, gnädigste Frau Durchlaucht,“ antwortete das Mädchen, „es ist die Erinnerung an Fräulein von Brocksdorf, die mich so sehr ergreift. Vor zwei Jahren lernten wir uns am Lemansee kennen.“

„Was Sie sagt, Brigitte! Sie kennt sie also?“

fragte die Churfürstin-Wittwe mit größter Neugierde, „nun, so sage Sie doch geschwind, ist diese künftige Gräfin wirklich ein Wunder von Schönheit, wie es heißt?“

Brigitten that es wohl, sich die Brust leichter reden zu können, sie erzählte, wie seltsam ihre Bekanntschaft mit Anna von Brocksdorf begonnen habe, und die Lebhaftigkeit, mit der sie ihre Erinnerungen an jene Zeit ihres unschuldsvollen Glückes schilderte und zugleich in diese Erzählung kleine Skizzen von der paradiesischen Schönheit der schweizer Landschaften, die als Lichtbilder treu ihrem Gedächtniß verblieben waren, einwebte, bot den hohen Frauen eine recht angenehme Unterhaltung.

„Sie ist ja ganz Feuer und Flamme geworden, meine Gute,“ lächelte die Churfürstin-Wittwe, „aber es läßt sich gut mit anhören, erzähle Sie nur mehr.“

„Es ist leider nicht viel mehr zu erzählen, höchstens eines Scherzes zu gedenken, von welchem ich gegen Ew. churfürstliche Gnaden kaum zu sprechen mich getraue, der aber doch etwas recht Geheimnißvolles und Seltsames sein dürfte in Beziehung auf Fräulein von Brocksdorf,“ entgegnete Brigitte schüchtern.

„Sie hat es recht weg, die Leute neugierig zu machen, meine liebe Lewalde,“ bemerkte die Churfürstin-

Wittwe, „aber sage Sie es nur immer heraus, vorausgesetzt, daß nichts Unziemliches dabei vorkommt, denn dergleichen würde uns beleidigen."

„Meine gute, selige Mutter war dabei," bemerkte Brigitte leise.

„Wenn das der Fall war, so erzähle Sie nur dreist. Ihre Mutter war eine sehr achtungswerthe Frau; dies Lob gebe ich ihr."

Brigitte wischte bei der Erinnerung an ihre Mutter sich ein paar Tropfen aus den Augen und erzählte dann, wie bei dem Planetenspiel Anna von Brocksdorf einen Zettel bekommen, auf dem ihr große Ehre prophezeit worden."

„Das ist eine Versuchung Gottes und befördert den Aberglauben," sprach Eberhardine in ihrer strengen Frömmigkeit. „Derlei sollte nirgend geduldet werden."

„Nun, nun, Frau Tochter, es ist wol mehr eine Spielerei, ein Scherz, denn welcher vernünftige Mensch sollte denn glauben, daß er für ein kleines Trinkgeld das erfahren könne, was Gott, der Allmächtige, so weise unseren Blicken verhüllt hat? Es kann einmal etwas zufällig eintreffen, was auf solchem Zettel steht; das ist aber nicht so vieler Verwunderung werth."

„Ich läugne jeden Zufall, es giebt keinen," sagte Eberhardine bestimmt. „Wenn es nur einen einzigen

Zufall gäbe, und wäre er nur von der Dauer einer Secunde, wo bliebe da Gottes Weisheit und Allmacht?"

Auf diese allerdings schlagende Entgegnung war nichts zu sagen, die Churfürstin-Wittwe konnte eben so wenig wünschen, mit ihrer strenggläubigen Schwiegertochter in eine Discussion zu gerathen, als daß sie selbst einer Sache das Wort hätte reden sollen, welche eigentlich nur eine Sprechweise war, bei der man sich nichts oder nicht viel dachte. Indeß hatte die ernste und strenge Entgegnung Eberhardinens gewissermaßen eine Störung in die Unterhaltung gebracht, und es war nothwendig, auf einen anderen Gegenstand überzuspringen, was eine Pause verursachte. Die Churfürstin-Wittwe war daher im Herzen froh, als sie den Lakai eintreten sah, denn was konnte er Anderes bringen, als eine Meldung? Aber wie groß war die Ueberraschung der beiden hohen Frauen, als sie von dem Diener hörten, Graf von Hoymb bitte für morgen um die Gnade, den beiden durchlauchtigen Damen seine Gemahlin vorstellen zu dürfen. Er sei deshalb auf seiner Rückkehr nach Dresden von Leipzig aus nach Torgau herübergefahren, um sich diese Ehre zu erbitten, und wünsche morgen Mittag seine Reise weiter fortzusetzen.

„Der Hoymb ist doch immer noch einer von den

Cavalieren, die die Ehrerbietung unter dem Schwall von neuen Sitten nicht verlernt haben," sagte die Churfürstin-Wittwe sehr befriedigt, „und wenn es Dir, meine liebe Tochter, genehm scheint, so würde morgen die zehnte Stunde wol die geeignetste sein."

„Es sei so," sagte Eberhardine, „melde Er das dem Grafen". Nachdem sich der Lakai entfernt, sagte Eberhardine gütig zu Brigitten: „Ihr gebe ich heute einen freien Abend, mein Kind, daß Sie sich mit Ihrer guten Freundin unterhalten kann. Denke mir, daß Ihr das noch sehr am Herzen liegen wird, nicht wahr?"

„Ach, meine gute, gnädige Durchlaucht," antwortete Brigitte, „ich habe so wenig schöne Erinnerungen, die mich eine so liebe Freundin vergessen lassen könnten, daß ich Ewr. gnädigen Durchlaucht nur recht von Herzen dankbar sein kann für solche huldvolle Erlaubniß."

„So gehe Sie in Gottes Namen, Kind — zum Nachtgebet ist Sie wieder zurück." — Indem Fräulein von Lewalde mit tiefer Reverenz das Gemach verließ, rief sie ihr nach: „Und sage Sie doch dem Hanns Tramm, daß er mit meinem lieben Prinzen herauf zu mir in das Erkerzimmer kommen soll — ich warte dort." Mit einigen herzlichen Worten an ihre er-

lauchte Schwiegermutter und einem freundlichen Kopfnicken gegen Frau von Einsiedel entfernte sie sich.

Es kam die Zeit heran, wo sie gewöhnlich einen kleinen Spaziergang am Elbufer hin zu machen pflegte, ganz allein, ihren lieben Churprinzen an der Hand und begleitet von Hanns Tramm, ihrem Zwerg, einem possenhaften, aber niedlichen Kerl, dessen Gestalt die Größe eines achtjährigen Knaben hatte, dessen Gesicht jedoch mit der Zeit, denn er war ein alter Bursche von mehr als dreißig Jahren, etwas welk und durch die vielen Grimassen, die er bei seinen guten oder schlechten Späßen zu schneiden pflegte, stark ins Lächerliche fallend geworden war. Wirklich hatte sie auch gar nicht lange zu warten, denn Hanns Tramm, auf seinen Schultern den dreijährigen Churprinzen als Reiter tragend, eine seidene Schnur als Zügel in dem großen Munde, die der kleine Reiter ziemlich straff hielt, während er ihm mit einer Weidenschwuppe statt Gerte zuweilen eine Ermunterung zukommen ließ, sprang wiehernd wie ein junges Fohlen, das der Weide zuläuft, in das Zimmer und galoppirte wie toll in der Runde, wie in einer Reitbahn, darin herum.

Wenn Eberhardine noch so ernst gestimmt war, so brachte ihr doch Hanns Tramm's tolle Lust ein Lächeln auf die Wangen, denn seine Späße, wenn

auch derb und kernig, waren doch frei von aller Bosheit, was ihr den neckischen kleinen Kerl lieb machte. Jetzt mußte sie hellauf lachen, denn diese Art Cavalcade sah gar zu possirlich aus. Tramm's buntscheckiges Kleid, als wenn er ein Kind aller Nationen wäre, und das Geklingel seiner spitzen, wie ein Horn gebogenen Filzmütze, die eine ziemliche Schelle als Troddel trug, welche lothrecht über seiner etwas langen Nase hin- und herschwenkte, und der kleine Churprinz im rothen Jüppel, das Federbarett verkehrt auf den Kopf gesetzt, immer mit der Gerte des Zwerges rechte Seite kitzelnd und lachend und schreiend ihn zu immer schnellerem Laufe antreibend, das Alles gab in der That ein Bild zum Lachen.

Tramm wollte seinem Reiter gar nicht pariren, sondern machte Kreuz- und Quersprünge und that schrecklich ungeberdig; aber das Prinzlein ließ nicht ab mit Strafen und rief einmal um's andere: „Hopp, ho, Füchsel! brrr! brrr!" — und der Mutter rief er zu: „Hasch' mich, Mutterl! hasch' mich! — ich bin ein großer Mohrenprinz, und der Tramm ist mein Füchsel! hasch' mich doch, Mutterl!"

Und als nun Eberhardine sich schickte, in die tolle Lust ihres Söhnleins einzugehen und, in die Hände klatschend, dem Tramm nachlief und that, als wäre es

ihr gar nicht möglich, denselben einzuholen, da jubelte der kleine Reiter laut auf und schrie: „Lauf' zu, Füchsel, daß Mutterl mich nicht kriegt! lauf', lauf', Füchsel!"

War das eine Herzensfreude zwischen Mutter und Söhnchen, als die erstere doch den Tramm eingeholt hatte und nun den kleinen Mohrenprinzen von dessen Schultern emporhob und auf den Arm nahm und in voller Mutterlust rief: „Jetzt habe ich Dich, Du wilder Bube, und sollst auch nicht eher von mir loskommen, als bis Du mir hundert Schmätzel gegeben."

Dem Tramm aber schien plötzlich alle Lust vergangen, noch länger toll zu thun, er stand wie zur Bildsäule geworden und zupfte einmal um's andere seine Herrin am Kleide, bis diese endlich fragte: „Was hast' denn nur, närrischer Kauz? reißest mir ja die Falten aus."

„Da — da — der allergnädigste —" Tramm brachte nicht heraus, was er eigentlich sagen wollte, und es war auch gar nicht nöthig, daß er den Versuch, sich weiter zu erklären, fortsetzte, denn nach einer Secunden langen Pause rief die durchlauchtige Frau in einem Tone, in dem ebensowohl der höchste Grad schreckhafter wie freudiger Ueberraschung sich ausdrückte: „Friedrich!"

Der Name bezeichnete ihren erlauchten Gemahl,

den sie seit jener Zeit nicht gesehen, als er Sachsen verlassen hatte, in Wienerisch-Baden zum Katholicismus übergetreten und von da zur Königskrönung nach Polen gezogen war, wo er bis jetzt im Rausche der Ehre und in den vergeblichen Plänen auf den Besitz von Livland, fern seinem Erblande Sachsen, die Zeit verbracht. Niemand hatte eine Ahnung, daß er so unvermuthet nach dem Churstaat zurückkehren werde, keine Anzeige war ihm vorhergegangen, es war eine Ueberraschung für Eberhardinen, die sie für den ersten Augenblick kaum zu fassen vermochte.

Jetzt stand er vor ihrem Blicke wie eine bezauberte Erscheinung. Sie hatte in der Lust ihres Mutterherzens nicht bemerkt, wie sich die Thüre leise geöffnet hatte und der Rückkehrende Zeuge des Scherzes geworden war, den sie mit ihrem Söhnlein trieb. Ueber das Antlitz der Churfürstin schien eine Freudensonne alle ihre Strahlen niedergesenkt zu haben, der tiefe Ernst, der ihren Zügen sonst ein so strenges Ansehen gab, war verschwunden und in dem Ausdrucke der zärtlichsten Liebe untergegangen. Jeder andere Gedanke als Freude und Glück schien für jetzt fern von ihr zu sein, nur er war der Brennpunkt, auf dem ihre Blicke wurzelten.

Wie schön und stattlich war aber auch seine Er-

scheinung! Einer der großen gefeierten Helden der Vorzeit schien von ihm repräsentirt zu werden; als ein Mann stand er vor ihr, dessen körperliches Aeußere tadelfrei war, majestätisch und herrlich an Figur, nicht von übermäßiger Fülle und doch von gedrungenen Formen, ein Bild der Kraft und zugleich der Schönheit. Und das Gesicht, der Lichtpunkt des menschlichen Körpers, trug den Stempel der Hoheit, mit der sich Milde und Gutmüthigkeit paarte — es war voll, strahlend von Gesundheit. Die Stirne, frei und offen, wie man sie auf den Bildern der Weisen sieht, schien geschaffen für den Lorberkranz, für das Königsdiadem; die gebogene Nase glich im Profil denen, deren Form man die römische nennt, die frischen Lippen wiesen einen feinen Schnitt, und das rundliche Kinn deutete auf die Vollkraft seines Blutes. Und dies schöne männliche Antlitz beleuchteten die Feuerblicke eines dunklen Augenpaares unter hochgewölbten Brauen. In diesen Blicken vereinte sich das seltsame Gemisch der ihm innewohnenden Eigenschaften, das verlangende Glutfeuer nach Genuß, der leichte Sinn, der Stolz, die Majestät, das Bewußtsein seines Ranges und, dies Alles versöhnend, die sanfte Milde eines weichen, leicht zum Verzeihen geneigten Herzens. So war er das Bild eines herrlichen Königes, eines Salomo,

wie er gelebt und gewaltet hatte in der Vorzeit — und doch kein König im wahrhaften Sinne des Wortes, da ihm die größte Eigenschaft eines Mannes fehlte — die Selbstbeherrschung.

Einige Augenblicke ließ er seiner überraschten Gemahlin Zeit, sich zu fassen, dann eilte er auf sie zu mit ausgebreiteten Armen, um sie an sein Herz zu schließen nach der langen Trennung; aber in demselben Augenblicke verschwand auch der Freudestrahl, der Eberhardinens Gesicht überglüht hatte, der tiefe strenge Ernst, der in ihrer Einsamkeit und in der Trauer um ihr zerstörtes Eheglück so sehr Besitz von ihr genommen, beherrschte ihre edlen Züge im Nu, sie glich plötzlich einer strafenden Judith, nicht einer liebenden Esther.

Erschrocken vor diesem jähen Wechsel blieb der König einige Schritte vor ihr stehen, Betroffenheit malte sich in seinen Mienen.

Eine kurze Pause trat ein. Der König sagte dann in französischer Sprache: „Ich kam, um mir das Vergnügen zu verschaffen, meine Gemahlin und meinen Sohn zu umarmen. Sie scheinen nicht gesonnen, diese Freude mir zu bereiten, Madame. Ich werde mich daher an mein Kind halten müssen, da dies noch nicht Ihre Gesinnungen theilt."

Der Churfürstin schien der Athem in der Brust zu stocken, sie drückte die Hände auf die Stelle des Herzens, als wollte sie dessen heftiges Pochen beschwichtigen. Der König aber streckte die Hand nach seinem kleinen Sohne aus, der, ihn nicht kennend, denn er sah den Vater heute zum ersten Male, sich ganz ungeberdig zeigte und laut zu schreien anfing, als sollte ihm ein großes Leid zugefügt werden.

Ein Schatten tiefen Unmuths überflog des Königs Gesicht. „Ich hätte nicht geglaubt, daß die Ueberraschung, welche ich im Sinne hatte, für mich zum Verdruß ausschlagen würde," sagte er abermals in französischer Mundart, die ihm sehr geläufig war. „Wäre mein Sohn um einige Jahre älter, so würde ich die Schuld auf Sie schieben, Madame; ich würde glauben, Sie hätten ihm Böses von seinem Vater vorgeredet, damit Furcht und Abscheu vor demselben sein junges Herz vergifte. Aber ich mag nicht ungerecht sein gegen Sie — Sie sind frei von dieser Schuld. Er kennt mich nicht, und Sie scheinen es leider nicht für gut zu finden, ihm zu sagen, wer es ist, der ihn zu umarmen wünscht."

Statt aller Antwort sprach die Churfürstin mit sichtbarer Anstrengung, als müsse jedes ihrer Worte aus dem tiefsten Schachte ihres Herzens hervorgehen,

zu Hanns Tramm: „Trage den Prinzen in's blaue Zimmer und bleibe dort bei ihm. Sage dem Georg, ich wünsche allein zu sein, er soll Niemandem den Eintritt in den Vorsaal gewähren."

„Und verlaute kein Wort, daß ich hier bin — hörst Du, Narr?" rief der König dem sich schnell mit dem kleinen Churprinzen entfernenden Zwerge nach.

Zwischen beiden fürstlichen Ehegatten herrschte nun eine lange peinliche Pause des Schweigens, die hohe Frau schien regungslos, zur Bildsäule geworden zu sein, sie stand noch auf derselben Stelle fast mitten im Gemache, wo sie vor wenig Augenblicken erst ihren Prinzen geherzt und geküßt hatte; der König ging mit starken Schritten auf und nieder.

„Nun, Madame, finden Sie denn gar kein Wort, mich zu begrüßen?" rief er endlich, das erdrückende Schweigen brechend, abermals in französischer Sprache.

„Ich bin eine deutsche Fürstin," antwortete jetzt Eberhardine in ihrer Muttersprache, alle ihre Seelenkräfte zusammenraffend, um die ihr Herz so übermächtig beherrschenden Gefühle der Entrüstung und des tiefen Schmerzes zu bewältigen — „das Fremde hat mein Lebens-, mein Eheglück so feindselig gestört, daß ich es verabscheue. Ew. Majestät werden es daher begreiflich finden, daß ich Ihnen auch nur in der Sprache

antworten kann, in welcher Sie mich eines Tages fragten, ob ich den Thron Ihrer Väter mit Ihnen theilen, Ihre Gemahlin werden wollte?"

Das schnell zur Weichheit gestimmte Herz des Königs war nicht unempfindlich für diesen nur zu gerechten Vorwurf, sein Blick nahm den Ausdruck einer Zärtlichkeit an, welche ein minder strenges Herz als das Eberhardinens hätte versöhnen müssen, um so mehr, als Verstellung gänzlich außer dem Bereiche der Eigenschaften Friedrich August's lag, indem er, ein Mensch des Augenblicks, auch nur dem Einflusse desselben unter allen Umständen gehorchte. Das war auch seine Tugend. „Eberhardine!" sagte er nun in deutscher Sprache, „es mag sein, daß Manches geschehen ist, was Ihnen unrecht erscheint; ich aber glaube nicht, daß es Ihnen zukommt, ein Verdammungsurtheil über mich zu fällen. Könige werden nicht nach dem Maße gemessen, wie es die Welt an das Thun eines unbeachtet hinlebenden Mannes zu legen gewohnt ist, Könige werfen ihren Namen in die Waage der Weltgeschichte, sie leben nicht bloß für die kurze Gegenwart, ihr Thun ist eine Saat für Jahrhunderte."

„Behüte Gott, daß dies Wort durch Ew. Majestät in Erfüllung gehe; es wäre eine böse Saat, die da

aufwuchern würde, eine Saat des Fluches, nicht des Segens," entgegnete die hohe Frau.

„Eberhardine!" rief der König zurücktretend, und eine augenblickliche Bläſſe flog über ſeine Wangen hin.

Die hohe Frau zeigte jetzt den Ausdruck eiſerner Strenge in ihrem Antlitz, jedes warme Gefühl des Herzens ſchien verſchwunden — ſie ſtand nicht als tief im Innerſten ihrer Seele gekränkte Gemahlin vor ihm, ſondern als parteiloſe Richterin, als Vertreterin der proteſtantiſchen Welt.

„Zwiſchen uns, Ew. Majeſtät, iſt ein Abgrund gefallen, den keine Macht der Erde ausgleichen kann; nur Gott im Himmel vermag in ſeiner unendlichen Barmherzigkeit ihn auszufüllen; aber auch nicht mehr für dieſe Zeitlichkeit — er iſt ein gerechter Gott," ſprach ſie mit Würde. „Ew. Majeſtät ſelbſt haben dieſe Kluft zwiſchen uns Beide geworfen. Ich will jetzt nicht von Dingen reden, die mich betreffen. Was wiege i ch in der Waagſchale des Wohles und des Wehes ganzer Völker! ich bin nur ein ſchwaches Staubkorn gegen das Große! Der Himmel iſt Zeuge, wie viel Thränen ich geweint habe, als ich hörte, daß Ew. Majeſtät einer anderen Kirche ſich ange= ſchloſſen. Damals flehte ich Gott in Verzweiflung meines Herzens an, er möge mich hinwegnehmen

von dieser Erde, wo so Böses geschieht am grünen Zweige. Von dem Tage an stand es fest in mir, daß nie mehr eine Gemeinschaft innigerer Art zwischen Ewr. Majestät und mir bestehen könne."

„Halten Sie ein!" rief der König tief erschüttert, „hören Sie mich, es giebt für Alles eine Entschuldigung."

„Es betrübt mich, daß Sie sich dieses Wortes bedienen," entgegnete die Churfürstin mit Hoheit, „ich wünschte, daß ich es nie von Ihnen gehört hätte, Friedrich." Eine kurze Pause folgte. Ihr Blick haftete fest und unverwandt auf dem seinen und ward Ursache, daß der König, um sich der Gewalt desselben, der die Tiefe seines Herzens durchdringen zu wollen schien, zu entziehen, seine Augen niederschlug.

„Sie haben also kein Wort für das, was Sie gethan!" rief die hohe Frau plötzlich, „ich lese es in Ihrer Seele."

„Eberhardine!"

In diesem Momente, wo sein Blick sich erschrocken ihr wieder zugewandt hatte, erschien ihm Eberhardinens Antlitz verwandelt, eine geisterhafte Blässe hatte schnell die Röthe der großen, von innen nach außen strahlenden Aufregung auf demselben verdrängt, ihre Züge waren gleichsam ehern geworden unter der Einwirkung des sie ganz beherrschenden Gedankens und Ge-

fühls. Das Schweigen, welches sie noch eine kurze Weile lang festhielt, war für den König so peinlich, daß er, ihre Hand heftig ergreifend, ihr zurief: „Welche entsetzliche Gedanken erfüllen jetzt Ihre Seele?“

Diese Worte schienen der Schlüssel gewesen zu sein, welcher allein das von Gram, Zorn, Glaubenseifer und Entrüstung übervolle Herz der hohen Frau zu öffnen im Stande war, und sie gab sich den ihr geistiges Wesen gleichsam durchfluthenden Empfindungen mit solcher Leidenschaftlichkeit hin, daß ihr Gemahl durch keine Entgegnung den heftigen Strom ihrer Worte zu hemmen vermochte.

In des lebenslustigen August Dasein war diese Stunde sicher eine der herbsten. Dem Zeugnisse damaliger Geschichtsschreiber zufolge soll diese Unterredung des Königs mit seiner hohen Gemahlin fünf volle Stunden gedauert und von Seiten der Letzteren die heftigsten Erklärungen, die leidenschaftlichsten Vorwürfe hervorgerufen haben. Sie hatte sich ihm gegenüber ganz und gar des protestantischen Standpunktes bemächtigt, und der Eid, den er bei seinem Uebertritt zur römischen Kirche abgelegt haben sollte, bot ihr Stoff zu den rücksichtslosesten Auslassungen.

„Schweigen Sie!“ rief der König mit Aufraffung aller geistigen Kraft, „schweigen Sie! die Nie-

derträchtigkeit hat diesen Eid erdichtet, den ich abgelegt haben soll. Man hat nur eins übersehen, indem man ihn schmiedete, daß die katholische Kirche nämlich zu hoch steht, um solch' einen verworfenen Schwur von einem Fürsten zu fordern, der nie einwilligen würde in dergleichen Schmachworte."

Ein lange Pause folgte. Der König schien eben so schnell wieder alle Kraft, die er so mühsam in sich zu einem Ausdrucke von Abscheu heraufbeschworen hatte, zu verlieren; ermattet, als ob er die größte körperliche Anstrengung gehabt, wankte er nach einem Sessel, auf den er niederfiel, indem er mit beiden Händen sein Gesicht bedeckte.

Eberhardine betrachtete ihn mit festem Blicke — wie war doch seine schöne herrliche Königsgestalt gleichsam gebrochen von dem in diesem Augenblicke bergschwer auf ihm lastenden Selbstvorwurfe! Der Ton, in dem sie weiter mit ihm redete, zeigte, obwohl kein Zug ihres Antlitzes ein sanfteres Gefühl ausdrückte, doch einen Anklang von weniger Härte.

„Nicht ich bin Ihre Richterin," sagte sie, „Gott ist es, Gott! er spricht durch meinen Mund zu Ihrem verblendeten Herzen. Sie vertheidigen, was Sie gethan, es ist natürlich, Jeder vertheidigt sein Thun. Aber sagen Sie mir Eins, Friedrich, ha-

ben Sie in jener Stunde auch gelobt, sich zu beherrschen, der Welt nicht mehr das schlimme Beispiel verletzter Treue zu geben?"

Langsam ließ der König die Hände von seinem Antlitz gleiten, sein Blick fiel auf sie. „Sie zwingen mich zu einer Antwort, die für Sie nur eine Anklage ist," sagte er, sich von dem Sessel erhebend. „Wenn Sie sagen, Gott sei mein Richter, so sage ich, er sei es zwischen uns Beiden, ich rufe ihn zum Richter, denn in Ihrer Seele ist keine Milde. Sie pochen auf Ihre Tugend und stellen sie mir gegenüber. Haben Sie ein Recht dazu? Fühlen Sie in Ihr Herz, ob es Ja sagt. Mit demselben Rechte könnte der starre Winter dem Sommer zurufen: Warum lässest du Blumen wachsen und gießest neue Kraft in das Blut der geschaffenen Wesen? Sie sahen meine Lebenslust, wie ich aufglühte in Freude bei Allem, was die Sinne reizt, wie ich vollkräftig, ein lebendig sprudelnder Quell, nach Mitgefühl strebte — Sie entzogen sich mir, Ihre Umarmungen waren kalt, ich hielt kein Weib an meinem Herzen, das voller Lust und Leben glühte wie ich, nein, eine starre Heilige — Sie hätten mir lieber ein Gebet gelehrt, als mit mir Wonne und Lebensfreude genossen, Sie achteten nicht darauf, daß

mein Blut heiß und scharf war, sondern forderten von mir — Ruhe — Ruhe! Das drängte mich von Ihnen, das hieß mich die Freude da suchen, wo ich sie fand. Sie beugten sich unter das Joch der Pflicht, ich wollte Freude — so kam es, daß zwischen uns eine Scheidewand fiel. Verdammen Sie mich, wenn Sie können; doch ehe Sie es thun, richten Sie die Frage an Ihren Gott: warum hast du mich so kalt geschaffen und ihm Feuer in die Adern fließen lassen?"

„Wälzen Sie nicht auf mich, was Ihre Schuld ist!" rief Eberhardine plötzlich mit großer Heftigkeit. „Bin ich es allein, die von Ihnen verlassen ward um der unseligen Lust willen, die Sie treibt? War die Königsmark nicht glühend wie Sie? die —" — über Eberhardinens Antlitz flog eine tiefe Purpurröthe, sie sprach nach einer Pause weiter: „Doch es entehrt mich, die Namen solcher Personen in den Mund zu nehmen — ich verachte sie in tiefster Seele."

Eine kurze Pause folgte, dann aber brach Eberhardine in ein Weinen aus, das so heftig war, daß sie, von der Gewalt, mit welcher ihre Gefühle plötzlich hervorbrachen, auf's Furchtbarste erschüttert, in die Kniee sank. Erschrocken sprang der König zu ihr und

faßte sie in seine Arme, indem er ihr die zärtlichsten Worte zurief.

Eine große Umwandlung war mit diesem Ausbruche des Gefühls in Eberhardinens Wesen vorgegangen, sie hielt nicht mehr den Panzer der Entrüstung fest, mit welchem gewappnet sie bisher ihrem Gemahl gegenüber gestanden, das weibliche Herz trat in vollste Geltung. Ach, die Liebesnamen, die der König ihr zurief, erinnerten sie an die Zeit, wo er ihr gehörte, wo sie Tage des Glücks genoß an seiner Seite, in seinen Armen. Jetzt erst trat es hervor, wie sehr sie ihn geliebt hatte und noch liebte, wie theuer er ihrem durch ihn so tief verletzten Herzen noch war, wie kein Haß, keine Bitterkeit des Grolls in ihrer Seele gegen ihn hatte Wurzeln schlagen können, wie sie ihm Alles, Alles verziehen.

Er hatte sie emporgehoben und zu dem nächsten Sessel geführt; den Arm um sie geschlungen, ließ er ihr Haupt an seiner Brust ruhen — es war ein Bild der Liebe, welches Beide jetzt boten.

„O Friedrich! mein Gemahl!“ rief Eberhardine, sich ermannend, indem sie seine Linke ergriff und, vom Sitze heruntergleitend, vor ihm auf die Kniee niedersank — „hören Sie meine Stimme! Gott weiß es, in meiner Seele lebt kein Funke der Bitterkeit gegen

Sie. Könnte ich Sie retten von dem Wege des Unheils, ich wollte gern mein armes Leben lassen. Ich habe nichts Höheres als mein Leben, das ich darum hingeben könnte. Nie habe ich so tief empfunden, als jetzt, daß auch Fürsten arm sind. Das Leben ist ihnen, wie dem ärmsten Unterthan, die Grenze alles Möglichen. O Friedrich! Friedrich! mein Gemahl! giebt es keine Rettung für Sie von dem Pfade des Unheils? — Ach, mein Gott, wenn es einen solchen Rettungsweg giebt, lehre du mich ihn kennen!"

Die sanfte Weise des Königs, die Herzensgüte, mit der er zu ihr redete, besänftigten die außerordentliche Aufregung, welche sich des Gemüthes der hohen Frau bemächtigt hatte, allmälig. „Es ist kein kleines Werk, das ich unternommen," sagte er, „der Sorgen und Mühen giebt es viele dabei, und es ist ein Opfer, das —"

„Jawohl, Friedrich, ein Opfer, um welches ich viel Thränen des Kummers weinte," unterbrach ihn Eberhardine. „Meine Nächte waren schlaflos, und brachte die Ermüdung mir endlich den mangelnden Schlummer, so drängten sich auch böse angstvolle Träume vor meine geängstigte Seele. Ich hatte nur eine Waffe, das Gebet, gegen diesen traurigen Sturm in meinem Herzen. Ich betete zu Gott für Sie, Friedrich."

„Betrachten Sie die Sache vom politischen Gesichtspunkt aus," fuhr der König fort, „sie verliert da die düsteren Schatten, die Ihnen vom religiösen Standpunkt aus erscheinen. O gewiß, meine theure Eberhardine, ich glaube auch Sie noch überzeugen zu können, daß diese Angelegenheit, welche jetzt so schmerzlich Sie berührt, nicht so schlimm ist, als sie vielleicht für den ersten Augenblick aussieht. Welche Freude würden Sie mir machen, wenn Sie den polnischen Königsthron mit mir theilen wollten!"

„Nie! nie! ein solches Opfer können, dürfen Sie nicht von mir fordern, Friedrich! Wie könnte ich es vor mir selber verantworten?!" rief die Churfürstin lebhaft.

Ein kurzes Schweigen folgte dieser in Aufwallung ihres Gefühls ihr hastig entschlüpften Entgegnung, die ein Zeugniß mehr für ihren reizbaren Gemüthszustand gab.

„Sie sind hart gegen mich, Eberhardine," wandte der König ein. „Um wessen willen suchte ich denn die polnische Königskrone zu erlangen? um unseres Sohnes willen, er sollte ein —"

„Meines Kindes willen? großer Gott! höre ich recht? auch ihn wollen Sie mir entreißen?" Der hohen Frau Antlitz schien unter dem Einfluß des Schreckens

zu versteinern. Als ob alles Blut vor Entsetzen aus ihrem Herzen weiche, so stieg es allmälig glühendroth ihr zu Wangen und Stirne auf. Es war die namenlose Angst der Mutterliebe, welche die hohe, Ehrfurcht gebietende Gestalt der Churfürstin sichtbar durchzitterte. Nach einer Pause, in welcher sie vergebens Fassung zu erringen bestrebt war, rief sie mit dem vollen Schmerzausdrucke des inbrünstig liebenden Mutterherzens: „Friedrich! Friedrich! das thun Sie mir nicht an! Lassen Sie mir meinen Sohn, nehmen Sie ihn nicht von meiner Seite — Sie würden mir mein Herz brechen. Nein, Sie können nicht wollen, daß ich mein Leben kummervoll und in Thränen beschließe!"

„Nein," antwortete der König, „fern sei solcher Gedanke von mir!"

Die Churfürstin ergriff mit freudiger Hast seine Hand und führte sie, sie mit Küssen bedeckend, so schnell an ihre Lippen, daß er in der Ueberraschung nicht vermochte, diesen Dankeserguß abzuwehren.

„Friedrich! mein Gemahl!" rief sie, „schwören Sie mir es zu, daß keine Macht der Erde, keine Rücksicht der Politik Sie dazu bestimmen soll, das süße Kind von meinem Herzen zu reißen. Ach, ich flehe Sie um die Gnade an, den Sohn der Mutter zu lassen."

Der König reichte ihr die Rechte und sagte: „Er soll unter Ihren Augen auferzogen werden. Kann Sie das trösten?“

„Ja, ja, ich danke Ihnen!“ — Und ohne, daß er es verhindern konnte, küßte sie wieder mit heißen Lippen seine Hand und sprach: „Ach, mit dem einzigen Worte haben Sie große Angst von mir genommen — ich danke Ihnen, Friedrich. Gott lasse diesen Trost schwer wiegen in der Waagschale Ihrer guten Thaten.“

„Aber auch mir müssen Sie gefällig sein, Eberhardine,“ sagte der König freundlich und tief aufathmend. „Ich wünsche Ihre Gegenwart in Dresden, wo noch Niemand weiß, daß ich jetzt schon im Lande bin; verlassen Sie übermorgen Torgau. Ich will nicht, daß hier erst groß Gerede von meiner Anwesenheit werde; darum reise ich in der nächsten Stunde schon wieder von hier fort, um voraus nach Dresden zu gehen. Es galt mir vor Allem, Sie zu überraschen in Ihrer Einsamkeit.“

„Ihr Herz ist gut, und daß ich es verloren habe, ist ein schwerer Kummer für mich,“ sprach die Churfürstin. „Ich werde Ihrem Willen Folge leisten. Jetzt aber kommen Sie zu Ihrem Sohne, daß das herzige Büblein Sie lieb habe.“

Beide verließen das Erkerzimmer, um sich nach

dem blauen zu begeben, wohin Eberhardine den Hanns Tramm mit dem kleinen Churprinzen geschickt hatte.

So war denn zwischen dem hohen fürstlichen Ehepaare eine Versöhnung geschehen, welche in der Vater- und Mutterfreude Beider, als ihr Söhnlein seine kindische Furcht vor dem fremden Herrn Vater abgelegt hatte, dem Anscheine nach den herzlichsten Vereinigungspunkt fand.

Erst am andern Morgen munkelte man in der Torgauer Stadt, der Churfürst-König sei gestern auf einige kurze Stunden hier gewesen, und man habe ihn, nur von einem Herrn begleitet, in's Schloß gehen sehen. Das bot einen sehr reichen Unterhaltungsstoff für die guten Leute Torgaus, denn man knüpfte eine ganze Menge Schlüsse und Folgerungen an diesen wahrhaft geheimnißvollen Besuch Sr. Majestät. Da es müssige Leute überall giebt, die sich ein besonderes Geschäft daraus machen, allen Dingen wo möglich auf die rechte Spur zu kommen, so fehlte es auch hier nicht an solchen Personen, und nachdem sie das Gasthaus erforscht hatten, in dem er mit einem kleinen Gefolge unter dem Namen eines reisenden Edelherrn Einkehr gehalten, brachten sie zugleich an den Tag, daß eine sehr schöne polnische Dame mit weiblicher Bedienung seine Begleiterin gewesen. Der Urtheile über solche schöne weibliche Begleitung waren gar man-

cherlei, fielen aber nicht zu Gunsten des königlichen Herrn aus. Vom Schlosse aus kam später allerdings die Bestätigung, daß Se. Majestät auf kurze Zeit daselbst bei der Frau Churfürstin zu Besuch gewesen, obwol den König nur wenige Personen des Hofgesindes mit eigenen Augen gesehen; aber eine Persönlichkeit gab den Ausschlag hinsichtlich der Gewißheit dieses Besuches. Das war der kleine Churprinz, der noch am Abend ganz treuherzig erzählte, daß des Herrn Vaters Gnaden heute Nachmittag hier bei dem lieben Mutterl und Großmutterl gewesen und ihn recht herzhaft abgeschmätzelt habe. Anfangs hätte er sich vor des fremden Herrn Vaters Gnaden gar grausam gefürchtet, aber der habe ihm gar nichts Böses gethan, sondern ihn recht sehr geherzt und ihm gesagt, daß er nur nach Dresden kommen sollte; da würde er eine Menge schöne Spielsachen, Pferde, Schlitten, Wagen und Burgen und ein recht großes Schwert kriegen, was ihm Alles viel Freude machen werde. Und der Hanns Tramm verzog sein an Grimassen gewöhntes Gesicht zu einer ganz merkwürdig albernen Fratze und nickte, die dicke Unterlippe flämisch herunterziehend, mit dem Kopfe, als wisse er um ein absonderlich wichtiges Staatsgeheimniß, dürfe aber keine Silbe davon ausplaudern, was ihm, dem Laberhanns, doch schier das Herz ab-

drückte. Den Grund aller Bestätigung aber gab der unerwartete Befehl der Frau Churfürstin zum Einpacken ihrer Garderobe und zur Bestellung der nöthigen Reiseequipagen für den nächsten Tag. Wie es immerhin zu gehen pflegt, „Geheimes kommt an's Licht der Sonne", so war es auch hier der Fall. Die Frau Churfürstin-Wittwe, die gar nicht zufrieden war, daß ihr durchlauchtiger Sohn so still wie ein schlichter Bürgersmann auf Besuch oder vielmehr nur auf einen „Husch" gekommen, ließ sich erkundigen, was er für Gefolge bei sich gehabt, und da verlautete es denn von der Begleitung der schönen Polendame. Der Aerger über solche Ungebühr, die Hochachtung gegen seine tugendhafte Gemahlin dermaßen außer Augen zu setzen und eine Geliebte selbst in die Nähe ihres Asyls zu bringen, machte der hohen verwittweten Frau, die sonst Alles vermied, was eine Kränkung für ihre Schwiegertochter sein konnte, es unmöglich, gegen dieselbe davon zu schweigen.

„Er ist für mich als Gemahl gestorben, des Freundes flüchtige Verirrungen kann ich nur betrauern," sagte Eberhardine; aber wie tief die Kenntniß dieser Verirrungen, das Bewußtsein, denselben zum Opfer gefallen zu sein, ihr Herz verwundete, trat nur allzudeutlich in ihrem Antlitz zu Tage, der Schat-

ten eines Schmerzes, wie ihn nur eine Frau von so hohem inneren Werthe, von solcher Seelenreinheit empfinden konnte, überbreitete die edlen Züge, und eine stumme Thräne rollte über ihre Wangen. Sie gedachte des gestern zwischen ihrem Gemahl und ihr erfolgten Auftritts und fühlte einen Schauer ihre Seele durchziehen. In dieser Stimmung wurde ihr Graf von Hoymb mit seiner jungen Gemahlin gemeldet.

„Bin doch neugierig, diese gerühmte Schönheit von Angesicht zu Angesicht zu sehen," äußerte die Churfürstin-Wittwe, „der Ruf macht Alles größer, als es in der Wirklichkeit zu sein pflegt."

Daß indeß diesmal der Ruf durchaus kein Lügner gewesen, ja sogar in dem seltenen Falle sich befand, fast zu wenig gesagt zu haben, wurde ihr klar, als die Gräfin von Hoymb mit ihrem Gemahle eintrat. Zwei Jahre waren hinlänglich gewesen, um die Schönheit Anna's von Brocksdorf zu einer Herrlichkeit zu entfalten, wie sie nur in der Mährchenwelt, wo der glänzendste Farbenduft, die wunderbarsten Lichter die Feen umfließen, gefunden wird. Das war nicht mehr das Hoffräulein, wie vor zwei Jahren, in dessen Aeußeren sich nur die jugendliche Anmuth vor Augen stellte, gleichsam erst die Andeutung, zu welcher Pracht sich diese noch in der Knospe verschlossene Blüthe ent-

falten werde. Gräfin von Hoymb war jetzt eine siegende Erscheinung, ein vollkommenes Lichtbild weiblicher Schönheit, umstrahlt von wunderbarer Grazie und dem Zauber blendender Jugendfrische.

„Mein liebes Kind, an Euch hat Gott wahrhaftig ein Meisterstück geschaffen," sagte die hohe verwittwete Frau wohlgefällig, „Ihr schaut wirklich aus wie die siegreiche Judith, und so kann man Eurem Gemahl nur Glück zu Eurem Besitze wünschen."

„Und strebet darnach, daß auch Euer unsterblich Theil immer in Harmonie bleibe mit dem hinfälligen irdischen Gute, dessen Ihr so reich gewürdigt worden seid vom Schöpfer," sprach Eberhardine freundlich. „Vergeßt das Christenthum nicht, denn das ist der Grundpfeiler, ohne welchen alle Reize und Schönheiten nichts sind. Da Ihr in Diensten der Frau Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel gewesen, so läßt sich annehmen, daß Ihr nichts von dem schlimmen Welttone wißt, der jetzt leider an einigen Höfen eingerissen. Wie hattet Ihr's bei der Frau Prinzessin? Behandelte sie Euch gut? Man sagt, sie sei zuweilen ein wenig heftig."

„Ich stand weniger in dem Verhältnisse einer dienenden Person, als in dem einer Freundin," entgegnete die Gräfin und fügte mit einem Anflug von Stolz hinzu: „Ueble Behandlung würde ich nicht er-

tragen haben, meines Herrn Vaters Gut Deppenau hätte mir in solchem Falle ein Asyl geboten."

Eberhardine schien von dieser Antwort etwas überrascht. „Ihr scheint stolz zu sein, Frau Gräfin," sagte sie, „auf was?"

Ein leichter Hauch tieferen Rothes überschwebte der Gräfin Gesicht. „Auf mich selbst, Ew. Durchlaucht," antwortete sie. „Ich bin der Meinung, daß nur Derjenige sich den Launen Anderer unterwirft, dem es an dem nöthigen Selbstbewußtsein fehlt. Dadurch verdirbt man sich und Andere."

„Die Demuth ist gerade nicht Eure Sache, wie ich spüre," bemerkte die Churfürstin etwas pikirt.

„Sie ist in vielen Fällen schädlicher als das Selbstbewußtsein," antwortete die Gräfin.

„Nun, nun, Ihr seid wenigstens aufrichtig, das ist auch eine Tugend, wegen welcher man Eurem Gemahl zu Eurem Besitze Glück wünschen muß," sagte Eberhardine und ließ eine Pause eintreten. Die Gräfin machte eine tiefe kalte Verbeugung. Ihr Gemahl war ganz von der Churfürstin-Wittwe in Beschlag genommen.

Diese lebhafte alte Dame äußerte noch sehr viele Theilnahme für die chursächsischen Angelegenheiten, und Niemand konnte ihr in dieser Beziehung besser Rede

stehen, als Graf von Hoymb, der bereits unter ihrem höchstseligen Gemahl, dem dritten Johann Georg, im Staatsdienste gewesen. Ihre durchlauchtige Schwiegertochter kannte diese ihre Neigung zu gut, als daß sie ihr die kurze Freude durch ihr Dazwischentreten hätte stören sollen, und obwohl sie sich keineswegs von der Gräfin besonders angezogen fühlte, sondern im Gegentheile eine gewisse unangenehme Empfindung sich, wie von derselben ausgehend, ihr aufdrängte, so beherrschte sie sich doch und versuchte, die junge schöne Frau in ein Gespräch zu verwickeln, um sie zu sondiren, wie man sprüchwörtlich zu sagen pflegt. Sie erlebte eben keine Freude in diesem Geschäft, denn Gräfin Hoymb zeigte, da besonders die Churfürstin das Gespräch auf das religiöse Gebiet, das sie als Fundament aller lobenswerthen Eigenschaften betrachtete, hinzuleiten wußte, eine wahre Eiseskälte beziehentlich der Glaubenssätze.

„Ich erstaune, Euch so sprechen zu hören, als wäret Ihr, Frau Gräfin, an gar keinem christlichen Hofe gewesen,“ sagte sie. „Hat denn die Religion so wenig Anziehungskraft für Euch oder findet Ihr keinen Geschmack daran, Euch mit Dingen bekannt zu machen, die für Euer ewiges Heil ganz unerläßlich sind?“

„Ew. Durchlaucht, ich habe in derlei Dingen ganz eigene Ansichten,“ antwortete die Gräfin mit einem

leichten, fast ironischen Lächeln, „ich gestehe, daß eine gewisse Art verneinenden Geistes in mir ist, der mich nur an das glauben läßt, was ich begreife. Um das, was darüber hinausgeht, habe ich mich nie sehr gekümmert, und ich glaube, daß es auch kein Glück ist, sich solche Sorge zu machen."

Die Churfürstin schien sprachlos vor Erstaunen geworden zu sein, wenigstens war sie für die Dauer einiger Secunden gar nicht fähig, ihrem Erschrecken Worte zu leihen. „Mein guter Gott! so jung, so schön und so ohne Glauben!" rief sie mit dem Ausdrucke großer Angst, „ach, wie arm seid Ihr bei all' der Schönheit, mit der Euch Gott so reich gesegnet! Euer Herz hat nichts, woran es sich halten könnte in den Stunden der Prüfung. Ohne Glauben giebt es keine Liebe und ohne Liebe und Glauben keine Hoffnung."

Die Gräfin fühlte sich durch das Armuthszeugniß, das ihr die hohe Frau so gewissermaßen ausstellte, sehr unangenehm berührt, sie versetzte darauf: „Ew. Durchlaucht, ich werde das mir gewordene Loos des Unglaubens immer mit derselben Resignation tragen, wie bisher; ich habe mich stets sehr gut dabei befunden."

„Man sollte meinen, Ihr wäret am Hofe der Churfürstin von Brandenburg zu solcher Resignation herangebildet worden. Eine gottlosere Philosophie

hättet Ihr auch dort nicht einsaugen können," sprach die hohe Frau.

Die Gräfin schwieg darauf, und Eberhardine fand es zweckmäßig, dies Gespräch, welches so sichtbar für beide Theile einen unangenehmen Eindruck hervorbrachte, abzubrechen.

Die Churfürstin-Wittwe hatte soeben auch ihre angelegentliche Unterhaltung mit dem Grafen beendet, und dieser trat mit einer tiefen Reverenz von ihr zurück. „Nun, seid nur hübsch auf Eurer Hut, Graf," sprach sie, „die Zeiten sind so leichtsinniger Art geworden, daß es zu keinem Wunder gerechnet werden dürfte, wenn man Eurer schönen jungen Frau Fallstricke legte. Ich warne Euch, sie den Gefahren des Hofes auszusetzen. Wer einen Edelstein hat, muß ihn vor lüsternen Blicken gewissenloser Leute verwahren. Ihr versteht doch, was ich meine?"

„Sehr wohl, gnädigste Frau — ich liebe meinen Edelstein zu sehr, als daß ich ihn einem flüchtigen Triumphe der Eitelkeit aufopfern sollte." — Der Graf war vollkommen über die Andeutung der churfürstlichen Wittwe im Klaren, daß sie nämlich auf niemand Anderen, als den König ziele, welcher bereits zwei Ehescheidungen, erst die der Gräfin Hieserle oder Esterle und neuerdings die der Gräfin Lubomirska, der Nichte des

Cardinal-Primas von Polen, Radzeijowski, veranlaßt hatte, um diese schönen und leichtsinnigen Frauen zu besitzen.

Als Gräfin von Hoymb sich von Frau Eberhardinen empfahl, sprach diese mit einer fast mütterlichen Fürsorge zu ihr: „Liebe Gräfin, wenn Ihr einmal in Euch einen Drang nach Glauben empfinden solltet — Gott regiert ja die Menschenherzen gar wunderbar und sie sind nur eitel Wachs in seiner starken Hand — so stoßt die Regung nicht von Euch; kommt zu mir, Liebe, wir wollen zusammen Hand anlegen, den verneinenden Geist aus Eurem Herzen hinauszutreiben, damit Ihr im Innern eben so schön werdet, wie im Aeußern. Und so empfehle ich Euch dem Schutze des Himmels."

Mit einer tiefen förmlichen Verbeugung entfernte sich die Gräfin mit ihrem Gemahle, wenig erbaut von der Art und Weise der Churfürstin Eberhardine und einen tiefen Widerwillen gegen sie empfindend.

Die hohe Frau sagte an demselben Tage noch zu Fräulein von Lewalde: „Ihre Freundin, die Gräfin, ist wol eine sehr schöne Person; aber es ist recht traurig mit ihrem Herzen bestellt. Es fehlt ihr ein Stück vom Himmelreiche; deshalb ist sie geistig arm. Sie ist stolz und glaubenslos, zwei Dinge, die nie glücklich machen. Könnte Sie ihr von Ihrer weichen Seele

etwas abgeben, Kind, daß sie demüthig würde, wie gern wollte ich Tag und Nacht ihr vorsagen, wie der Glaube das unschätzbarste Gut ist und alles Andere in der Welt verweht und vergeht."

Keine Regierung eines Fürsten bietet so starke Contraste, wie die des starken August von Sachsen. Man kann behaupten, daß selten Jemand einen bunteren Lebenslauf durchgemacht, als er, und daß eben so selten Jemand einen so unverwüstlichen leichten Sinn bei all' seinem Thun der Welt als ein zuweilen sogar auffallend bewunderungswerthes Beispiel vor Augen geführt, als er, denn mitten in den größten Bedrängnissen gab er sich der Vergnügungssucht mit der heißen Begierde eines an keine Zukunft denkenden Jünglings hin.

Auch an diese seine Rückkehr nach Sachsen, die erste nach seiner Erhebung zum Könige von Polen, reihten sich Feste an Feste, Dresden schien ein Sitz der tollsten Lust geworden zu sein. Seine hohe Gemahlin hatte seinem Willen Genüge geleistet und befand sich gleichfalls in der Hauptstadt; aber von Freude an dem Prunke und Flitterwesen und an den lustigen geräusch-

vollen Festen verspürte ihr Herz nichts, im Gegentheil, es fühlte sich tief verletzt von der Anwesenheit der Fürstin Lubomirska, die ihren Gemahl hierher begleitet hatte.

Als ihr diese überstolze Dame, welcher der König den Titel einer Reichsfürstin von Teschen vom Kaiser verschafft hatte, vorgestellt ward und sie, von dem hochmüthigen Wesen dieses üppigen Weibes schwer verletzt, fragte: „Wann gedenken Sie nach Polen zurückzukehren?“ antwortete ihr die neue Reichsfürstin mit rücksichtslosem Uebermuth: „Ich bin mit dem Könige gekommen und werde mit dem Könige wieder nach Polen zurückgehen.“

Ja, die edle Eberhardine hatte schwere Prüfung vom Himmel auferlegt bekommen, unter solchen Kränkungen mußte ihr Herz brechen. Ihr Auge blieb trocken vor der Welt; aber ihre Seele floß über von Thränen des tiefsten und wahrlich gerechtesten Schmerzes, sie war eine Dulderin im Prunkkleide der Macht und Herrlichkeit eines Fürstenhofes. Wie sehnte sie sich zurück nach dem stillen Torgauer Schlosse, wo sie doch eine Freude genoß, die des Mutterherzens! Und doch gab ihr der Himmel auch hier in dem geräuschvollen Tumulte eines lustigen Hoflebens Zeichen, wie Hunderte mit ihr fühlten, ihr trauriges Loos beklagten.

Wo sie sich nur in Dresden sehen ließ, wurde ihr eine fast kindliche Ehrfurcht zu Theil, Aller Augen waren mit schmerzlicher Liebe auf sie gerichtet, in den Gesichtern des Volkes stand es geschrieben, wie es mit ihr fühlte.

Der schönen Lubomirska konnte es in Sachsen nicht sehr gefallen, denn das sächsische Volk, ein ganz anderer Schlag als die so ziemlich auf der niedrigsten Bildungsstufe stehenden Polen, bei denen für Branntwein und eine Hand voll Münze sogar Anbetung zu erkaufen war, bewies ihr keine Huldigungen und betrachtete sie trotz allem Pomp nur als das, was sie unläugbar auch war. Ihr immerwährendes Anliegen an den König, nach Polen zurückzugehen, wurde demselben allmälig lästig, und die Folge davon war ein eben so allmäliges Erkalten seiner Neigung zu ihr. Obwohl er gegen sie Rücksichten politischer Art zu nehmen hatte, so sehnte sich doch die Unbeständigkeit seines Gemüthes nach einem Wechsel hinsichtlich der Person seiner Geliebten. Die stolze Polin mußte mit großer Feinheit behandelt werden, sie war zu fürchten; ihr Oheim, der Cardinal-Primas, der höchste Würdenträger in Polen, schon bei der Wahl August's zum König dessen heftigster Gegner, würde jede Beleidigung seiner Nichte, da er deren vertrautes Verhältniß zu August

ohnehin nicht besonders günstig angesehen, mit Gewißheit auf alle Weise gerächt haben, und die Parteisucht des polnischen Adels, dessen unbegrenzte Feilheit, war für August ein Gegenstand des Schreckens, da er diese Tugenden der Edlen seines neuen Königreiches bereits so ziemlich kennen gelernt hatte. Zudem befand sich die Geliebte in besonders zarte Rücksichten erfordernden Umständen, und bei der Gutmüthigkeit August's und seiner Galanterie war nicht zu erwarten, daß er ihr absichtlich eine Kränkung würde zufügen lassen.

In Sachsen, dem Erblande des Churfürst-Königs, waren nicht unerhebliche Veränderungen geschehen. Während seiner Abwesenheit hatte es bereits einen Vorgeschmack bekommen, was die Zukunft bringen würde. Der Churfürst hatte bei seiner Königswahl für Sachsen einen Statthalter, in der Person des Fürsten Egon von Fürstenberg, eines Staatsmannes, eingesetzt, welcher als Fremder keine besondere Vorliebe für die weltlichen und kirchlichen Interessen des Landes bezeigte. Dieser stark gealterte liebenswürdige Bonvivant, der in den Fesseln der Gräfin von Reuß schmachtete, war weniger geeignet, für ein Land, das seiner Obhut anvertraut war, zu sorgen, als die Intriguen und Chicanen zu beschützen, die dasselbe dem Ruine zuführten.

Die unumschränkte Gewalt, welche der Churfürst in Fürstenberg's Hand gelegt, wurde besonders kräftig unterstützt durch das von ihm geschaffene Revisions-Collegium, welches einem Inquisitionstribunal (nicht für religiöse Angelegenheiten) wie ein Zwillingsbruder dem andern ähnlich sah, indem es sogar ermächtigt war, in Justizsachen den Spruch der höchsten Gerichtshöfe als ungültig zu erklären. Die Stimmung des Volkes über derlei Neuerungen war keine besonders günstige und wurde von dem ritterbürtigen Landadel diesmal lebhaft getheilt, weil derselbe sich in seinen Gerechtsamen und an dem empfindlichsten Theile seines zeitlichen Bewußtseins, nämlich am Geldbeutel, bedroht sah. Ein Landtag sollte die Beschwerden des Adels, der Bürgerschaft und der Universität zur Sprache bringen, und Churfürst August, dessen milder Sinn jede gerechte Beschwerde seines Erblandes gern zu heben suchte, fand in der Eröffnung dieses Landtages eine sehr günstige Gelegenheit, sich den versammelten Vertretern des hohen und niederen Volkes in dem neu errungenen Glanze königlicher Herrlichkeit zu zeigen, weshalb er auch auf prachtvollem Throne, unter sammtenem Baldachin, mit goldgesticktem Purpurmantel, mit Krone und Zepter vor ihnen erschien. Sicher wäre der Stände Anliegen hinsichtlich der Ab-

schaffung des erwähnten Revisions-Collegii abfällig beschieden worden, wenn nicht August sich in die Lage versetzt gesehen hätte, dem Volke zum mindesten eine Concession zu machen, da er seine Verwilligung zu bedeutenden Summen bedurfte. Die Schlauheit der churfürstlich-königlichen Umgebungen wußte es dahin zu bringen, daß besagtes Collegium in der That nur eine Namensänderung erlitt, indem es in ein „Königliches geheimes Cabinet“ umgewandelt wurde, was im Ganzen noch schlimmer war.

Während diese Dinge in Sachsen vorgingen, bereiteten sich in Polen alle jene Zerwürfnisse vor, welche zu so großen Folgen für August und Sachsen anwuchsen. Der Drang, sich durch eine große Eroberung auszuzeichnen und die Polen für sich zu gewinnen, verwickelte den neuen König, der, wie schon bemerkt, Livland, das bis jetzt noch schwedisches Besitzthum war, als eine gute Beute betrachtete, in jene traurigen Händel mit dem blutjungen Soldaten-König, dem zwölften Carl von Schweden. Heimlich hatte August Bündnisse mit dem Zaaren Peter von Rußland und dem Könige von Dänemark eingeleitet und sie zum Beistand für seine Pläne gegen Schweden gewonnen. Patkul war der Vermittler derselben und drängte zur Ausführung der Offensive auf das zu Schweden gehörende

Livland. Aber wie alle seine Unternehmungen von einem Unsterne begleitet wurden, der nur dann erst sichtbar hervortrat, wenn seine Pläne zu gelingen schienen, so war es auch jetzt der Fall. Vergebens hatte er durch sein persönliches Erscheinen in Livland den Adel zum Aufstand gegen Schweden zu reizen versucht, die Furcht vor schwedischer Rache und die Ueberzeugung, daß König August Alles, nur nicht Macht genug besitze, um einen solchen Kampf durchzuführen, indem die Republik Polen in Bezug auf einen Krieg mit Schweden keineswegs mit ihm einverstanden war, bewog die Livländer, der Aufforderung Patkul's keine Folge zu leisten. Solches Resultat seiner Mission mußte Patkul natürlich verheimlichen, und er meldete statt desselben dem König August, daß ein Aufstand der Livländer erst dann erfolgen werde, wenn sie sich mit der That unterstützt sähen, was die Folge hatte, daß nun ein Einbruch der sächsischen nach Polen gezogenen Truppen in Livland geschah. Indeß mit so großen Erwartungen dieser Ein- oder Friedensbruch auch begonnen wurde, so zeigten sich dieselben doch bald als Täuschungen, und Patkul hatte den Verdruß, sich dem Hohne ausgesetzt zu sehen, da die Livländer keineswegs zur Theilnahme an dieser ungerechten Handlungsweise gegen Schweden zu bewegen

waren. Von Vorwürfen des Generalleutnants Flemming wegen der mißlichen Lage, in welche er durch seine Verheißungen die sächsischen Truppen gebracht, überhäuft und im lebhaften Gefühle, daß sein Credit durch dies Mißlingen bei dem polnischen König bedeutend gesunken sei, fand er es sehr nothwendig, wo möglich die Feindseligkeit Flemming's, des Lieblings des Königs, zu paralysiren, indem er versuchte, sich auf eine Zeit lang von dem Schauplatze seines nicht vom Glücke begünstigten Wirkens so ehrenvoll als möglich zurückzuziehen, was ihm auch gelang, indem er es dahin brachte, daß August selber ihn einstweilen von dort abberief.

Patkul erkannte, daß kein Aufenthalt für seinen Zweck, das verlorene Vertrauen August's auf irgend eine Art wiederzugewinnen, geeigneter sei, als Sachsen, wo jetzt der König sich befand. Ueber die Mittel, welche er zur Erreichung seines Planes anwenden sollte, war er noch im Unklaren, der Augenblick mußte ihm erst diese in die Hand geben. Das Nothwendigste war ohnstreitig, sich über den Charakter der Umgebungen August's am Dresdener Hofe, wo er noch ganz unbekannt war, in Kenntniß zu setzen und dann erst auf die Leidenschaften oder Schwächen dieser Höflinge seinen Plan zu bauen.

Obwohl er wußte, daß die verwittwete Churfürstin Sophie zu Torgau keinen Einfluß auf den Dresdener Hof hatte, so hielt er es doch für zweckmäßig, zu allererst sich zu ihr zu begeben. Er war schon von früher her an sie empfohlen durch ihre Schwester, die Königin-Wittwe Hedwig Eleonore von Schweden, Mutter des jetzt regierenden Carls des Zwölften, die ihm, die harte Willkür ihres Gemahls, des elften Carl, verabscheuend, zur Flucht aus Schweden behüflich gewesen, damit er nicht ein Opfer der blutdürstigen Tyrannei desselben werde.

Wenn auch der Frauenhof zu Torgau die höchst einfache Kehrseite des glänzenden Dresdener Hofes darstellte, so war doch sicher darauf zu rechnen, daß man daselbst nicht ohne Nachricht von dem letzteren sein werde, besonders da der Ruf behauptete, daß die verwittwete Frau Churfürstin ihre guten Freunde habe, welche sie stets mit Nachrichten aus Dresden versorgten, ein Umstand, der bei Patkul entschied.

Wenige Tage vorher, ehe er nach Torgau kam, war auch die Churfürstin Eberhardine von Dresden dahin zurückgekehrt, ermüdet und nach der Ruhe des stillen Torgauer Schlosses sich sehnend. Die Hoffeste und Vergnügungen, die die Anwesenheit ihres Gemahls hervorgerufen, hatten sie umrauscht wie der Wogenschwall

des Meeres einen mitten in der tobenden Fluth einsam stehenden Felsen; wie von solchem die Wassermassen zurückfallen, ohne einen Eindruck auf demselben zu bewirken, so vermochten diese Lustbarkeiten, die nur darauf zielten, die Sinne in einem Taumel zu verwirren und den eitelsten Glanz zur Schau zu tragen, auch nicht im Geringsten ihr Gefühl in Anspruch zu nehmen — sie stand mit verödetem Herzen unter diesen sich in der Sonne königlicher Lust drehenden Menschen.

Die Churfürstin-Wittwe nahm Patkul sehr huldreich auf, er war für sie der rechte Mann, mit dem sich sprechen ließ, da er die Rede vollkommen in der Gewalt hatte und überhaupt fast von Allem sich unterrichtet zeigte.

„Ihr, Herr von Patkul, habt viele sonderbare Dinge im Polenlande mit angesehen und werdet mir daher auch am besten darüber Bescheid geben können," sagte die hohe verwittwete Frau. „Meines Herrn Sohnes königliche Majestät ist durch diese Thron- und Krongelangung zu ganz absonderlicher Verbindung mit des russischen Zaaren Majestät gekommen, und erzählt man so viel Seltsames von diesem großen Herrn, daß es kein unbilliges Verlangen ist, etwas Näheres darüber von Euch, als einem Manne zu erfahren, der

Alles mit eigenen Augen angesehen. Leider war ich vor'm Jahre, als die Zaarische Majestät durch Dresden reiste, daselbst nicht gegenwärtig, um Höchstdieselbe von Angesicht zu Angesicht zu sehen; aber was mir darüber erzählt worden, klang allerdings merkwürdig genug. Die Zaarische Majestät präsentirten sich in einem kleinen spanischen Wammse mit fliegenden Aermeln, enganliegenden Beinkleidern und holländischen Schifferschuhen und trugen ein schwarzes kleines Barettchen auf dem glattgeschorenen Kopfe, was alle Welt in Erstaunen setzte. Meiner Schwiegertochter churfürstlichen Gnaden war sein hoher Besuch zugedacht und geschah zur Abendzeit, weshalb die Vorzimmer, in welchen eine Menge Leute sich in großer Ehrerbietung versammelt hatten, um die fremde Majestät zu sehen, reich mit Kerzen erleuchtet waren. Diese Neugier aber verdroß den großen Herrn außerordentlich, und blies Höchstderselbe in jedem Zimmer einige Kerzen aus, und ein Gleiches that sein Gefolge, so daß es bald in allen Zimmern, durch welche der Zug ging, finster wurde."

„Durchlauchtige Gnaden," nahm Patkul das Wort, „des Zaares Majestät sind eine lebendige Rarität, und ist ein kurioser Umgang mit Höchstderselben zu führen, ein Umgang, bei dem man nicht weiß, wie man verfahren soll, ob sanft oder gröblich. Eine Ma-

jestät von reizbarerem Temperamente, welche sich über die geringste Kleinigkeit erzürnen kann und dann ihren Leidenschaften ohne Bedenken folgt, giebt es so leicht nicht wieder. An diesem wilden zornigen Temperamente ist einestheils die Natur Schuld, die ihm solche Anlage gegeben, anderntheils aber der unbesiegbare Hang zu dem Genusse des Branntweines und anderer starker Getränke. Durch diese Leidenschaft zum Trunke ist bei Sr. Zaarischen Majestät ein angeborenes Uebel sehr verstärkt worden, nämlich das der krampfhaften Convulsionen, welchen es zuzuschreiben ist, daß Höchstderselbe zuweilen auf erschreckende Weise den Kopf dreht und die wunderlichsten Geberden macht. Als die Majestäten, der Zaar und der König von Polen, zum ersten Male in Rawa zusammentrafen, befanden sich die Zaarische Majestät wegen einer ihr gewordenen Nachricht von dem Ausbruche eines großen Aufstandes der Strelitzen in Höchstdero Reiche in solchem convulsivischen Zustande, und es war grauenhaft anzusehen, wie es dem schlanken großen Herrn mitspielte; aber nach einigen Stunden, kurz vor der Tafel, zu der die Majestät von Polen Höchstdenselben geladen, wurde es ruhiger mit dem Uebel, und selbes verging gänzlich während der Tafel, bei der die Lust bald allen Aerger überwog. Die Majestäten tranken Brüderschaft mit einander und

schlossen die herzlichste Freundschaft. Besonderes Wohlgefallen fand der Zaar an der großen Stärke der polnischen Majestät, welche einem der stärksten Ochsen mit einem Hiebe den Kopf vom Rumpfe trennte. Die Zaarische Majestät war so erfreut von diesem Beweise großer Manneskraft, daß sie die Majestät von Polen mit den Worten: „Ich will Ihre Kunst an den Köpfen meiner Russen versuchen," um den Säbel baten, der so gut hieb.

„Ach ja, meines Herrn Sohnes Königliche Majestät haben eine seltene Kraft darin, mit einem Streiche zu vernichten!" rief die verwittwete Churfürstin mit Anspielung auf des Königs Handlungsweise.

Patkul schien diese Anspielung ganz zu überhören, denn er fuhr fort zu erzählen von des Zaaren Eigenschaften, die in der That das seltsamste Gemisch waren von Muth, Entschlossenheit, wahrhafter Seelengröße und dem ausdauernden Willen, der Schöpfer der Wiedergeburt seines großen und noch tief im Argen liegenden Volkes zu werden, aber auch von Wildheit, Grausamkeit und furchtbarer Strenge, die Tausender Leben für nichts achtete, wenn es nur galt, seinen Willen durchzusetzen.

„Und werden meines Herrn Sohnes Königliche

Majestät einen treuen Bundesgenossen an diesem hohen Herrn haben?" fragte die Churfürstin mit sichtbarer Besorgniß.

„Ich glaube, ja," antwortete Patkul — „denn es liegt in der Zaarischen Politik, die Ostsee zu gewinnen, ich meine das Land an der Ostsee, und so allmälig Schweden zurückzudrängen, was nur, wenigstens für jetzt, durch den Beistand Sr. Majestät von Polen anzubahnen ist. Ich fürchte aber, daß die Anschläge gegen Schweden unter den jetzigen Umständen Sr. Majestät dem Könige wenig Vortheile bringen werden, insofern der Generalleutnant von Flemming alle Führung dieser Eroberungs-Angelegenheit in seine Hand nimmt und den Rath von Männern verwirft, die Land und Leute kennen, da sie, dort aufgewachsen, auch hinsichtlich der Erfahrung mit der schwedischen Marime, Krieg zu führen, vertraut sind."

Patkul hatte ganz unvermuthet eine Saite in dem Herzen der hohen Frau angeschlagen, die lange forttönte, nämlich den Widerwillen, den sie gegen Flemming, den Günstling ihres Sohnes, hegte, welcher, wie sie behauptete, der Hehler und Pfleger aller der Thorheiten war, die August bereits begangen, und unter welche sie hauptsächlich die Erwerbung der polnischen Krone

rechnete, bei welcher Niemand eine so große Thätigkeit an den Tag gelegt, als eben der Graf von Flemming. Von Religion, sagte sie, könne bei einem Manne, der seinen Herrn mit aller möglichen Gewandtheit in derlei unglücklichem Vorhaben unterstütze, keine Rede sein; auch sei er, auf seines Herrn Gunst pochend, von so anmaßender Hoffart, daß er Gott und alle Welt beleidige.

„Durchlauchtige Gnaden," sagte Patkul, „wenn ich manche Kränkungen ungerecht von diesem übermüthigen Günstlinge erlitten, so tröstete mich der Gedanke, daß das Gute, welches ich im Interesse Sr. Majestät von Polen gewollt, wenn auch erst später, doch einmal Anerkennung finden werde; indeß weniger gewandt als Herr von Flemming, der seines königlichen Herrn Ohr ganz und gar besitzt, verstand ich es nicht, mich gegen die heimlichen Intriguen desselben zu schützen, und diese Molesten, stets unter der artigsten Form auf mich gewälzt, veranlaßten mich, Se. Majestät, bei welcher Flemming mich in jeder Beziehung verkleinert hat, zu bitten, mich vor der Hand von dem Schauplatze meiner bisherigen Thätigkeit zurückziehen zu dürfen, und gestehe ich Ewr. churfürstlichen Gnaden offen und ehrlich, daß ich keinen größeren und herzlicheren Wunsch hege, als Sr. Majestät jetzt,

wo Höchstdieselben nicht unter dem unmittelbaren Einfluß Flemming's stehen, die Augen zu öffnen und Ihnen die Unausführbarkeit der Flemming'schen Rathschläge zu beweisen."

„Ich wünsche Euch das beste Glück dazu, Herr von Patkul," sprach die Churfürstin-Wittwe. „Obwohl ich den polnischen Angelegenheiten von Herzen feind bin, da sie schon so vieles Böse im sächsischen Erblande angerichtet, so möchte ich doch nicht wünschen, daß meines Herrn Sohnes Königliche Majestät in seinen Unternehmungen Nachtheile erfahren möchte oder wohl gar noch Schlimmeres; ich kann also mich nur freuen, wenn sich treue Männer finden, die es redlich meinen mit des Königs Sache."

Patkul legte betheuernd die Hand auf's Herz und sagte: „So geschieht es von meiner Seite, und sind Ew. durchlauchtige Gnaden herzlich gebeten, mir in dem schweren Vorhaben huldreichst beizustehen."

„Ich?" rief die hohe Frau. „Ach, da werdet Ihr nichts Tröstliches erleben, Herr von Patkul, denn mir ist keinerlei Einfluß auf den Dresdener Hof geblieben. Wäret Ihr nicht ganz fremd in Sachsen, so würde Euch solches bekannt sein. Ich gehöre zu den Vergessenen, die das Unglück haben, zu lange zu leben. Eine Empfehlung von mir würde Euch bei meines Herrn

Sohnes Königlicher Majestät nicht nur nichts nutzen, sondern vielmehr schaden."

„Durchlauchtige Gnaden, es ist leider Weltlauf, daß die geraden Wege nicht mehr zum Ziele führen, man also die ungeraden einschlagen muß, will man etwas Gutes bezwecken. Se. Königliche Majestät finden sich von Personen umgeben, welche ganz dieselbe Melodie singen, wie Herr von Flemming, und es käme darauf an, ihnen ein Gegengewicht zu geben, welches bei Seiner Majestät sich allmälig zur Geltung brächte. Leider bin ich zu unbekannt am Dresdener Hofe, um solche Personen unterscheiden zu können, denen man vertrauen dürfte, bitte also Ew. Durchlauchtige Gnaden, mich darin zu unterstützen."

„Auch das ist ein schlimmer Casus, und fürchte ich fast, daß Ihr wenig Vortheil aus meiner Anweisung ziehen werdet, denn, wie ich Euch schon angedeutet habe, ich bin aus der Mode gekommen und kenne die Leute am jetzigen Dresdener Hofe zu wenig, um eine gute zweckmäßige Wahl unter ihnen zu treffen."

Das Geräusch von Schritten unterbrach diese Unterredung; Patkul wollte sich entfernen, als die Churfürstin Eberhardine eintrat.

„Bleibt nur, Herr von Patkul, vor meiner Frau Schwiegertochter Gnaden habe ich kein Geheimniß, und

absonderlich ist der Gegenstand, über den zwischen mir und Euch gesprochen worden, ein solcher, der unsere Herzen zu sehr berührt, als daß wir gleichgültig dabei sein könnten."

Die Churfürstin-Wittwe unterrichtete Eberhardinen, um was es sich handle.

„Ich werde da wenig beitragen können," sagte die Letztere, „und es wird schwer sein, eine Wahl unter der Umgebung meines Königlichen Herrn Gemahls zu treffen, da alle diese Personen nach Kräften bemüht sind, des Königs Majestät nach dem Munde zu sprechen. Man hat mir Schilderungen dieser Leute entworfen, die nicht geeignet sind, Euch, Herr von Patkul, viel Hoffnung auf glückliche Erreichung Eures Zweckes zu machen. Der Statthalter, Fürst von Fürstenberg, hat des Königs unbedingtes Vertrauen und hält dieses fest; der Oberkammerherr, Graf Pflugk, ist der verschmitzteste Diener am Hofe, ein Mann von böser Zunge und niedrigen Gesinnungen, dem nie anders, als durch Anerbietungen größerer Vortheile, als er durch die Gunst meines Königlichen Gemahls genießt, beizukommen sein würde; Herrn von Vitzthum Euch zu schildern, erlaßt mir. Ich will nicht gegen die Schrift handeln, die da spricht: „Liebet Die, so Euch hassen, vergebet Denen, so Euch Böses gethan", und

ich müßte es, wollte ich von diesem Manne Euch ein Bild entwerfen, wie es wahrhaft ist. Ja, ich bekenne es, mir würden die Farben zu solch einem getreuen Conterfei fehlen. Ich verachte diesen Mann in tiefster Seele. Laßt Euch damit genügen."

Eine tiefe Röthe des Unwillens überflog Eberhardinens edles Antlitz bei der Erinnerung an Vitzthum, der die rechte Hand ihres Gemals, der treue und verschwiegene Helfershelfer bei dessen galanten Abenteuern und stets darauf bedacht war, sich durch neue Vorschläge in diesem Genre als Liebling unentbehrlich zu machen. Die Entrüstung, die sich ihrer bemächtigte, verhinderte sie, weiter in dieser Schilderung fortzufahren, sie erwähnte nur, daß der Groß-Kanzler Graf von Beichling eine der Hauptpersonen am Hofe sei, die des Königs Vertrauen besäßen; man habe ihr jedoch gesagt, daß er ein Freund der Bestechlichkeit und der Verschwendung sei.

„Leider bin ich nicht in der Lage, diese Eigenschaften benutzen zu können," sagte Patkul.

„Was sinnen wir doch lange, während wir Herrn von Patkul an einen Mann empfehlen können, der jedenfalls eine rühmliche Ausnahme macht unter diesen Leuten," nahm die Churfürstin-Wittwe das Wort, „den Grafen von Hoymb."

„Ich habe einen Grafen Hoymb kennen gelernt, als ich vor einigen Jahren am Ufer des Leman in der Nähe von Lausanne lebte," bemerkte Jener, „aber man hat mir ihn als einen der am wenigsten einflußreichen Männer am Hofe genannt, so daß ich darauf verzichtete, diese alte Bekanntschaft als eine Stütze für mein Vorhaben zu benutzen."

„Wenigstens wird er Euch, so Ihr von uns empfohlen werdet, genaue Auskunft über alle Verhältnisse des Dresdener Hofes geben können, und dürfte dies mindestens als guter Grund für Euch dienen," sagte die Churfürstin-Wittwe und fügte mit großer Selbstbefriedigung hinzu: „der Graf gehörte zu den Leuten, die gutem Rathe zu folgen wissen. Meine Warnung, seine junge und schöne Gemahlin fern von den rauschenden Vergnügungen des Hofes zu halten, hat er nicht vergessen. Man sieht die Gräfin nie bei Hofe, wie meiner Frau Schwiegertochter Gnaden mir erzählt hat."

„So ist es," stimmte Eberhardine bei, „Graf Hoymb macht in dieser Beziehung eine Ausnahme unter den Cavalieren. Da Ihr Eurer Rede nach vor einigen Jahren Euch am Lemansee aufgehalten und den Grafen dort kennen gelernt habt, so dürfte Euch auch die jetzige Gräfin, seine Gemahlin, vielleicht dem

Namen nach nicht ganz unbekannt sein. Sie ist eine geborene von Brocksdorf und befand sich im Hofstaate der Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel."

„Dann kenne ich sie," antwortete Patkul. „Bei einer dänischen Familie, Namens von Lewalde, sah ich Fräulein von Brocksdorf in Gesellschaft zum ersten Male."

„Lewalde?" frug Eberhardine, „nun, so wird es Euch sicher erfreuen, eine Bekanntschaft aus jener Zeit an unserem Hofe hier erneuen zu können. Brigitte von Lewalde ist mein Kammerfräulein, und habe ich das stille und sanfte Kind recht herzlich liebgewonnen."

Patkul war nicht wenig überrascht, diese Neuigkeit zu erfahren, denn er hatte geglaubt, daß Brigitte die Gemahlin Siekert's geworden sei. Er äußerte indeß nichts davon, indem er ganz richtig calculirte, daß ganz besondere Umstände dies verhindert haben müßten, sondern sprach nur sein Erstaunen aus, wie das Schicksal die Menschen oft seltsam führe, daß sie sich nach langen Jahren wieder begegneten.

„Gewiß wird es Euch lieb sein, Herr von Patkul, Euch mit Brigitten ein wenig zu unterhalten," sagte Eberhardine. „Ich werde sogleich Befehl ertheilen, daß man Euch zu ihr führe."

Auf ein Klingelzeichen trat ein im Vorzimmer

harrender Diener ein, dem die Churfürstin den Auftrag gab, den Herrn zu ihrem Kammerfräulein zu geleiten.

„Ich werde unterdeß einige Zeilen an den Hoymb anfertigen lassen, die Ihr morgen in Empfang nehmen könnt," sagte die alte Durchlaucht gütig.

Mit tiefer Verbeugung entfernte sich Patkul aus dem Zimmer der beiden hohen Frauen.

Brigitte erstaunte nicht wenig, als der churfürstliche Lakai ihr den Besuch des Herrn Geheimraths und Generalmajors von Patkul meldete. Sie hatte diesen Namen nie nennen hören und konnte sich nicht erklären, was ihre Herrin dazu bewogen haben könne, den Fremden zu ihr führen zu lassen. Ihre Ueberraschung stieg aber noch mehr, als Patkul zu ihr eintrat.

„Herr Fischering!" rief sie fast erschrocken bei diesem plötzlichen Wiedersehen.

„Fischering war ein erborgter Name, ich hätte ebenso gut einen andern führen können," entgegnete Patkul; „sollte Ihnen, Fräulein, indeß der Name Fischering angenehmer klingen, und warum könnte er das nicht, da er jedenfalls den Vorzug besitzt, mit angenehmen Erinnerungen verbunden zu sein? so bitte ich, mir denselben wieder zu geben. Wenigstens kann ich betheuern, daß mich der Name an die schönsten Tage

meines Lebens erinnert und demnach an die Freunde, in deren Kreise ich mich damals wohl fühlte. Seit jener Zeit bin ich arm an solchen stillen Freuden geblieben."

„Auch ich," antwortete Brigitte leise und sich vergessend; aber augenblicklich verbesserte sie diese unbedachte Zustimmung und fragte, sich zur Verstellung zwingend, nach seinem Befinden.

Patkul schwieg einige Augenblicke, dann sagte er mit dem herzlichsten Tone, wie er nur im Munde eines wahren Freundes gefunden werden kann: „Fräulein Brigitte, ich will nicht sagen, daß diese Frage Ihrem Herzen fern liegt, Sie empfinden gewiß lebhafte Theilnahme für die, so in irgend einer freundschaftlichen Beziehung zu Ihnen oder den theuren Ihren stehen oder gestanden haben; aber ich glaube nicht zu irren, wenn ich der Ueberzeugung bin, daß diese Frage Ihnen jetzt nur als eine Ausflucht dient, um sich vor mir zu verbergen. Ihre blassen Wangen sagen mir, daß Trauriges auf Ihrem Herzen lastet; deshalb erlauben Sie mir den Wunsch auszusprechen, Ihnen ein Freund sein zu dürfen, dem es wohl thun wird, sich durch Ihr Vertrauen geehrt zu sehen."

„Ach, was fordern Sie!" rief Brigitte leise und schmerzlich, „nein, ich kann nicht, ich kann nicht."

Eine Pause folgte.

„Ist Siekert Ihnen gestorben?"

Nach kurzem Schweigen antwortete Fräulein von Lewalde: „Ja, mir ist er gestorben."

„Ich verstehe — das ist der Grund des großen Kummers, der Ihre Wangen bleichte. Ich hätte Siekert einer Treulosigkeit nicht für fähig gehalten."

„Schweigen wir davon," bat Brigitte, und in ihren Augen glänzte es feucht.

„Wie Sie wünschen — Sie dürfen nicht für Neugierde nehmen, was nur innige Theilnahme meiner Freundschaft ist. Es schmerzt mich, einen Freund, den ich achtete, als Verbrecher an einem edlen Herzen zu wissen."

Wieder folgte eine Pause; Patkul endete sie, indem er sagte:

„Ich erinnere mich eines Talentes, das Sie besitzen, und durch welches Sie damals am Lemansee zuweilen unsere Aufmerksamkeit gefesselt hielten. Sie erzählten uns einige der hübschen Seelandsagen. Sollte sich keine darunter finden, welche Aehnlichkeit mit Ihrem Schicksale hat?"

„Ach ja!" seufzte Brigitte. „Die Sage von der Arm-Trud von Nyekiöbing ist für mich eine Prophezeiung gewesen, von der ich damals, als ich sie mit

Thränen des Mitgefühls las, nicht geglaubt hätte, daß sie sich an mir erfüllen, das ganze unendliche Weh, das die Arm-Trud getroffen, auch auf mich kommen könnte."

„Erzählen Sie mir diese Sage, gute Brigitte — ich bitte darum. Vielleicht erleichtert es auch Ihren Kummer."

„Ich glaube, Sie meinen es gut; wenigstens weiß ich, daß Sie damals unser herzlicher Freund waren. Darum will ich Ihren Wunsch erfüllen — ich würde gegen Niemand sonst von dem Geheimnisse meines Kummers sprechen."

Und nach einer Weile hob Brigitte an:

„Wenn Jemand von den Umwohnern des kleinen Oertchens Nyekiöbing, welches jetzt eine Stadt ist und eben noch so traulich wie in jenen Zeiten, wo nur eine ganz kleine Gemeinde von Ansiedlern daselbst bestand, an eine der vielen Einbuchtungen des die nördliche Spitze von Seeland gleichsam in ein vielzackiges Dreieck zerreißenden klippenvollen Meerbusens sich anschmiegt, etwas recht Gutes und Schönes bezeichnen wollte und keinen passenden Ausdruck dafür fand, so sagte er nur: „'s ist wie die Arm-Trud von Nyekiöbing", und damit war Alles gesagt, und Alle wußten, was das bedeuten sollte, denn Arm-Trud von

Nyekiöbing war in der ganzen Gegend als die schönste und frömmste Dirne bekannt, die man nur sehen und finden konnte. Trude war ein Waisenkind, das nur noch eine Mutter hatte, sonst aber keine verwandte Seele mehr in der Welt, und nährten sich beide kümmerlich von ihrer Hände Arbeit, damit sie Niemand zur Last fallen durften; Trude spann, und die Mutter nähte Segeltuch. Hätten sie nicht die kleine Hütte gehabt und das Gärtchen daran, wo Trude, wenn der Feierabend kam, rüstig und mit freudevollem Herzen wirthschaftete, daß es eine Lust war über den Zaun zu schauen, wie sie da mitten in der stillen grünen Welt stand, unter den Blumen, die stolz und fröhlich ihre buntfarbigen Häupter emporhoben, selber eine Blume voll unendlichen Liebreizes und rührender Schönheit, die die Augen mehr auf sich zog, als ihre stummen Lieblinge, die sie so sorglich pflegte und goß, und die ihr dankbar Wohlgerüche für all' die zärtliche Liebe entgegendufteten, sie hätten nicht bestehen können, denn ihre Armuth war recht groß und gar keine Hoffnung vorhanden, daß sie je aus diesem Schicksale heraustreten könnten. Der Vater war ein mittler Handelsmann gewesen, der all' seine Waaren und sein ganzes Vermögen durch einen Schiffbruch verloren und sich deshalb zu Tode gegrämt hatte, weil nun sein langes mühevolles Leben zu

nichts geworden durch das Unglück einer einzigen Stunde. Als er starb, blieb eben nichts mehr übrig, als Hütte und Garten, alles Andere war verschuldet. Arm-Trud wuchs trotz aller Armuth als eine Zierde von Nyekiöbing auf, und die jungen Bursche des Ortes hegten vor der stillen Tugend der schönen Dirne eine Ehrfurcht, wie sie sie sonst nur bei der Predigt des alten Pfarrherrn zeigten. Arm-Trud hatte viele Anerbietungen zur Heirath, aber sie sagte zu allen „nein", weil sie in ihrem Herzen noch gar nichts empfand, was einem Gefühle wie Liebe ähnlich gewesen. Und sie glaube an kein glücklich Leben, wo nicht ihr Herz mitspräche, sagte sie, denn das sei doch das einzige Glück für arme Leute, wenn sie einen Himmel voll Frieden in sich trügen. Freilich schwatzten da die Leute, Arm-Trud sei stolz und hoffärtig und bilde sich gar viel ein auf ihr hübsches Gesicht; aber das war eine eitle Lüge, Niemand war bescheidener als eben Arm-Trud und Niemand fröhlicher und seliger im Herzen als sie. Mit dem jungen Morgen hob ihr Glück an, denn da tönte ihre Stimme in Liedern so wonnig, als habe ihr von des Himmels Seligkeit geträumt; sie lachte fröhlich zur Thüre heraus dem jungen Tag in's Gesicht und rief: „Bist auch da, du treuer Freund? o wie lieb ich dich habe! bist ein herziger Cumpan

und scheinst mir in die Seele hinein, daß es d'rin wunderhell und glänzend wird, als wäre ich die reichste Königin von der Welt, und bin doch nur die ärmste von allen armen Dirnen." — Und dann ging's lustig an die Arbeit, das Spinnrädchen schnurrte unaufhörlich, und Arm-Trud sang und spann munter in einem fort, und wenn dann der Feierabend kam mit seinem purpurgeränderten Himmel und Frau Sonne sich in das große Meerreich im Wasser niederließ, als wolle sie sich kühlen von der gewaltigen Tageshitze in den grünschimmernden Fluten, da faßte eine wahrhafte Seelenfreude in Arm-Trudens Herz Platz, und sie hüpfte zu ihren Lieblingen im Garten hinaus und plauderte mit ihnen so liebevoll, als wären es ihre Geschwister, und sagte zur Rose: „Wie schön du bist, in deinem feinen Kleidchen, das dir der liebe Gott gegeben! o du herzig Röslein, wie Schade ist's, daß ein rauher Tag einst kommt, wo du mich nicht mehr anschauen wirst, die dich so lieb hat; aber bis dahin wollen wir uns gut sein, du mir, ich dir — Herz um Herz." Und zur stattlichen Mohnblume sagte sie: „Du bist ein recht neckischer Schalk, siehst so verlockend aus, hast's aber im Nacken und duftest Schlaftrunkenheit aus, daß man träumen möchte mit dir; aber lieb habe ich dich, wie Mutter mich, hab' dich ja groß gezogen,

und wie du so schön blühst und das Köpfchen stolz hebst, so blühst du mir schön und willst, daß ich stolz auf dich sein soll." Und so lieb plauderte sie mit allen Blumen, mit der Nachtviole und mit der gewürzigen Nelke, mit der schimmernden Sonnenblume, die baumhoch über die andern hervorragte, als sei sie ganz allein werth, das Tageslicht zu schauen, und mit dem einfachen bescheidenen Gänseblümchen, das sich in seiner Demuth verbarg, obwohl es in seiner Art gerade so schön war, wie die Rose und Mohnblüthe und Nachtviole und Würznelke. Eines Abends, als sie so mit ihren Lieblingen traulich geschwatzt und sie mit frischem Wasser begossen hatte, sagte hinter ihr Jemand über den Zaun herüber: „Ich möchte eine von Deinen Blümlein sein, schöne Arm-Trud, Deine Augen wären meine Sonne und die süßen Liebesnamen, die Du ihnen giebst, meine Nahrung. Möchtest Du mich nicht lieb haben, wie die geringste unter ihnen?" — Das war der Troll, der schmuckste Bursche von ganz Nyekiöbing. Seine Rede war in Arm-Trudens Herz gefallen wie ein fruchtbar Samenkorn, das d'rinnen groß wuchs und ihre süßeste Freude wurde, denn mit jedem neuen Tage sagte sie sich's, wie sie ihn lieber habe als Alles auf der Welt und wäre es noch so schön und kostbar, und mit jedem Abend kam der Troll an den Zaun, dann

herein in das Gärtchen, und wie er zu ihr gesagt hatte, so ging's in Erfüllung, ihre Augen wurden seine Sonne und ihre Worte seine Nahrung, er hätte nicht leben mögen ohne ihre Liebe, denn Arm=Trud hing so herzig an ihm, daß sie oft zu ihm sprach: „Sollte ich Dich lassen, mein Troll, so müßte ich sterben". Ein Jahr war rasch verschwunden, der Winter vergangen und der Sommer wiedergekommen, als eines Abends der Troll später kam als gewöhnlich und von nun an alle Abende zerstreuter war, gar nicht mehr so frisch aus der Seele heraus mit ihr plauderte, wie sonst, und in schwere Gedanken verfiel, daß Arm=Trud ganz bange wurde um ihn, denn sie meinte, er sei krank. Als er auch eines Abends viel zeitiger fortging von ihr und gar nicht darauf gehört hatte, daß sie zu ihm gesagt, wie er jetzt dazu thun müsse, daß bald Hochzeit mit ihnen werde, denn es wäre anders mit ihr geworden und sie wolle doch nicht der Leute Gespött werden, da faßte Arm=Trudens Herz eine große Angst, welche sie gar nicht beschwichtigen konnte und welche sie forttrieb, ihm nachzugehen. Es war tief dämmerig geworden, aber der Pfad am See glich einem breiten weißen Bande, so daß sie ihn trotz der zunehmenden Düsterheit erkannte. Als sie über eine Viertelstunde weit gegangen, dünkte es ihr, Musik zu hören, sie wußte nicht,

woher die kommen sollte, denn das Gestade war öde und keine Fischerhütte daselbst, weil die vielen Klippen auf dieser Seite der Bucht die Fahrt unsicher machten und Niemand hier auf den See sich wagte. Aber bald ward es ihr deutlich, daß aus dem Wasser heraus, mitten zwischen den Klippen, die lustigen lockenden Töne hervorklangen, und Arm-Trud erschrak zum Tode, denn nun erinnerte sie sich mit einem Male, wie von alten Zeiten her es hieß, dort in der Tiefe zwischen den Riffen in einem prächtigen Krystallpalaste wohne ein wunderschönes Meerfräulein, das zuweilen auftauche zur Oberfläche und Menschen verlocke in sein nasses Reich. Und wie Arm-Trud so voll Schrecken und Angst am Ufer stand und nicht fort konnte, denn es lag bleischwer in ihren Füßen, da hob sich ein flimmerndes Leuchten zwischen den Klippen aus dem See herauf und glänzte weit über dessen Fläche hin, wie beginnendes Morgenlicht. Ein kleines Boot schwamm zwischen den Riffen hervor, und d'rin saß das Meerfräulein in lichtweißem Kleide, eine Laute im Arm, und spielte und sang so wundervoll schön, daß die Töne wie süßer Rausch Arm-Trudens Seele durchzogen. Das kleine Boot schwamm ohne Steuer und Ruder dem Ufer zu, und als es da landete, hörte Arm-Trud das Meerfräulein mit süßer Stimme fragen: „Bist Du da,

mein geliebter Troll?" — und Troll antwortete: „Hier warte ich Dein!" Ein Schauer fröstelte durch Arm-Trudens Herz und betäubte barmherzig ihre Sinne, so daß sie bewußtlos niedersank und nichts mehr sah und hörte. Als sie wieder zu sich kam, war Alles still um sie, kein Ton klang in ihr Ohr, als das Rauschen des Nachtwindes, der sich aufgemacht hatte und über das dunkle Wasser hinfuhr, so daß es zornig große Wellen an's Ufer jagte und wie mit dumpfem Grabeston murmelte. Arm-Trud meinte, sie habe nur geträumt, und ging nach Hause; aber das war ein schlimmer Traum gewesen, der ihr Herz brach, denn wie sie auch wartete, der Troll kam zum nächsten Abend nicht zu ihr in's Gärtchen; das Meerfräulein hatte ihn verlockt in den Krystallpalast. Niemand wußte, was ihm geschehen, nur Arm-Trud allein, und verzweiflungsvoll und dem Wahnsinn nahe, lief sie jeden Abend dorthin, wo das Meerfräulein gelandet und wie dieses, rief sie ihren Geliebten: „Bist Du da, mein geliebter Troll?" aber Niemand gab Antwort, als der Abendwind und die murmelnde See. Als der Herbst mit seinen Stürmen kam, genas Arm-Trud eines Kindleins; aber das war keine Freude für die geisteszerstörte und am Herzen gebrochene Dirne. Das Kindlein im Arm, saß sie allabendlich am Ufer, den Klippen im Meer gegenüber,

und raufte sich das schöne Lockenhaar, weinte und rief über das dämmernde Wasser hinüber: „Bist Du da, mein geliebter Troll?“ Aber Alles blieb still und schweigsam, nur die Wellen rauschten und der Wind heulte. Vor Kummer war Arm-Trudens Mutter gestorben, sie aber blieb am Leben, damit der Schmerz nicht aussterben sollte in der Welt. Die Leute von Nyekiöbing hatten eine Wahnsinnige in ihrer Gemeinde, deren sie sich sammt ihres Kindes erbarmten. Nach langen Jahren fand man die Unglückliche eines Morgens an einem Baumstamm als Leiche sitzen, die starren glanzlosen Augen auf die See gerichtet und den Mund halb geöffnet, als wäre ihr letztes Wort im Leben die Frage gewesen: „Bist Du da, mein geliebter Troll?“

Brigitte schwieg, die Hände waren ihr lässig in den Schooß geglitten, das blasse Gesicht niedergesunken auf den tiefathmenden Busen. Wahrlich, sie war das vollkommenste Bild Arm-Trudens, wie diese mit gebrochenem Herzen am Ufer saß, die Wellen zu ihren Füßen rauschten und der Wind über die unruhige gährende See hinfuhr. Auch sie war zu der Frage: „Bist Du da, mein geliebter Troll?“ berechtigt, denn der, dem ihr junges schuldloses Herz so ganz und gar gehört, an den sich ihre weiche Seele wie Epheu an den

starken Stamm vertrauensvoll angeschmiegt, hatte sie verlassen, und Niemand wußte, wohin er gekommen war. Patkul war schonend genug, keine weitere Frage beziehentlich ihres traurigen Geschicks an sie zu richten. Das Unglück ist heilig und gefeiet, und ein gebrochenes Herz ist eine zertrümmerte Welt.

Er drückte ihr mitleidsvoll die Hand, als sie sich erhob.

„Wo lebt Ihr Bruder Asmund?“ fragte er dann.

„Jetzt noch in Kopenhagen, seinem letzten Briefe nach aber wird er vielleicht nach Dresden oder Wien kommen, da er bei einer der beiden Gesandtschaften Anstellung erhält.“

„Die durchlauchtige Frau Churfürstin sagten mir, daß der Graf von Hoymb seine junge Gemahlin Höchstihnen vorgestellt habe. Sie, Fräulein, hatten also die Freude, auch diese Ihnen theure Freundin wiederzusehen?“

„Ja,“ antwortete Brigitte, „es war eine recht große Freude für mich; aber die Gräfin von Hoymb ist nicht mehr Anna von Brocksdorf. Es hat mir sehr weh gethan, sie so verändert zu finden.“

„Verändert?“

„Ja,“ sagte Brigitte, „ich vermißte die frühere Herzlichkeit an ihr; sie zeigte sich mir, die ich freilich

nur ein Kammerfräulein bei meiner durchlauchtigen Frau Churfürstin bin, herablassend, als gäbe sie mir eine Ehre, daß sie sich erinnerte, wie wir am Lemansee so fröhlich zusammen waren. Ein schlimmer Stolz hat sich ihrer bemächtigt. Auch meiner Durchlaucht Gnaden waren von ihr nicht besonders erfreut dieses Stolzes wegen. Beide, die Durchlaucht und Anna, haben keinen Gefallen an einander gefunden, die Letztere sprach sich recht bitter und spöttisch über meiner Churfürstin Gnaden aus."

„Liebt sie ihren Gemahl, den Grafen?" fragte Patkul.

„Ich glaube nicht — ich meine, sie kann gar nicht lieben."

„Morna?!" rief der Vorige, „eine vollkommene Morna also?"

„Sie kennen die schöne Seelandsage von den beiden Schwestern von Kallundborg?" fragte Brigitte erstaunt.

„Durch Sie, Fräulein. Als Sie Anna von Brocksdorf diese Sage erzählten, sah ich diese zum ersten Male."

„Ich erinnere mich," sprach Brigitte, „Sie waren von Prangin zum Besuch zu uns gekommen. Wie Vieles ist geschehen seit jener Zeit!" — Eine kurze

Pause folgte nun, dann sagte Brigitte: „Morna war auch stolzen Herzens und achtete nicht des göttlichen Hauches der Liebe, die doch in Aller Herzen als ein Samenkorn für's Himmelreich eingepflanzt ist."

Als Patkul am andern Tage Torgau verließ, war sein Geist voll Pläne, um am Dresdener Hofe festen Fuß zu fassen. Dies war eben nichts Leichtes, indem sein Gegner Flemming Freunde genug hatte unter den Personen, welche dem Könige nahe standen und unter welche auch Graf von Hoymb gehörte. Es bedurfte dazu vieler Feinheit, zwischen diesen lebendigen Klippen zu schiffen, ohne zu scheitern.

Der Empfang, den er bei Hoymb fand, war kühl, gemessen. Der Graf erinnerte sich nicht mehr seines ihm damals beim Abschiede von Prangin gegebenen Wortes, ihm gefällig sein zu wollen, wo sich eine Gelegenheit dazu zeige. Er hatte ganz vergessen, daß Patkul es gewesen, welcher Anna von Brocksdorf günstig für ihn gestimmt hatte.

Kaum drei Wochen nach jener Zusammenkunft empfing Patkul eine Zuschrift, sich schleunigst an den Hof zu Warschau zu begeben. — Man bedurfte sein, um die Pläne auf Livland zu besprechen und zu ordnen, man brauchte seine Kenntnisse, seinen Haß gegen Schweden. Die Eile, die ihn drängte, den Wirkungskreis seiner Zukunft kennen zu

lernen, in demselben thätig zu sein, seinen Feinden entgegenzutreten und Rache an ihnen zu nehmen, ließ ihn nicht daran denken, der Familie von Lewalde noch einen Abschiedsbesuch zu machen. Er sendete ihnen ein Billet zu, in welchem er ihnen Lebewohl sagte und sich mit der Nothwendigkeit der schleunigsten Abreise entschuldigte; ein anderes lag für ~~Fräulein von Brocksdorf~~ bei. Die Thätigkeit, in welche er sich bald versetzt sah, ließ ihn zwar nicht diese seine Bekannten ganz vergessen, doch brachte sie ihn außer alle Berührung mit ihnen.

Auch zwischen der Familie Lewalde und Anna geschah ein Gleiches. Als die schönen Tage am Lemansee vorüber waren, schien auch das Andenken an sie bei beiden Theilen gleichsam mit verschwunden zu sein. Anna kehrte mit ihrer Herrin, der Prinzessin, an den Hof zu Wolfenbüttel, die Familie Lewalde nach ihrer Heimath Dänemark und zwar auf Seeland zurück. Brigittens Unglück, die furchtbare Täuschung, die sie erfuhr, war Ursache, daß kein Briefwechsel zwischen ihnen stattfand. Der Kummer tödtete Frau von Lewalde, Brigitte schien auch eine Beute des Grames zu werden, doch ihre Jugend siegte über den zerstörenden Feind, der so viele Opfer fordert; aber ihr Herz war gebrochen, ihre Jugendlust, die stille selige Freude ihres kindlichen Gemüthes dahin auf immer. Die Blüthen ihres jungen

Lebens hatte ein giftiger Frostreif erstarrt. Durch die Verwendung eines Freundes ihres Vaters, der bei der verwittweten Churfürstin von Sachsen in großer Achtung stand, kam sie als Kammerfräulein zu deren Schwiegertochter, der durchlauchtigen Frau Eberhardine. Obwohl es eine dienende Stellung war, die sie hier einnahm, so wäre doch keine andere so wohlthätig für sie gewesen, als eben diese. Die tiefe Schwermuth, welche Brigitten als Rest ihres Unglücks verblieben, fand in dem sanften und liebevollen Umgange Eberhardinens eine große Linderung, ihrer Herrin tief-religiöses Wesen ward ihr zum Troste, und mittels des ihr eigenthümlichen herzlichen Anschmiegens an Eberhardinen hatte sie deren Gunst und Liebe schnell gewonnen.

Fast schien es, als sei Patkul's Bemühung, sich am Dresdener Hofe eine Geltung zu verschaffen, nicht vom Glücke begleitet, der Einfluß Flemming's war überall herauszufühlen und somit keine günstige Aussicht für ihn vorhanden, zum Ziele zu gelangen. Der Zufall bot indessen Patkul ganz unerwartet die Hand. Bei einem Manöver, dem er beiwohnte, überschlug sich das Pferd des Generalleutnants Benkendorf, und nur Patkul's thätiger Hilfe hatte Jener es zu verdanken, daß er ohne harte und gefährliche Verletzung davon kam. Das stiftete eine Art Freundschaft zwischen Beiden.

Benkendorf gehörte zu jener Classe von Militairs, die alle die schlechten Gewohnheiten der Wachtstube in hohen Ehren halten und sich viel darauf zu Gute thun, sie wenigstens bei sich zu Hause auszuüben. Der Wein, der Branntwein, das Bier und der Taback kamen von Mittag bis Mitternacht nicht von seinem Tische, und der Herr Generalleutnant befand sich nicht selten in einem etwas umflorten Zustande. Es war nur folgerecht, daß er seinen neuen „ami", wie er Patkul nannte, zu diesen Göttergenüssen für Sterbliche einlud. Bei einem solchen freund- und kameradschaftlichen Vergnügen kam die Rede auf das Avancement in ihrem Stande.

„Ein Glück für mich, daß ich bereits über die ersten Stufenjahre eines Offiziers hinweg bin, jetzt würde ich jedenfalls eine Jacobsleiter brauchen, um einen Kopf höher als ein Leutnant zu werden," sagte Benkendorf, dem die Stirne roth glühte vom Genusse der starken und untereinander getrunkenen Spirituosa. „Der Flemming, der sich bei Königs Majestät in's Herz gefressen hat, ließe mich nicht aufkommen; er ist ein Großsprecher, der die Welt einreißen will und doch selber katzenbuckelt und scherwenzelt, daß er den gestohlenen Knochen nur ja für sich allein verzehren kann. Hole ihn der Teufel bei erster Gelegenheit!"

„D'rauf stoße ich mit an, Herr Camerad!" rief Patkul, „weg mit diesem Chicaneur und Intriguanten, zum Satan mit ihm!"

„Die Hand her, Generalmajor — und ein Bein für den Flemming, um ihm mit Nächstem einen soliden Fußtritt zu geben, daß er kopfüber fliegt; dann wird erst für andere Leute Platz. Hab's wol gehört, daß der Flemming Euer Intimus gerade nicht ist. Meines Gönners hohe Gnaden, des Herrn Großkanzlers Grafen von Beichlingen Excellenz, haben mir das gesteckt, und es ist ein wahrhaftes Glück für Leute, die den Flemming im Magen haben, daß es doch immer noch Personen von Einfluß giebt, welche nicht auch in das große Horn stoßen, wie es der Flemming von Allen gern haben möchte."

Patkul redete davon, daß die livländischen Angelegenheiten, von Flemming ausgeführt, jedenfalls mißlingen würden, da er allen vernünftigen Rath in seinem Dünkel verwerfe. „Und um den Aerger nicht zu haben," fuhr er fort, „verließ ich den livländischen Boden und denke hier eine Gelegenheit zu finden, Sr. Majestät gelegentlich über den Stand dieser Dinge eine kleine Aufklärung zu geben, vorausgesetzt, daß ich das Glück habe, dies bewerkstelligen zu können. Bis jetzt scheint mir Fortuna nicht sehr hold in dieser Beziehung sein

zu wollen, ich habe Niemand gefunden, der es gewagt hätte, einem Manne beizustehen, gegen den ein so allmächtiger Günstling agitirt, denn ich fühle es überall heraus, wie die Luft hier Flemming'sch ist."

„Das ist nicht wahr, Generalmajor!" rief Benkendorf, einen Stamper Branntwein mit einem Zuge leerend. „Ihr sollt's sehen, daß es nicht wahr ist. Schockmillionen Teufel! wenn Einer bei der Hand ist, diesem guten Patron Eins einzubrocken, so bin ich's, ich, der Benkendorf — verstanden? Macht Euch heute zu Abend fertig, will Euch bei Sr. Excellenz, des Herrn Großkanzlers Poussade, der Frau von Rechenberg, einführen. Das ist eine Dame, die einen gar schlimmen Zahn auf den Flemming hat, wegen der hochmüthigen polnischen Maitresse Sr. Majestät, die, wie es heißt, von dem Flemming Höchstdemselben auf feine Weise zugeführt worden. Kommt nur unter die rechten Leute, da findet Ihr schon heraus, daß noch eine andere Luft hier existirt."

In der That hatte Benkendorf, trotz seines kopfheißen Zustandes, keine Unwahrheit gesagt, der Zirkel bei Frau von Rechenberg zeichnete sich in dieser Beziehung besonders aus, er bestand meist aus Leuten, deren Princip es war, mit dem Strome zu schwimmen, so lange nicht zu hoffen war, daß das Schwimmen

dagegen von einigem Nutzen sein werde, die aber jeden Augenblick geneigt waren, an einer Intrigue Theil zu nehmen, sobald dieselbe nur einigermaßen ein Resultat versprach, das ihnen einen Vortheil abwarf. Die Frauenherrschaft am sächsischen Hofe hatte gewissermaßen einen großartigen Aufschwung genommen, dem Beispiele des Königs in dieser delikaten Angelegenheit wurde von seinen Höflingen sehr pünktlich nachgeeifert, es gehörte zum bon ton, neben der rechtmäßigen Gemahlin eine Maitresse zu haben, und diejenigen, welche nicht verheirathet waren, suchten sich durch galante Abenteuer auszuzeichnen. Frau von Rechenberg konnte sich des Vergnügens rühmen, öfterer die Elite der Gesellschaft bei sich zu sehen, da Jedermann wußte, in welche innigen Beziehungen sie zum Großkanzler stand, welcher dem Flemming'schen Einfluß am Hofe die Spitze bot, ohne jedoch mit offener Feindschaft gegen die Freunde Flemming's aufzutreten. Immerdar war die Intrigue geschäftig, sich andeutungsweise bemerkbar zu machen und dem König das Geschäft aufzulegen, versöhnend zwischen den Parteien zu walten. Patkul's Scharfblick hatte bald die Personen durchschaut, welche ihm nützlich werden konnten. Der Eitelkeit der Frau von Rechenberg mußte er schmeicheln, um hier festen Fuß zu fassen und bei dem Großkanzler einen Stein

im Brete zu gewinnen. Die Aussicht, Flemming in der Gunst des Königs in den Hintergrund drängen zu können, mußte auf den Grafen Beichlingen einen sehr günstigen Eindruck machen, um so mehr, als er, wie es Patkul bedünken wollte, besondere Ursache haben mochte, Flemming zu fürchten. Worin diese Ursachen bestanden, konnte Patkul nicht enträthseln, er schloß nur auf das Vorhandensein solcher aus einigen von ihm zufällig gehörten Worten, die der Graf zu einem Manne, der sich Doctor Ritter nannte und, wie man ihm gesagt hatte, in allen Angelegenheiten von Belang seine rechte Hand war, gesprochen hatte. Patkul gewann bald, so verdeckt man auch in diesem Kreise, wie überhaupt am ganzen Hofe, spielte, die Ueberzeugung, daß der Großkanzler jedes Mittel für gut erachte, welches ihm und seinen Plänen, die jedenfalls keine anderen waren, als unumschränkter Günstling und somit Beherrscher des Königs zu werden, nützlich sein konnte. Das Grundmittel zu diesem Zwecke war die Spionerie und dies System ein ziemlich ausgebildetes, indem Patkul die Bemerkung machte, daß sich die nobelsten Personen dazu gebrauchen ließen, um in der Hofsphäre en vogue zu bleiben. Generalleutnant Benkendorf leistete in dieser Beziehung Vieles, er war einer der treuesten Trabanten seines hohen Gönners, des Groß-

kanzlers Excellenz, während Doctor Ritter, wenn auch in anderer Weise und anderem Kreise, nicht minder thätig war.

Vergebens hatte Patkul den Großkanzler dahin zu bewegen gesucht, ihm eine geheime Audienz beim König zu verschaffen, von der er, wie er sagte, viel hoffe. „Ich nichts, Herr Geheimrath, im Gegentheil, Sie würden dadurch mehr verderben, als sich nützen," antwortete Graf von Beichlingen. „Flemming's Politik ist zu wenig wählerisch, um sich nicht auf alle Art verwahrt zu haben. Für diesmal ist es ein Unterrock, der sehr portirt für ihn ist und gegen den Se. Majestät aus höchst wichtigen Rücksichten nichts unternehmen darf und kann. Wenn man auch sagt, die Lubomirska habe jetzt ein wenig bei dem Könige verloren, so ist sie doch immerhin noch im Stande, Resultate herbeizuführen, die sehr unangenehm werden könnten. Keinen besseren Freund könnte Flemming hier am Hofe haben, als sie, gerade sie. Ersinnen Sie ein Mittel, diese Allmacht im Unterrocke zu beseitigen oder wenigstens ihren Einfluß zu schwächen, so haben wir gewonnen. Bis dahin würde eine geheime Audienz bei Sr. Majestät für mich und Sie sogar gefährlich sein. Sie können nicht verlangen, daß ich mir selber ein Bein stellen soll."

Patkul verzagte fast, zu seinem Zwecke zu gelangen. Wenn der Großkanzler, ein Mann, der des vollen Vertrauens des Königs sich rühmen konnte, diese Sprache führte, so durfte er, dem solcher Vortheil nicht zur Verfügung stand, auf kein günstiges Resultat hoffen. Also die zur Reichsfürstin erhobene Lubomirska war die Klippe, an der hier alles gegen Flemming Unternommene scheiterte! Indem Patkul darüber nachsann, ob sich wohl ein Mittel finden ließe, den Einfluß dieser Dame zu schwächen, erleuchtete ihn plötzlich ein Gedanke, den er festhielt und über den er lange nachdachte. „Wenn der König, dessen Neigung zu ihr schon etwas erkaltet sein soll, auf einen Gegenstand gelenkt werden könnte, der sie an Schönheit und Reizen übertrifft!" rief er vor sich hin; „das Spiel dürfte dann gewonnen sein."

Am Abend dieses Tages ließ sich ein Fremder, Namens Fischering, bei der Gräfin von Hoymb auf ihrem Schlosse Lichtenau, fünf Stunden von Dresden entfernt, melden und ward sogleich vorgelassen. Es war Patkul. Bei dem ersten Blicke auf die Gräfin gestand er sich im Stillen, daß sie ein Weib von tadelloser Schönheit geworden. Eine Majestät ruhte auf dieser blendend schönen Erscheinung, wie Königinnen sie oft vergebens sich anzueignen streben; es war nichts

Gesuchtes, Erkünsteltes an ihr, diese Grazie war angeboren, ein natürlicher Nimbus, der sie umgab und auf das Auge einen wunderbaren Zauber übte.

„Sind Sie glücklich, gnädige Gräfin?“ fragte Patkul im Verlaufe der Unterhaltung.

„Der Begriff von Glück ist zu problematisch, als daß ich Ihnen darauf mit Bestimmtheit antworten könnte,“ sagte sie. „Ich glaube, dieser Begriff und der von Schönheit oder Häßlichkeit sehen sich darin ähnlich, daß wir nie in's Klare darüber kommen werden. Was uns häßlich dünkt, ist vielleicht eine große Schönheit, und so umgekehrt, es giebt entweder keine ausschließliche Häßlichkeit oder keine entschiedene Schönheit und folglich auch nicht die Möglichkeit, behaupten zu können, man sei glücklich.“

„Verzeihung, gnädige Frau, ich ging von der Ansicht aus, daß ein Charakter, wie der Ihre, bestimmtere und schärfere Abgrenzungen zu machen wisse.“

„Eine gewöhnliche Frau würde Ihnen geantwortet haben: Ja, ich bin glücklich geworden, bin Gräfin, meine Wünsche werden alle erfüllt, und mein Gemahl, der Graf, ist die Zärtlichkeit in Person. Ich kann das nicht, es wäre eine Lüge, obwohl ich mich nicht unglücklich fühle.“

„Sie lieben Ihren Gemahl nicht?“

„Nein,“ antwortete die Gräfin mit Festigkeit, „er hat nichts, was mich an ihn zu fesseln vermöchte; ich habe ihm meine Hand gegeben, weil ein armes Fräulein wenig Wahl hat und ein reicher Mann sich nicht sogleich wieder findet.“

„Es ist unrecht, daß er Sie hier, entfernt von den Festen des Hofes, gleichsam für sich selbst aufbewahrt.“

„Es mag sein, Andere könnten sich darüber untröstlich fühlen, ich betrachte dies als Glück. Hier bin ich die Herrin, die Erste, dort würde ich verschwinden.“

„Sagen Sie das nicht, Gräfin!“ rief Patkul, „nur einmal dürfte der König Sie sehen, und er würde nicht mehr ablassen von Ihnen.“

Die Gräfin beobachtete einige Augenblicke lang tiefes Schweigen, dann sagte sie mit leichtem Lächeln: „Die Majestät würde nur den Verdruß erleben, sich getäuscht zu haben.“ Und mit einem spöttischen Blicke fuhr sie fort: „Sie, mein Herr, führen dieselbe Sprache, wie alle Männer sie führen; Sie glauben, der Rausch der Schmeichelei sei genug für das weibliche Herz! Wie Sie sich täuschen in Ihrem männlichen Hochmuthe! Ich habe von der Gräfin Esterle, von der Reichsfürstin von Teschen gehört, ich verachte diese Frauen, sie sind nichts als Werkzeuge der Lust und werden weg=

geworfen, sobald diese erlischt. Ich würde nie um solchen Preis mich hingeben, ich würde jeden solchen Antrag mit Verachtung zurückweisen, wenn ich nicht auch das erränge, was ich verlangen könnte."

„Und das wäre?"

„Königin zu sein und den Thron mit dem König zu theilen."

Eine lange Pause folgte; Patkul fühlte sich in Wirklichkeit von dem Stolze dieser zauberhaft schönen Frau überrascht. Als sie so vor ihm stand in ihrer herrlichen Erscheinung, das Feuerauge auf ihn gerichtet, als wollte sie seines Herzens Gedanken lesen, da dünkte sie ihm geschaffen zur Königin, zur Herrscherin, und unwillkürlich kam die Erinnerung an die Sage von den beiden Schwestern von Kallundborg in seine Seele. Ja, das war Morna — Morna, die nach dem Höchsten gestrebt hatte, so schön, so stolz, so liebelos!

„Warum schweigen Sie?" fragte die Gräfin endlich.

„Warum? Ich dachte unwillkürlich an das Planetenspiel bei Frau von Lewalde. Ihr Planetenzettel verkündete Ihnen, wenn ich nicht ganz irre, große Ehre."

„So war es," antwortete die Gräfin und trat an einen Schrank, wo sie aus einem Fache denselben Zettel nahm, den sie damals erhalten und, ohne daß Jemand darauf gemerkt, bei sich geborgen hatte. „Hier

ist er," sagte sie, „ich habe ihn zum Scherz aufgehoben, als eine Erinnerung an die schönen Tage am Leman. Lesen Sie ihn, wenn es Ihnen Vergnügen macht, lesen Sie laut, ich weiß seinen Inhalt nicht mehr genau."

Patkul erfüllte ihr Verlangen, und als er den Zettel wieder zurückgab, sagte er mit einer tiefen Verbeugung: „Unter dem Regimente des Jupiters geboren, kann Ihnen Glück und Ehre nie mangeln, gnädige Gräfin."

„Sie werden selbst einsehen, daß ich meinem Protector, des Herrn Jupiters Majestät, keine Schande machen darf," entgegnete die Gräfin scherzend und leitete nun die Unterhaltung auf andere Gegenstände, wobei ihr lebhafter und gebildeter Geist in ungemeiner heiterer Liebenswürdigkeit die Sprühfunken des Witzes und der Ironie spielen ließ.

Als Patkul am nächsten Morgen sich wieder auf der Rückkehr nach Dresden befand, rief er sich nicht nur die wundervolle Erscheinung der Gräfin, sondern auch alles Das in's Gedächtniß zurück, was sie gesprochen hatte, und stellte dies zu einem Bilde zusammen, von dem er überzeugt war, daß, wenn es dem Könige vor das Auge gebracht werden könne, es das leidenschaftliche Herz desselben in Brand setzen müsse.

Patkul war ein vollkommener Mann seiner Zeit, das heißt, er fand alle die Mittel für gut, die ihn zu irgend einem seinem Geiste vorschwebenden Ziele bringen konnten. Es war überhaupt ein auffallendes Zeichen damaliger Zeit, daß die in derselben hervortretenden Personen nie wählerisch hinsichtlich der Mittel sich zeigten, um ihre Zwecke, mochten diese gut oder schlecht sein, zu erreichen. Man ging damals von dem Grundsatze aus, daß nur der Erfolg die Entscheidung gäbe, und wie derselbe herbeigeführt werde, ganz gleichgültig sei. Sobald also Patkul mit sich selber darüber einig war, daß Gräfin von Hoymb ganz unbezweifelt, sobald der König sie nur sähe, den Sieg über die Fürstin von Teschen davon tragen und, indem diese Polin dann, auf's Tiefste verletzt, sich zurückzuziehen für gut finden müsse, auch der Einfluß Flemming's dadurch einen wesentlichen Stoß erleiden werde, ging er sogleich an's Werk, eine Weise aufzufinden, durch welche zwischen dem König und der Gräfin eine Begegnung herbeigeführt werden könne. Das Resultat derselben mußte natürlich dem Schicksale überlassen bleiben, es hing von der Gewalt des Eindrucks ab, den Gräfin von Hoymb durch ihre Erscheinung bei Sr. Majestät hervorrief. Patkuls Scharfsinn berechnete ganz richtig, daß eben der Widerstand oder vielmehr die Art des

Widerstandes, welche die Gräfin dem leicht zur Leidenschaft entflammten Könige entgegensetzen werde, für diesen ein ganz besonderes Reizmittel sein müsse, da solcher Stolz ihm neu war. Seine bisherigen Maitressen hatten der Macht seiner Schmeichelei, der Ueberredungskunst seiner reichen Geschenke, einer durch Glanz falsch geleiteten Ehrsucht nachgegeben, ihr Sinn hatte nichts Höheres als Ziel, als eben nur zu glänzen; ob der Makel der Feilheit an ihrem Namen hing oder nicht, darum kümmerten sie sich als würdige Töchter ihrer Zeit nicht; Gräfin von Hoymb war eine vollkommen andere Erscheinung, und eben dies war nicht zu übersehen, es war ein Umstand vom größten Einflusse.

Patkul, als er dem Großkanzler unter dem Siegel der Verschwiegenheit Bericht von seinem Besuche in Lichtenau abstattete, hütete sich indeß, davon zu sprechen, daß sie ein so gänzlich anderes Wesen sei, im Gegentheil hob er als besonders zu berücksichtigen hervor, daß die Gräfin ihren Gemahl nicht liebe und der von demselben ihr angethane Zwang, fern von dem glänzenden Leben der Hauptstadt zu bleiben, bei ihr jede Neigung zu ihm untergraben habe, daher es ein Leichtes sein werde, sie für des Königs Wünsche geneigt zu machen. Die Schilderung ihrer blendenden Schönheit, die Pat-

kul mit einer Wärme des Gefühls entwarf, als sei er von dem Zauber derselben gänzlich gefangen, entlockte dem Großkanzler ein Lächeln. „Nun, so müssen wir eine Begegnung zwischen Sr. Majestät und der wunderbaren Schönheit, die Sie, Herr Geheimrath, so außerordentlich begeistert, herbeiführen," sagte er. „Ich werde mich an Herrn von Vitzthum wenden, der in dieser Branche Sr. Majestät Ohr vollkommen beherrscht. Solche Begegnungen dürfen nie den Schein des Absichtlichen tragen, man muß der Ueberraschung auch ein Recht einräumen."

Demnach war die Intrigue, welche gegen das häusliche Glück des Ministers, Grafen von Hoymb eingeleitet war, in den besten Händen. Gelang sie, so hatte der Großkanzler das Vergnügen, nicht nur dem Grafen, der ihm nie günstig gewesen und welcher der Flemming'schen Partei angehörte, einen empfindlichen Verdruß bereitet, sondern auch, wie er glaubte, in der Person der Gräfin ein Werkzeug gewonnen zu haben, das willenlos sich von ihm regieren ließ, beides sehr lockende Aussichten, welche ein Mann wie der Großkanzler, zur Wahrheit zu machen bestrebt sein mußte.

Eine Woche später fuhr der König, begleitet von den Großen seines Hofes, nach Moritzburg zur Jagd, die zu seinen Lieblingsvergnügen gehörte. In der Regel

waren diese Partieen mit lustigen Gelagen verbunden, wobei der Wein, sprüchwörtlich zu reden, in Strömen floß und die Zungen fessellos in schlagenden Witzen oder üppigen Bildern, launigen Unterhaltungen sich ergingen. An diesen Lustbarkeiten fand der König viel Geschmack, da sie vollkommen mit seinen Neigungen harmonirten.

Die glücklichste Jagd war vorüber, der König, so heiter gestimmt, daß er es nicht mehr hätte sein können, wenn ihm die Nachricht zu Theil geworden wäre, daß alle Parteien Polens sich für ihn vereinigt hätten und der Plan auf Livland, wo jetzt Flemming mit wenig Glück den Schweden die Spitze zu bieten suchte, gelungen sei.

Der Wein kreiste in jenen merkwürdigen Pokalen oder Humpen, deren bizarre Formen noch jetzt von den Besuchern des Moritzburger Jagdschlosses angestaunt werden. Eine lustigere Gesellschaft von Cavalieren hatte der König lange Zeit nicht so um sich versammelt gesehen, als eben heute; Jeder bestrebte sich, seine gute Laune nach Kräften zu erhöhen, die drolligsten Anekdoten erregten bei ihm das herzlichste Gelächter, sein zum Frohsinn geneigtes Gemüth, das immer die Sorgen auf's Glücklichste, selbst in den schwierigsten und verhängnißvollsten Situationen, von sich abzuhal-

ten wußte, gab sich in der ganzen Fülle der ihm so eigenthümlichen heiteren Stimmung, die man als den Ausdruck der Grazie an ihm bezeichnen konnte und welche in der That einen Anflug von liebenswürdiger kindlicher Unbefangenheit zeigte. Es war ein fröhlicher König, der, anders geleitet, das Muster eines Herrschers geworden wäre, sein Herz war gut und, wie bei allen sinnlichen Menschen, nie zur Härte geneigt, die Heiterkeit seines Gemüthes ließ die Leidenschaften des Zornes, der Rachelust, versteckter Tücke nie aufkommen, sondern gönnte der Versöhnung gern und willig Raum.

Der Wein begann die Zungen allmälig schwerer zu machen, nur der König hielt sich, wie immer bei diesen Gelagen, frei von den Wirkungen des Zuviel, um der Majestät seiner Person nichts zu vergeben und stets die über die Schranken springende fessellose Lust beherrschen zu können. Die bleichen oder wie vom Morgenroth glühenden Gesichter seiner Cavaliere belustigten ihn dann besonders, und er lachte aus vollem Herzen bei diesem Anblicke.

Der Fürst-Statthalter schien jung geworden zu sein, der Wein hatte ihm sogar die Stirne mit einem dunkelrothen Anhauche überzogen, der alte Bonvivant trieb, wie in den Tagen seiner längst verblühten Jugend, die lustigste Kurzweil, er machte der alten Schule

der „Gesundheitstrinker" die höchste Ehre; ihm würdig zur Seite stand Vitzthum, des Königs treuer Gefährte in der Branche der Liebesabenteuer. Er war ein Cavalier, in allen Sätteln gerecht, wie man von Jemand zu sagen pflegt, der sich in Alles mit Glück zu schicken weiß. Nie von einem Bedenken geplagt, das vollkommenste Gewissen in Bezug auf Weite, immerdar befähigt zu den tollsten Abenteuern, gab er sich auch dem Genusse des Augenblicks mit größter Sorglosigkeit hin, er hatte nie vom Wein etwas zu befürchten, da derselbe kein Geheimniß bei ihm zu lockern fand und er im gewöhnlichen Leben die Wahrheit in Person darstellte, das heißt, sich stets so ungeschminkt mit all' seinen Eigenschaften gab, wie er wirklich war. Unter die weniger rothangelaufenen Gesichter gehörte der Ober-Hofmarschall von Pflugk, der das Vorzüglichste im Trinken leistete, indem er sich des Ruhmes erfreute, zehn Flaschen Wein trinken zu können, ohne aus der Fassung zu kommen. Dieser hochgestellte Hofherr, von dem man sagen konnte, er habe klein und gering angefangen, indem er als Page Johann Georg's des Dritten, des Vaters des starken August, seine Laufbahn begonnen, sich durch die Dienste eines Liebesboten im Hause des damaligen Ober-Hofmarschalls, Herrn von Haugwitz, besonders zu empfehlen

gewußt und durch sein intriguantes und malitiöses Naturell Allen, von denen er irgend eine Beeinträchtigung fürchtete, geschadet hatte, war der glückliche Inhaber einer Eigenschaft, die den Anstrich des Seltsamen und Seltenen zugleich hatte. Er war nämlich nur dann angenehm in seinem Umgange, wenn er das angedeutete Maß Weines in sich gesogen, also der vollkommenste Antipode zu den andern Cavalieren, die nicht auf einen so besonders guten Magen freveln durften. Unter die sehr bleich gewordenen Trinker waren der Herr von Bose und Graf von Hoymb zu rechnen. Der Erstere sah selbst jetzt, wo der Wein ihm alles Blut in's Herz zurückgedrängt zu haben schien, noch spekulativ aus, als erwarte er von irgend einer Seite ein Geschenk, um, wie er es in der Uebung hatte, seine Familie nach rechts und links hin zu bereichern. Die vorherrschende Neigung des Herrn von Bose, Geschenke zu nehmen und womöglich seinen eigenen Finanzen, welche klingende Hilfe jederzeit bereitwillig annahmen, wohlthätig unter die Arme zu greifen, nur um das ergötzende Bewußtsein sich zu verschaffen, bei Banquierhäusern in der Schweiz etwas Capital für den Bedarf seiner Familie anzulegen, drückte sich in seinem spitzen, gleichsam lauernden Gesichte aus; er war ein guter Rechner im eigenen Interesse, und das stille Lächeln auf

den weinbleichen Wangen hatte das Aussehen eines Wiederscheines glücklich gewonnenen Facits von einem schwierigen Exempel. Herr von Hoymb, obwohl bleicher als Alle, zeigte dieselbe gravitätische, ernste Miene, wie in andern Tagen, nur schwammen seine Augen etwas feucht, als koste es ihm Mühe, die Thränen seines vom Weingeist stark ergriffenen Herzens zu unterdrücken. Der Mann sah sehr feierlich aus, das gespenstische Blaß seines Gesichts deutete an, wie er bereits an der Grenze jenes Stadiums angelangt war, wo der klare Blick, die Vernunft sich, durch die Uebermacht fremden Geistes gezwungen, in Nebelgrau flüchtet. Der Großkanzler, Graf von Beichlingen, die Wohlhäblichkeit in Person, freundlich und lustig, schien für diesmal dem guten Trinker, Herrn von Pflugk, hinsichtlich des Höhegrades seiner Leistungen im Vertilgen geistvoller Flüssigkeiten die Spitze bieten zu wollen, was den König außerordentlich belustigte. Es waren noch zehn oder zwölf andere Cavaliere zugegen, die Alle nach Kräften dem Becher zusprachen, wie sie zu anderer Zeit in ihren Hofämtern ebenfalls das Möglichste vollbrachten, um sich zu einem gewissen Ansehen zu verhelfen.

„Den schönsten Frauen!“ rief Vitzthum, seinen

vollen Becher hebend, „Alle müssen austrinken! Wein und Liebchen hoch!"

Ein donnerndes Hoch erschallte in dem Saale.

„Ein Vergnügen müßte es sein, die schönsten Frauen hier beisammen zu sehen, um der schönsten unter ihnen den Preis zu ertheilen," fuhr Vitzthum fort. „Was meinen Ew. hochfürstliche Gnaden dazu?"

„Bin zufrieden mit dem, was ich habe," antwortete der Fürst-Statthalter lachend, „meine Gräfin ist ein Capitalweib."

„Jeder lobt seine Sünde," schrie Vitzthum, „aber recht so, ich bin dabei, und Se. Gnaden, der Herr Großkanzler auch, nicht wahr?"

„Werde nicht nein sagen," entgegnete dieser, „ich kenne keine Dame, die interessanter als die Gräfin Reuß wäre."

„Prächtig! köstlich!" jubelte Vitzthum, „aber es ist wahr, nur bei einer Maitresse kann man sich wohlbefinden, es würde ein fatal langweiliges Einerlei sein, wollte man sich, wie ein Sclave, an die rechtmäßige Gemahlin ketten. Was die Linke thut, braucht die Rechte nicht zu wissen; so nur hat der Ehestand Reiz. Wer ist meiner Meinung? Heraus mit der Sprache! Einer nach dem Andern. Wir wollen hier ein feierlich Gericht über unsre Liebchen halten, das giebt eine Ab-

wechslung, ist noch nicht dagewesen. Jeder verflichtet sich, seine Maitresse auf's Möglichste herauszustreichen, und welche dann als die Schönste, Interessanteste anerkannt wird, der zu Ehren leeren wir die Becher. Soll's gelten?"

„Ja!" riefen Alle lustig.

„Genehmigen Ew. Majestät unser feierlich Gericht?" fragte Vitzthum.

„Ja, es wird Spaß geben," sagte der König beistimmend.

„Gut, ich fange an. Ich hab's erfunden; deshalb beanspruche ich auch die Ehre, der Erste zu sein," sagte Vitzthum und entwarf mit der ganzen Heiterkeit eines Mannes, der sich auf seinen Geschmack etwas einbildet, ein Bild seiner Maitresse. Der launige Ton dieser Schilderung erwarb den vollständigsten Beifall der weintrunkenen ausgelassenen Gesellschaft und galt somit als Norm für die Uebrigen, ihre Erzählungen darnach einzurichten, und die gute Laune, in der sich Alle befanden, trug viel dazu bei, diese Unterhaltung gehörig zu würzen und ein fast beständiges Gelächter hervorzurufen.

„Nun ist's an Euch, Hoymb!" rief der Großkanzler, „heraus mit der Farbe!"

„Ich werde den Herren wenig Vergnügen machen,

denn ich könnte nicht die Vorzüge einer Maitresse rühmen, sondern die meiner Gemahlin," entgegnete Hoymb, „bitte also, mich zu übergehen."

„Nichts da, Graf!" rief der Fürst-Statthalter, „Ihr dürft Euch nicht davon machen, wie ein Dieb in der Nacht. Habt Ihr keine Maitresse, so ist es schlimm genug für Euch; aber wir wollen lachen, und es kann keinen besseren Stoff zum Lachen geben, als wenn ein Mann seine Frau lobt."

„Niemand kann das mit größerem Rechte als ich," entgegnete Hoymb, und seine bleichen Wangen rötheten sich, sein halbstieres Auge erglänzte von einem plötzlichen Feuer, er erhob sich und schwankte, der Wein machte seine Haltung so unsicher, daß er sich genöthigt sah, am Tische sich festzuhalten. „Und wenn Ihr alle zusammen Eure Maitressen herbrächtet und sie in Seide und Goldbrocat kleidetet und meine Gemahlin träte in dem Lumpengewande einer Bettlerin dagegen auf, ich wette tausend Ducaten gegen einen falschen Groschen, sie gewinnt den Sieg, denn sie ist schöner, als Maler je ein Weib malen können."

„Oho!" rief der König, „Hoymb, Ihr schlagt ja einen ganz unerhörten Ton an. Für einen Spaß ist er zu stark, für Ernst unglaublich, denn man würde

doch ein Wort von so bewunderungswürdiger Schönheit gehört haben. Ihr habt's im Rausch geredet."

„Im Rausche? nun ja, Ew. Majestät; aber in vino veritas, ich bleibe dabei, was ich gesagt habe. Alle Maitressen dieser Herren würden sich, wie Eulen vor'm Tageslicht, vor meiner Gemahlin verstecken müssen."

„Ganz recht," lachte der Fürst-Statthalter, „weil sie jedenfalls eine Vogelscheuche ist. O, es ist längst stadtkundig, daß Ihr auf Eurem Gute einen überschwänglichen Schäferroman abspielt. Als Dorfprinzessin mag Eure Gemahlin gewiß ganz ausnehmend schön sein; aber wäre sie nicht linkisch und von bäurischen Manieren, und wüßte sie nur halbwege sich geschmackvoll zu kleiden, Ihr hieltet sie nicht so verborgen. Doch Ihr wißt schon, daß hier Euer Augenstern verschwinden würde, und die Blame wollt Ihr Euch nicht geben."

„Nehmen doch Ew. fürstliche Gnaden die Wette an, wenn Sie dessen, was Sie behaupten, so gewiß sich glauben!" rief Hoymb, immer röther im Gesichte werdend. „Noch einmal sage ich, erschiene meine Gemahlin am Hofe, so wären alle Eure Maitressen verdunkelt."

Eine Pause folgte.

Das Erstaunen der Anwesenden hatte einen hohen Grad erreicht, man sah sich fragend an und wußte nicht, was man aus dem Benehmen Hoymb's machen sollte. War die Ueberzeugung, mit der er die Schönheit seiner Gemahlin vertheidigte, eine wirkliche, fest bei ihm begründete, oder Folge des starken Trunkes?

„Es hilft Ewr. fürstlichen Gnaden nichts, Sie werden die Wette eingehen müssen," bemerkte der Großkanzler, „der Fall ist zu interessant, als daß er ohne weitere Untersuchung bleiben könnte."

„Beichlingen hat Recht," bestätigte der König, bei dem das Interesse, das ihm dieser seltsame Handel erregt hatte, schon in den leuchtenden Blicken zu bemerken war.

„Nun gut, so soll die Wette gelten," sagte der Fürst-Statthalter, gedrängt durch des Königs Beistimmung, „ich zahle an den Grafen von Hoymb tausend Ducaten, wenn seine Gemahlin wirklich so schön ist, daß die anderen Damen des Hofes sich nicht mit ihr messen können. Sowie aber Se. Majestät und diese Cavaliere Zeuge sind, daß ich die Wette eingegangen, so verlange ich auch das mir zustehende Recht, Herr Graf, daß Se. Majestät und diese Cavaliere zwischen uns Beiden entscheiden, weswegen ich darauf bestehe,

daß Ihr Eure Gemahlin unter einem schicklichen Vorwande hierher bescheidet.“

Ein Schatten von Unmuth wollte über Hoymb's jetzt stark geröthetes Gesicht ziehen, doch die Eitelkeit, die Ehre, die zu sehr in ihm angeregt worden, gab den Ausschlag; er konnte übrigens, wollte er sich nicht zum Gegenstande des allgemeinen Spottes machen, auch nicht mehr zurücktreten.

Mit vom Trunk zitternder Hand schrieb er in Aller Gegenwart einige Zeilen an seine Gemahlin, und ein Eilbote auf flüchtigem Rosse brachte den Brief nach Lichtenau. Unter weniger als zwölf Stunden konnte die Gräfin nicht hier erscheinen, denn es mußten doch erst die Anstalten zu ihrer Abreise von dem Gute getroffen werden, was eine Verzögerung veranlaßte, und dann waren die Landwege auch nicht von der Art, um schnell fortkommen zu können. Also lag eine Nacht zwischen der eingegangenen Wette und der Stunde der Entscheidung.

Graf Hoymb, weniger kräftig als die übrigen Cavaliere, unterlag den Wirkungen des starken Weingenusses sehr schnell, ein fester Schlummer nahm ihn in die Arme, und er würde noch länger fortgeschlafen haben, trotzdem, daß die Morgensonne schon ziemlich hoch aufgestiegen war, wenn ihn seine Diener nicht mit

Gewalt aufgerüttelt hätten, um ihm die Nachricht mitzutheilen, daß seiner Gemahlin gräfliche Gnaden bereits angelangt wären. Anfänglich kostete es ihm Mühe, eine Ursache aufzufinden, die ihm ihre Gegenwart an diesem Orte und zu so früher Morgenstunde erklären konnte; aber als der Dunst des Rausches ein wenig verflogen war, und die Erinnerung ihm allmälig klar zurückkehrte, war er nicht im Stande, ein sehr unangenehmes Gefühl zu unterdrücken, gewissermaßen einen Schauer, welcher ihn feindselig überraschte. Es war die Ahnung dessen, was er selber über sich heraufbeschworen hatte und das jetzt seiner Erfüllung rasch entgegenging.

Finster und mürrisch sah er dem Erscheinen seiner Gemahlin entgegen, nachdem er so weit angekleidet war, sie empfangen zu können.

Ha! wie schön, wie reizend war sie! Es durchzuckte ihn fieberisch bei dem Gedanken, daß sie, die er nach dem Rathe der verwittweten Churfürstin bisher so sorgsam vor den lüsternen Blicken des Hofes behütet hatte, ihm entrissen werden könnte.

„Anna,“ sagte er, „wissen Sie, warum Sie hier sind?“

„Nein, ich glaubte, ein Unglück sei Ihnen zuge-

stoßen; aber ich finde Sie wohl. Erklären Sie mir, warum Sie mich hierher riefen?"

Hoymb zögerte, ihr die Ursache zu sagen.

„Ist es etwas so Schreckliches oder Gefährliches, Herr Gemahl?" fragte die Gräfin erstaunt, ihn schweigen zu sehen.

Es war nicht länger zu verheimlichen, und immerhin war es besser, daß sie jetzt die Ursache ihres Hierseins erfuhr, als später; der Graf erklärte ihr Alles.

Auf dem Antlitze Anna's zeigte sich keine auffallende Veränderung, nur ein feines flüchtiges Lächeln schwebte darüber hin. „Ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Graf, daß Sie mich solch' einer Summe für werth halten," sagte sie mit leichter Ironie. „Haben Sie Hoffnung auf das Vergnügen, die Wette zu gewinnen?"

„Ich wünschte, sie zu verlieren; denn gewinne ich sie, so ist mein Verlust größer als die errungene Summe."

Anna äußerte nichts weiter auf diese Rede ihres Gemahls. Nach einer Weile sagte sie: „Wissen Sie, Herr Graf, daß der Donnerstag mein Glückstag ist, und daß wir heute Donnerstag haben? Als ich heute früh von Lichtenau wegfuhr, begegnete mir das Glück

in Gestalt dreier Bauern, die mir entgegengefahren kamen. Sie sehen, Herr Graf, ich bin voll der besten Hoffnung, daß Sie die Wette gewinnen werden."

Es lag in dieser leichten scherzenden Weise der Gräfin nicht nur der Stachel eines Spottes, der ihren Gemahl empfindlich traf, sondern auch eine Zuversicht auf die Erfüllung der großen Ehre, die ihr der Planetenzettel verheißen.

Eine Stunde später versammelten sich die Cavaliere in einem der Prunkgemächer des Schlosses. Man sprach von der Gräfin Hoymb. „Fürstliche Gnaden werden allem Anscheine nach die Wette verlieren," lächelte der Großkanzler, „ich habe das Vergnügen gehabt, die Dame quaestionis auf einige Augenblicke zu sehen, und gestehe, daß sie reizend ist und nicht viele ihres Gleichen aufzufinden sein dürften."

Und Vitzthum schwor bei allen Mächten der Ober- und Unterwelt, daß er, der sich auf diesen Artikel doch besser als sonst Jemand am Hofe verstehe, des Herrn Großkanzlers Excellenz vollkommen beipflichten müsse, denn dergleichen Schönheit sei ihm noch nicht vor die Augen gekommen.

Der König trat mit außerordentlich heiterer Miene ein; Vitzthum, sein treuer Beistand in Schönheitsangelegenheiten, hatte ihm über die Erscheinung der Grä-

sin bereits Bericht erstattet, und seine leichtbeschwingte Phantasie wußte sich schnell ein Bild dieser reizenden Frau zu entwerfen.

Aber dies Lichtbild seiner reichen sinnlichen Einbildungskraft blieb weit zurück hinter der wahrhaft prächtigen und blendenden Erscheinung der Gräfin, als sie von ihrem Gemahle, dessen Wangen bleich und dessen Blicke düster und unheimlich waren, in das Gemach eingeführt wurde.

„Welche Schönheit!" rief der König begeistert, „der Himmel Mohamed's hat keine reizendere Houri aufzuweisen!"

Ende des ersten Theiles.

Druck von E. H. R. Roempler in Dresden.